Sachsen's Volkssagen

Balladen, Romanzen und Legenden

von

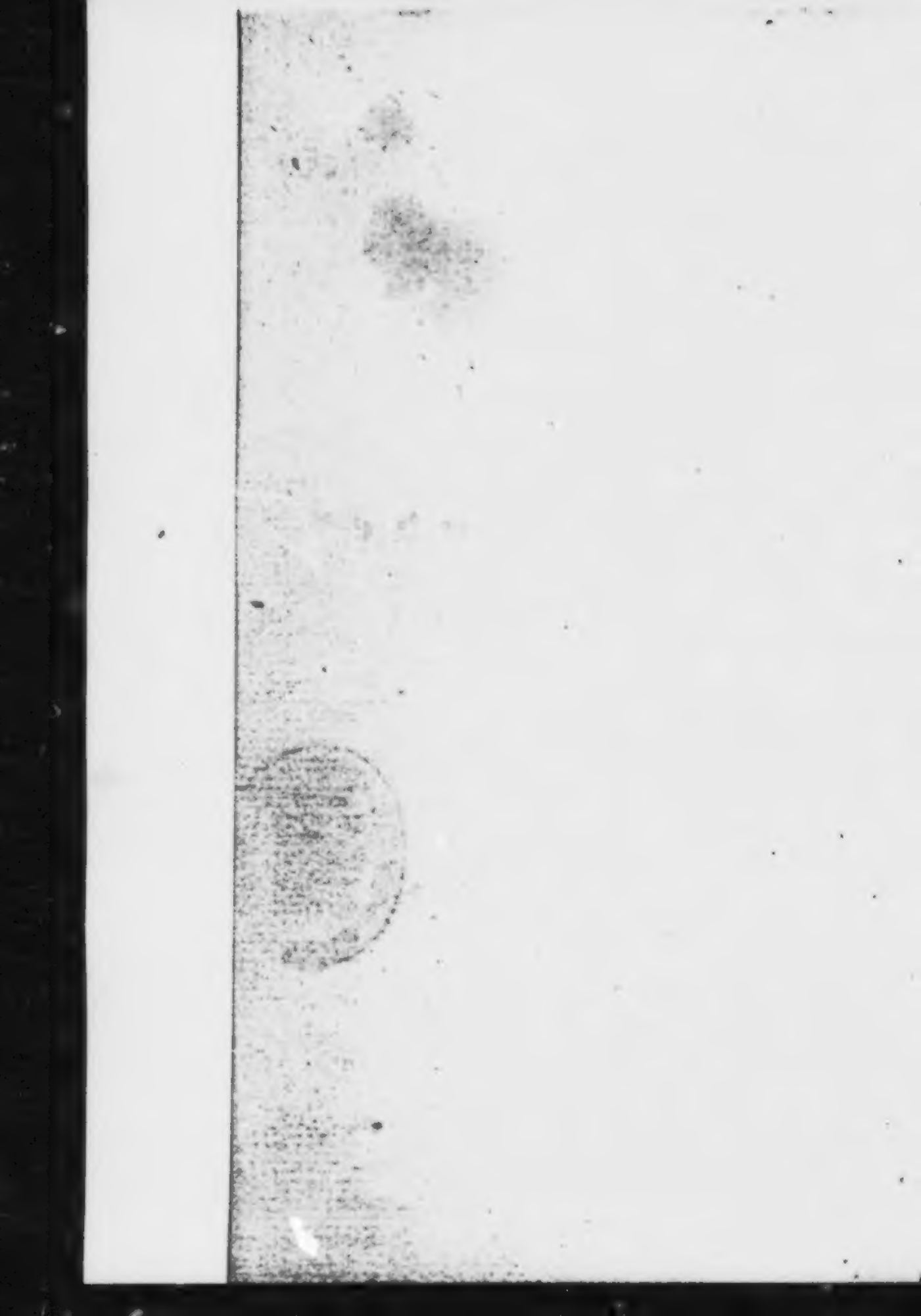
Widar Ziehnert.

Der Erlebnisse

1ter Band.

Annaberg,
Verlag von Rudolph & Dieterici
1838.

7080



Dem

Vaterlande

gewidmet.

Was Du mir gabſt, mein ſächſiſch Vaterland,
die Sagen Deiner Vorzeit, nimm ſie wieder!
Du gabſt den ſchlichten Stoff in meine Hand,
und ſchlicht und kunſtlos ſind auch meine Lieder.

Wohl Lock'res binden mag der Dichtung Band,
doch nicht das Alte ſchmeichelnd umgeſtalten;
was ich in Deines Volkes Munde fand,
das hab' ich unverwandelt Dir erhalten.

Der Völker Geist, indem er Neues schafft,
droht schonungslos das Alte zu zerstören,
und mag doch ungern nur darauf verzichten.

Drum wagt' ich's, trotz der ungeübten Kraft,
der immer wechselsücht'gen Zeit zu wehren,
die Sagen Deiner Vorzeit zu vernichten.

Vorwort.

Ermuthigt durch die freundliche Aufnahme, welche meine ersten Balladenversuche bei rühmlichst anerkannten Männern fanden, entschloß ich mich, Sachsens Volkssagen in dieser Form zu bearbeiten. Die erste schwere Aufgabe dabei war, in Kenntniß derselben und der zu ihnen gehörigen chronistischen und topographischen Notizen zu kommen, und bin ich für die gütigen Mittheilungen hierüber vielen geehrten Gönnern großen Dank schuldig. Die zweite, schwerere Aufgabe war, den oft hartnäckigen und wenig ergiebigen Stoff durch das Colorit der Phantasie und die hier oft schwierig werdende Balladenform glücklich durchzuführen, und die bisweilen ganz verworrenen Sagen so zu ordnen, daß sie dem Volksgerede und den Chronikennachrichten gleich nahe verwandt blieben. Die dritte und schwerste Aufgabe endlich war, in der Bearbeitung volksthümlich zu seyn, (denn die Volkssage ist das Eigenthum des minder gebildeten Standes, und deshalb sind auch

die weniger bekannten Wörter in den Anmerkungen erklärt,) ohne den Forderungen einer edlen Poesie Eintrag zu thun, gemüthlich, ohne weitläufig zu tändeln, treu, ohne die Einzelheiten allzuängstlich festzuhalten, ansprechend, ohne künstlichen Schwung anzuwenden, und abwechselnd in Versmaas und Schreibart, ohne jedoch den einzelnen Sagen ein fremdes und falsches Gepräge aufzudrücken.

Diese drei schweren Aufgaben möglichst zu lösen, habe ich weder Zeit noch Mühe gespart, und in wiefern mir dies gelungen oder nicht, darüber werde ich das Urtheil geehrter Kunstrichter und Gönner willig aufnehmen, und bei der Verbesserung dieses Werkchens dankbar benutzen.

Möge denn dieser Versuch Gönner und Freunde finden, die ihn mit gütiger Nachsicht aufnehmen und der Hoffnung Raum geben, daß die Zukunft Besseres bringen werde. Für erste wird herzlich dankbar, und letztere zu erfüllen immer eifrig seyn

Schlettau bei Annaberg, im October 1837.

der Verfasser.

Inhalt:

1. Die lange Schicht zu Ehrenfriedersdorf.
2. Das Zauberschloß im Windberge im Plauischen Grunde.
3. Vierzehn Nothhelfer bei Gottleube.
4. Klotilde von Kriebstein.
5. Das Mönchsgesicht an der Kirche zu Schlettau.
6. Das Frankengrab bei Connewitz.
7. Die Eselswiese bei Zwickau.
8. Bischoff Benno von Meißen.
    1. Die Frösche.
    2. Der Backenstreich.
9. Die Mordgrube bei Freiberg.
10. Der Kälbchenstein bei Annaberg.
11. Der Schuster aus Groitzsch.
12. Das Kind auf dem neuen Neumarkte zu Leipzig.
13. Der Reiter ohne Kopf auf dem Ziegenberge bei Zwönitz.
14. Der Hahn in der Spitalkirche zu Großenhain.
15. Der Gewinneberg bei Taucha.
16. Das Besperlie[illegible] Pegau.

17. Doctor Fauſt in Auerbachs Keller zu Leipzig.
18. Der Harrassprung bei Lichtewalde.
19. Der Greifenſtein bei Thum.
20. Das Wappen der Bienewitze in Leisnig.
21. Der thörichte See bei Satzung.
22. Der Stein auf dem Markte in Budiſſin.
23. Die Thurmpflegerstochter zu Pirna.

1.

Die lange Schicht

zu

Ehrenfriedersdorf.

Noch heute heißt die Hauptzusammenkunft der Bergknappschaft zu Ehrenfriedersdorf, am Montag nach Ostern, die lange Schicht, zum Andenken an nacherzählte Begebenheit, die nach Angabe der Chroniken sich vollkommen geschichtlicher Glaubwürdigkeit erfreut, und in die Jahre 1507 und 1568 fällt.

„Glückauf! Herzliebste, weine nicht,
Gott wird's zum Besten wenden;
er läßt gewiß die schwere Pflicht
mich sonder Leid vollenden.
In wenig Tagen wirst als Braut
du mir auf ewig angetraut!
Drum sey nur guten Muthes;
Gott will mit uns nur Gutes."

So tröstete die schöne Braut
Oswald,[1]) der junge Häuer;
die aber weint' und schluchzte laut:
„Du denkst, die Hochzeitfeier
sey nah? Mir ahnt's, sie ist noch weit,
weit drüben in der Ewigkeit;
zum Brautbett wird die Bahre,
der Grabstein zum Altare."

Sie bat ihn ängstlich, daß er nicht
heut mit zur Grube fahre.
Der wack're Häuer aber spricht:
„Dafür mich Gott bewahre!
Mich ruft die Pflicht. Ein schlechter Mann,
der den Beruf setzt hintenan,
und aus der Liebe Ketten
nicht mag die Ehre retten."

„Da, Aennchen,[2]) wein' dich lieber blind,
als daß du solltest sehen,
wie auf der Gasse jedes Kind
mich ehrlos' würde schmähen.
Horch, Anne, horch, 's schlägt Mitternacht!
Glückauf! bald ist die Schicht[3]) vollbracht,
und magst in meinen Nöthen
für mich zum Himmel beten."

Drauf zündet er das Grubenlicht,[4])
und küßt sie dreimal innig,
und Aennchen schaut ihm in's Gesicht,
und drückt die Hand ihm sinnig:
„Gesund fahr' aus! Glückauf, Glückauf!"
Er geht, und eilt im raschen Lauf
zur Kirche, daß zum Werke
das Abendmahl ihn stärke. —

Er fuhr mit an „zum guten Glück;"[5])
die Häuer wollten's wagen,
in nächster Schicht, — ein schweres Stück!, —
ein Ort drin durchzuschlagen,[6])
und darum kam die fromme Schaar
noch einmal vor der Todesfahr
bei Nacht in die Kapelle,
und waren schon zur Stelle.

Sie grüßten ernst und feierlich,
und reichten sich die Hände,
und stärkten zu dem Wagniß sich
am heil'gen Sakramente.

Und wie nun so für diese Welt
ein Jeglicher sein Haus bestellt,
da hörten sie von weiten
das Häuerglöcklein [7]) läuten.

Drauf mit erhobenem Gemüth
Gehen sie zu ihrer Grube,
und singen noch ein frommes Lied
dort in der Huthmannsstube,[8])
und baun auf Gott, was auch geschäh',
und greifen rüstig zum Gezäh:[9])
Glückauf, Glückauf, ihr Brüder!
und fahren muthig nieder.

Der Steiger [10]) fuhr voran, und sprach:
„Gott möge uns bewahren,
daß wir gesammt heut zu Mittag
gesund zu Tage [11]) fahren.".
Wallt's Gott! Sie fahren ruhig fort
bis in die Teufe vor das Ort: [12])
„Gott möge uns bewachen,
wenn wir den Durchschlag machen."

Das Ort war fern vom Tageschacht [13])
in vollig Land getrieben.
Der alte Steiger war als Wacht
vorn in der Strecke [14]) blieben.
Da hörte er, wie's zweimal mit Macht
laut in der Firstenzimm'rung [15]) kracht,
und ruft im wilden Schrecke
den Häuern in der Strecke.

„Hilf Jesu Christ! 's macht einen Bruch;[16])
habt ihr's gehört, wie's krachte?
Rasch rettet euch noch zeitig gnug
hinauf zum Tageschachte!"
Er schreit's, und steigt die Fahrt[17]) voran,
die Häuer folgen Mann für Mann,
den Tagschacht zu gewinnen
und lebend zu entrinnen.

Und kommen glücklich oben an,
und danken auf den Knieen
dem Himmel, daß er sie dem nah'n
Verderben ließ entfliehen.
Denn unten poltert's fürchterlich,
die Erde bebt; als wollten sich
in ihren Eingeweiden
die Elemente streiten.

„Horcht," spricht der Steiger, „wie das kracht,
wie's grollt und rollt und hollert,
nicht anders, als wie wenn der Schacht
wär' in die Teuf' gekollert.
Dankt Gott, daß er in der Gefahr
ein treuer Hort und Huthmann war!
Beschädigt ist doch Keiner?
Ha, oder fehlt gar Einer?"

Die Häuer blicken ernst herum,
beim Schein der Grubenlichter
beleuchten sie sich bang und stumm
die erdigen Gesichter.

„O Jesu Christ, du Herr der Welt!
's fehlt Einer, Barthels Oswald fehlt!
Der hat den Tod tief unten
Vor Ort im Bruch gefunden."

Und Alle stehn vor Schrecken bleich,
und jammern ohne Ende.
Da spricht der Steiger: „Fasset euch
und rühret eure Hände.
Mir nach, zur Teufe vor das Ort!
Vielleicht ist Rettung möglich dort."
Er sprach's. Sie fuhren wieder
behend zur Strecke nieder.

Bald konnten sie nicht weiter fort,
's war Schacht und First zerrüttet,
die Strecke drunten und das Ort
war Lachtern[18]) hoch verschüttet.
Und Oswald? „Der muß drunten seyn!"
Die Häuer blicken traurig drein.
„Er grab', der Jüngsten Einer,
kam um, sonst weiter Keiner!"

Der Steiger weint: „Was sollen wir
der Jungfer-Anne sagen,
wenn nach Oswalden sie bei mir
wird heute Mittag fragen?
Auf, grabt zur Teufe, daß wir ihn
vielleicht noch aus dem Grabe ziehn.
Meld' Einer dem Geschwornen[19])
das Schicksal des Verlornen." —

Der Berggeschworne kommt und spricht:
„Laßt nur nicht ab mit Graben!“
Man gräbt, doch nach von oben bricht,
was sie gewältigt[20]) haben.
Es kommt der Tag, es kommt die Nacht,
der Schacht war noch nicht fortgebracht;
nachstürzt's von allen Seiten
und droht den Arbeitsleuten.

Die Bergart war allzu gebrech,
Der Bruch ward immer schlimmer.
Sie warfen ihr Gezähe weg,
und machten Schicht auf immer.
Verlassen blieb der Schacht fortan,
kein Häuer fuhr mehr auf ihm an,
und Oswald hatte drunten
sein frühes Grab gefunden. —

Und Anna bei der Trauermähr
sank tief erschreckt zur Erde.
Die Häuer standen um sie her
mit kläglicher Geberde.
Und als das Jammern endlich sie
wach wieder aus der Ohnmacht schrie,
da frug sie dumpf die Häuer:
„Wo ist, wo ist mein Freier?“

„Wo ist mein Bräut'gam? — Ja, 's ist klar,
ich weiß es wohl, den haben
sie mir, weil er mein Liebster war,
tief in das Ort begraben.

Hinweg, hinweg, treuloſe Brut!
Bei Gott verklagt euch Oswald's Blut.
Bei Gott? — Ha, das iſt's eben,
es kann, 's kann keinen geben!"

Drauf kühlte ihres Wahnſinns Wuth
ein Strom von bittern Zähren:
„O nein, was Gott im Himmel thut,
muß ſich ſtets wohl bewähren.
Ihr guten Leute, ſeht mir's nach,
was ich im Wahnwitz zu euch ſprach.
Nicht ſoll mein thöricht Schelten
euch eure Treu vergelten."

Sie ſprach's, und ſchloß ſich weinend ein
in ihre ſtille Kammer,
und ſaß drei Tage drin allein,
allein mit ihrem Jammer,
und weint' und klagt' und härmte ſich;
am vierten Tage aber ſchlich
ſie in der Dämmrungshelle
zur finſtern Grabkapelle.

Und hing den Brautkranz drinnen auf
bei froſt'gen Todtenkränzen,
und ſprach: „Herr Gott, nimm mich hinauf,
wo all die Sternlein glänzen!
Dem Liebſten droben nur allein
will ich getraut im Himmel ſeyn, —
mein Herz ſoll nie erkalten." —
Sie ſprach's, und hat's gehalten.

Die Grube „zu dem guten Glück“
blieb lange Zeit verlassen,
da hieß sie reicher Silberblick [21])
in Angriff wieder fassen.
Schon war es ein und sechzig Jahr,
seitdem der Schacht verbrochen war,
da faßte man donlägig [22])
ihn auf, und ward durchschlägig. —

Die Oswalds Schicht einst mitgemacht,
die Häuer und die Steiger,
sie schliefen längst im kalten Schacht
ein knappes Lachter saiger.
Nur Einer, Vater Baltzer, kroch,
bergfertig [23]) hier zu Tage noch,
bereit, dort einzufahren,
wo seine Freunde waren.

Er saß einst vor dem Zechenhaus,
— schon dunkelte der Abend —,
und wetzte stumpfe Tzscherper [24]) aus,
sich an der Mailuft labend.
Da rannte von der Kaue [25]) her,
ein junger Häu'r, und eilte sehr,
und war's ihm anzusehen,
daß Wichtiges geschehen.

Glückauf! rief er dem Alten zu,
und wollte rasch vorüber.
Doch Baltzer frug: „Was eilest du?
Komm doch einmal herüber!“

Der Häuer spricht: „Kann heut nicht seyn,
muß zum Bergmeister[20]) rasch hinein.
Gar wichtige Geschichten
hab' ich ihm zu berichten."

„Sie haben einen Häuer jetzt
tief in der Strecke unten
ganz unverwest und unverletzt
und unvermodert funden.
Die Häuer kennen all' ihn nicht,
weiß Gott, wie lang er drinnen liegt!"
So rief der Bergarbeiter,
Glückauf! und eilte weiter.

Und Baltzer hört die Wundermähr,
und ruft mit freud'gem Beben:
„O lieber Gott! Wenn's Oswald wär',
wenn ich in diesem Leben
den alten Freund noch einmal säh!" —
Da tragen ihn und sein Gezäh
die Häuer von der Grube
Schon in die Huthmannsstube.

Sie säubern ihn. Der Alte drängt
sich zitternd zu dem Todten.
„Ja, Oswald!" häscht er; mächtig zwängt
die Freude ihm den Oden.
Da frug der Steiger Vielerlei,
wer und woher der Todte sey,
und wann der Bruch geschehen,
und ob er's mit gesehen?

Hierauf erzählt's der Alte ihm
mit ehrlichem Gesichte.
Der Steiger wartet ungestüm
auf's Ende der Geschichte.
Und Baltzer schließt: „Die Braut lebt noch!
Die alte Anne kennt ihr doch?
— schier neunzig wird sie heuer, —
die hatte ihn zum Freier." —

Die Häuer hören's tiefbewegt,
und bringen bald die Kunde
in's Städtlein, und in kurzem trägt
sie Jedermann im Munde.
Der Ruf wird im Gebirge wach,
fern strömt's her zum Begräbnißtag
aus Dörfern und aus Städten,
dem Zuge beizutreten.

Vom Zechenhaus am Sauberg trug
den Todten man zu Grabe,
und hinterm Sarg im Leichenzug
Wankt Baltzer krumm am Stabe.
Das ganze Bergamt im Geschmeid'
gab einem Häuer das Geleit.
So festlich kann auf Erden
kein Fürst begraben werden.

Wie zwängten in des Kirchhofs Raum,
wie drängten sich die Massen!
Der Gottesacker konnte kaum
die Bergbeamten fassen.

Am Grabe öffnet man den Sarg,
der die verſteinte Leiche barg.
Was konnt' in ſo viel Jahren
ſie alſo friſch bewahren? —

Er lag wie Einer, der ſich freut
auf fröhliche Geneſung,
holdlächelnd da; an Leib und Kleid
kein Zeichen der Verweſung.
Und Jeglicher erkennt es an,
daß Gott ein Wunder hier gethan;
Da plötzlich in der Menge
entſteht ein wild Gedränge,

Und tauſend Stimmen werden laut:
„Platz, Platz für Jungfer Annen!"
und Jeder weicht der treuen Braut,
und tauſend Thränen rannen.
Sie wankt zum Sarg des Liebſten hin,
und ſtürzt ſich ſchluchzend über ihn:
„Ich bin dir treu geblieben,
bald bin ich bei dir drüben."

„Schlaf wohl, Herzliebſter, gute Nacht!
bald werd' ich dir vereinet;
Du bliebſt gar lang, gar lang im Schacht, —
hab' viel um dich geweinet. —
Ihr Leute, ſeht, ich bin die Braut, —
im Himmel werden wir getraut.
Schafft mir aus der Kapelle
den Brautkranz raſch zur Stelle!"

Der Küster sprang und holte ihn,
sie schlang ihn in die Haare.
Wie stimmte sein verdorrtes Grün
zur Trauung an der Bahre!
Wie ist ihr Haar so silberweiß,
wie ist so gelb das Myrthenreis!
Ihr Leib ist alt; — ihr Lieben
ist ewig jung geblieben! —

Sie drückt ihm heiß, sie küßt ihm warm
die kalten, harten Wangen:
„Thu' auf, Herzliebster, deinen Arm,
die Liebste zu empfangen! —
Glückauf, ihr Englein, seyd gegrüßt!
Tragt mich dahin, wo's besser ist;
tragt auf der Todtenbahre
uns beide zum Altare!"

Sie sprach's. Ein leiser Todesschmerz
durchbebte ihre Glieder,
stillbetend brach ihr treues Herz,
sie sank am Sarge nieder.
Und Alles weint und jammert laut;
todt trug man heim die treue Braut.
Der Sarg bei lautem Jammer
sank in die kühle Kammer. — — —

Wie strömt's dem Gottesacker zu,
wie wallt's nach dreien Tagen.
Die treue Anne ward zur Ruh
beim Bräutigam getragen.

Ein zweiter Sarg ſchwankt hintennach,
der alte Walther drinnen lag. —
Weint nicht! Der Tod vereinte
ihn ja mit ſeinem Freunde.

Er machte Schicht. So ganz allein,
was ſollt er noch zu Tage?
„Glückauf Oswald!“ Sanft ſchlief er ein,
ſanft ſonder Schmerz und Klage.
Die Engel haben drauf die Braut
dem Bräut'gam droben angetraut.
Zum Altar muß die Beiden
der Freund doch auch geleiten. —

Sie ſchlummern ſanft die wackern Drei
in ihren kalten Betten.
Jahrhunderte ſind ſchon vorbei;
noch ehrt man ihre Stätten,
und wenn von Oswalds langer Schicht
ein Ehrenfriedersdorfer ſpricht,
ſieht man gewiß in Zähren
ſein Auge ſich verklären.

Anmerkungen.

[1]) Die Chroniken nennen ihn Oswald Barthel, des alten Bergmanns, Michael Barthels, Sohn. Häuer sind alle diejenigen Bergarbeiter, die die Arbeiten auf dem Gestein verrichten mit Schlägel und Eisen; auch kommt ihnen das Bohren und Schießen zu.

[2]) Aenchen. Die Chroniken nennen sie Anna Baumwald, eines wohlhabenden Obersteigers Tochter.

[3]) Schicht ist die Arbeitszeit der Bergleute, gewöhnlich 8 Stunden lang.

[4]) Grubenlicht ist eine Lampe oder ein Licht, und steckt in der Grubenblende, d. i. in einer kleinen hölzernen Laterne, die auf einer Seite offen und inwendig mit Blech beschlagen ist. Auf der entgegengesetzten Seite hat sie einen Haken, womit sie die Bergleute, wenn sie in die Grube fahren, in das Knopfloch des Kittels hängen.

[5]) Gutes Glück, eine Fundgrube auf dem Sauberge bei Ehrenfriedersdorf.

[6]) Ein Ort durchschlagen, einen Durchschlag machen, heißt in einen alten Schacht, Stollen u. s. w. durchbrechen, sehr gefährlich, wenn die Bergart locker (vollig, gebrech) oder der entgegenstehende Raum mit Wassern angefüllt ist.

[7]) Häuerglöcklein. Sein Lauten dient den Bergleuten zum Signal, das erste Mal, sich auf den Weg zur Grube zu machen, das zweite Mal, bei der Grube zu seyn. Es wird 6 mal geläutet, für die Frühschichter für 3 und 4 Uhr, für die Mittagsschichter Mittags 11 und 12 Uhr, für die Nachtschichter Abends 7 und 8 Uhr. Oswald war Frühschichter.

[8]) Huthmannsstube. Der Huthmann, Hüther wohnt im Huthhaus, Zechenhaus, d. i. ein Gebäude, in oder

bei ſich der Schacht befindet, wo auch die Bergleute vor dem Ein- und nach dem Ausfahren beten und ſingen, und wo ſie ihr

9) Gezäh, Werkzeug, verwahren, welches der Huthmann hüten muß.

10) Steiger ſind vielfach verſchieden, Oberſteiger, Unterſteiger, Zimmerſteiger, Maurerſteiger u. ſ. w., alle als Aufſeher über ſämmtliche Arbeiter.

11) Tag iſt Alles auf der Oberfläche der Erde. Zu Tage, außer der Grube, oben auf der Erde.

12) Das Ort, das Ende eines Stolln oder einer Strecke, wo die Häuer weiter arbeiten. Teufe, bergmänniſch für: Tiefe.

13) Tageſchacht, der erſte Schacht, zunächſt der Oberfläche der Erde.

14) Strecke, ein zu verſchiedenen Zwecken getriebner Gang, worin ſich das Arbeitsort befindet; oft mehrere Lachtern lang.

15) Firſt, Firſte, Förſte des Orts iſt die Decke eines Stolln oder einer Strecke. Daher Firſtenzimmerung, d. i. Deckenzimmerung eines Stolln oder einer Strecke.

16) Bruch heißt das Zuſammenbrechen des Geſteins in einer Grube, welches geſchieht, wenn die ausgehauenen Räume nicht gehörig durch Zimmerung oder Mauerung verwahrt werden. Bricht nun das Geſtein zuſammen, ſo ſagt man: Es macht einen Bruch, es iſt zu Bruche gegangen, iſt verbrochen.

17) Fahrt, bergmänniſch für: Leiter.

18) Lachter, ein bergmänniſches Maaß, 80 Zoll.

19) Geſchworner, Berggeſchworner, Reviergeſchworner, iſt ein Mitglied des Bergamts, und veranſtaltet unter Oberdirection des Bergmeiſters den ſpeciellen Bau und Haushalt bei jeder Grube.

**) gewältigen, ausgraben, wegschaffen.

**) Silberblick, ein Anbruch von silberhaltigem Erze oder gediegnem Silber.

**) Donlägig, d. i. einen schiefen Winkel mit dem Horizonte bildend. Saiger, senkrecht.

**) Bergfertig ist der Bergmann, wenn er Krankheit halber nicht mehr anfahren kann.

**) Tzscherper, ein Schnitzmesser mit 3 Zoll langer Klinge und 3 Zoll langem Hefte, zum Zuschneiden der Helme an den Werkzeugen.

**) Kaue, ein kleines hölzernes Gebäude über dem Schachte, damit der Regen nicht hineinfalle, wenn nemlich die Einfahrt nicht im Zechenhause selbst ist.

**) Bergmeister ist Vorsitzer im Bergamt, befährt selbst zuweilen die Gruben, und ordnet die Geschwornen zu den Veranstaltungen und die Markscheider zu den Vermessungen an.

2.

Das Zauberschloß im Windberge

im

Planischen Grunde.

Der Windberg, 2 Stunden südlich von Dresden, ist der höchste Punct dieser Gegend. In seiner Nähe liegen, am rechten Ufer der Weisseritz das Dorf Burgk, am linken die Dörfer Döhlen und Deuben. — Ueber die Zeit und historische Grundlage der nachstehenden Erzählung ist nichts zu bestimmen; wahrscheinlich ist sie blose Sage. —

Von der Schenke in Deuben zu Hauſe nach Burgk,
unterm Arme die ſtaubige Geige,
ſchlich Görge, der Fiedler, verdrüßlich und ſacht
in der mondhellen zweiten Pfingſtfeiertagsnacht
auf vielmals gegangenem Steige

Görg war ein gar drolliger ſchnurr'ger Patron
und überall gerne geſehen,
war Jedem gefällig, und war wo ein Reihn,
da mußte auch Rothkopfs Görge mit ſeyn,
durch's Fiedeln die Luſt zu erhöhen.

Er war auch nicht theuer mit ſeiner Muſik,
ließ kaum ſich die Saiten bezahlen,
und waren die Beutel der Tänzer auch leer,
er fiedelte, bis ſich auf Weiteres mehr
die liebenden Pärchen empfahlen.

Heut hat er mal wieder ſechs Stunden gegeigt
um wenige ſpärliche Dreier,
da fiel's unterweges auf einmal ihm ein,
es müßte wohl morgen gefällig ſchon ſeyn
die noch nicht erfiedelte Steuer.

Heut wenig Verdienst, und die Steuer so nah,
das lag ihm gar lästig im Sinne.
Drum schlich er nach Haus so verdrüßlich und sacht,
und sann und sann, wie er noch in der Nacht
die Steuer sich ehrlich gewinne.

So kam er zum Windberg mit schwerem Gemüth,
und dachte: „Besinn dich doch, Görge?
Hm, soll nicht im Windberg ein Zauberschloß seyn?
Wüßt' den Weg ich, gewiß es erbarmten sich mein
die kleinen gutmüthigen Zwerge."

Und er steht stierblickend auf kahles Gestein,
und stutzet und staunet; denn, Wunder!
der Fels wird lebendig und bildet ein Thor,
draus krabbelt ein aschgraues Männchen hervor,
mit Augen wie glühender Zunder.

Das Männchen grüßt Görgen, und reicht ihm die Hand,
und fragt ihn: „Verstehst du zu geigen?"
Und Görg! hat ein gutes Gewissen, und spricht
sonder Schrecken und Furcht: „Virtuos bin ich nicht, —
doch, Freundchen, das wird sich wohl zeigen."

„Nun gut," spricht das Männchen, „so folg' mit getrost,
dein harren die Geister im Berge,
und nimm dich zusammen, und wenn man dich fragt,
was dein Lohn ist, da schweig. Jetzt rasch, eh' 's tagt!"
Und ruhig folgte ihm Görge.

Sie gingen durch Felsen, bergauf und bergab,
das Männchen und Görge im Dunkeln,
und kamen zuletzt an ein eisernes Thor,
da lag ein gewaltiger Riegel davor,
verzieret mit sieben Karfunkeln.

Da wurde es Görgen doch enger um's Herz,
denn er dachte: „Gefällt deine Geige
den Geistern, so darfst du nicht wieder zurück,
wo nicht, so kostet's dich gar das Genick,
auf jeden Fall geht es zur Neige."

Sein Führer schlug drauf mit dem Stecken an's Thor,
es hob sich der mächtige Riegel.
Sie gingen hinein, und fürchterlich
erkrachten die Angeln, es schlossen sich
jach wieder die eisernen Flügel.

Was sah nun der Fiedler? — Ein prächtiges Schloß,
von Silber die Thürme und Mauern,
die Fenster Demanten, die Dächer Smaragd,
unzählige Fackeln durchstrahlten die Nacht,
und erfüllten den Fiedler mit Schauern.

Er stand wie vernichtet, und wollte das Schloß
neugierig sich näher beschauen,
da zog ihn sein Führer zum riesigen Saal;
dort harrten schon sein in unsäglicher Zahl
die niedlichen Herren und Frauen.

Die Wände des Saales erschienen wie Duft,
von würzigen Blumen durchwoben,
crystallene Lampen übergossen den Saal
und die seltsamen Tänzer mit blendendem Strahl
von den Seiten, von unten und oben.

Fünf Spannen kaum waren die Männerchen lang
im altdeutschen Rittergewande,
die Frauchen noch kleiner, mit Schleiern im Haar,
im blumendurchwobenen Seidentalar
mit perlenumrändelter Kante.

Als Görg mit der Geige hinein in den Kreis
der festlichen Geister gekommen,
da wies ihm sein Führer zum goldnen Kamin,
und sagte: „Nun, Fiedler, beginne, beginn'!
und nur hübsch zusammen genommen!"

Görg stimmte die Saiten mit zitternder Hand,
und straffte und wichste den Bogen,
und spielt' einen Walzer. Der Reigen begann,
es hüpften possierlich saalab und saalan
die Pärchen, gleich schaukelnden Wogen.

Das war ein Gewimmel, ein Jubel und Tanz,
wie Görge noch niemals gesehen.
Er merkte sogleich, daß sein treffliches Spiel
den tanzenden Herrchen und Frauchen gefiel,
und schien's immer besser zu gehen.

Er geigt, so hat er noch niemals gegeigt,
denn himmliſche Töne entgleiten
und Weiſen, wie Görge ſie ſelbſt nicht verſtand,
unter ſeiner noch nie ſo ſchnell fingernder Hand
den alten zerfiedelten Saiten.

Drob freut er ſich höchlichſt, und geigte drauf los,
doch fand er mit großem Bedauern,
daß die webelnden Zwerge in luſtigen Reihn,
wohl zweimal ſo ſchwer zu ermüden noch ſeyn,
als drüben in Deuben die Bauern.

Es war ihm, als hätt' er ſeit Stunden gegeigt,
ihm ſchmerzten die Finger und Hände.
Die Quinte zerſchrazte, die Quarte zerſprang,
der Tanz währte Görgen ſo fürchterlich lang,
er erwartete ſehnlichſt das Ende.

Da erſcholl es vom Hofe wie Hahnengeſchrei,
und im Nu aufhörte der Reigen,
und einer der Tänzer fragt Görgen geſchwind:
„Rothköpfiger Fiedler, was haſt du verdient?
Sag an, was begehrſt du für's Geigen?“

Doch beſcheiden hält Görge den Sonntagshut hin,
und ſchweigt, wie ſein Führer befohlen.
Und der Zwerg nahm den Hut, und ging zum Kamin
und ergriff eine Schaufel und füllete ihn
bis zum Rande mit glühenden Kohlen.

Und kreischte: „Da, Fiedler, da hast du den Lohn!“
und verschwand in der schweigenden Menge.
Und Görge zerbiß sich die Lippen vor Wuth,
daß man ihm zum Danke den Feiertagshut
vom Tharander Markte versenge.

Da winkt ihm sein Führer zum Saale hinaus,
und führt auf dem nämlichen Wege,
auf dem sie gekommen, ihn wieder zurück,
und verschwand vor Görgens verwundertem Blick
beim Felsen am Deubner Stege.

Der Felsen erhielt seine alte Gestalt,
drauf schlugen die Glocken in Döhlen.
„Erst Eins? — denkt Görge — das kann ja nicht seyn,
ich geigte so lange den Geistern zum Reihn;
's kann wenig zum Tage noch fehlen.“

Er schüttelt ungläubig den Kopf, und meint,
so schnakisch geträumet zu haben;
doch der Hut wird schwer von den Kohlen wie Blei,
und beweiset ihm klar, daß es Wirklichkeit sey,
und er schüttet die Kohlen in Graben.

Und flucht den Geistern, und stolpert nach Haus
unter heimlicher Sorge und Klage,
und schleudert den Hut von den Kohlen noch warm
zu Winkel, und wirft sich dem Schlaf in den Arm,
und schnarchet bis fast zu Mittage.

Und als er erwachte, war wieder der Hut
das Erſte, woran er gedachte.
Er holt aus dem Winkel ihn wieder, und ei!
er war nicht verſengt, war ſo gut noch wie neu,
daß Görge vor Freude drob lachte.

Er beguckt ihn von innen und außen genau,
da blitzt ihm ein Goldſtück entgegen,
an Schrift und an Wappen ſo unbekannt,
wie die Geiſter der Berge mit zaubernder Hand
ſie münzen und ſtempeln und prägen.

„Ha, ha, — denkt Görge, — nun wird mir's klar;
ſo — ſo, — das waren die Kohlen?"
Und er eilt mit dem Hute im flüchtigſten Lauf
den ſteinigten Fußſteig am Windberg hinauf,
aus dem Graben die andern zu holen.

Sie lagen noch alle da, ſchwarz und verbrannt,
er ſammelt ſie eilig im Hute,
und ſchüttelt und rüttelt, und ſchwenket und rollt,
und die Kohlen, o Wunder! ſie werden zu Gold,
und Görgen — ward's ſeltſam zu Muthe.

Heim eilt er, und küßet die Geige und weint
viel Thränen des Dankes darüber.
„Das Gold? Ja, es langt ſchon zu Feld und zu Haus!"
Drauf ſpringt er wie närriſch zur Thüre hinaus,
und flugs zu dem Nachbar hinüber.

„Gott grüß' euch! Ist Hannchen, ist Hannchen nicht da?
He, Nachbar, nun darf sie mich nehmen?
Und wollt ihr, wird heut noch die Trauung bestellt,
denn hört nur, nun hab' ich ein Gut und ein Feld,
und ihr braucht euch mein nimmer zu schämen."

Der Nachbar ruft lächelnd das Mädel herein
und wirft es dem Fiedler entgegen:
„Da nehmt sie! Ich geb' ihr als Mitgift dazu
ein Füllen und eine neumelkende Kuh,
Gott schenk' euch Gedeihen und Segen." —

Görg kaufte ein Gütchen und wurde getraut,
und bald auch „Herr Schulze" betitelt,
war glücklich mit Hannchen, und fragte ihn wer:
Wo tausend, wo habt ihr den Engel denn her?
da sagt' er: „Im Windberg erfiedelt!"

3.

Vierzehn Nothhelfer

bei

Gottlenbe.

Unter diesem Namen versteht man eine der steilen Höhen, welche das Städtchen Gottleube im Amte Pirna eng umschließen. Daß dieser Name aus dem Hussitenkriege herrühre, geht eine doppelte Sage, eine, daß dahin 14 Gottleuber Familien geflüchtet wären, die andere soll hier erzählt werden. Sie fällt in's Jahr 1429. Wahrscheinlich aber rührt der Name von einem lang eingegangenen Kapellchen her; denn unter den 14 Nothhelfern versteht man die 12 Apostel, die Jungfrau und Johannes den Täufer, oder auch Joseph.

Wie klingt das Lied vom edeln Muth
so süß, wie rauscht es hell und voll!
Schlicht ist das Lied, jedoch es thut
dem biedern Herzen ja so wohl.
Was neidet ihr Sparta? das Vaterland trug,
trotz Sparta, der muthigen Bürger genug.

Das rächende Hussitenheer
zog mordend durch das Sachsenland.
Die Furcht und Angst nahm täglich mehr,
das Elend täglich überhand.
Die Feinde verscheuchten mit Feuer und Schwert
den Bürger und Bauer vom friedlichen Heerd.

Schon rauchte weit und breit im Land
manch armes Dorf, manch reiche Stadt,
doch nimmer ward an Mord und Brand
die Rache der Hussiten satt.
Sie dringen stets weiter, in Asche und Blut
zu kühlen des Glaubens entzügelte Wuth.

Ein Städlein lag im engen Thal,
Gottleube, klein und unbekannt,
doch reicher wahrlich tausendmal,
als manches vielgepriesene Land.
Denn Männer ja wohnten und Bürger darin
mit rüstigen Händen und adligem Sinn.

Durch Flüchtige von Liebſtadt kam
die Kunde, daß der Feinde Heer
den Weg zu dieſem Thale nahm,
und daß es nimmer ferne wär'.
Da nehmen die Bürger ihr Beſtes geſchwind,
und wollen von dannen mit Weib und Kind.

Ach, eilt, ihr Leute, rettet euch!
Die Feinde rücken ſchon heran.
Was ſteht ihr da ſo ſtarr und bleich?
Was ſeht ihr euch einander an?
Ha, hört ihr das Toſen und Lärmen und Schrein?
Sie müſſen ſchon drüben am Berge ſeyn!

Und wenn ſie ſchon ſo nahe ſind,
ſo iſt es ja zu ſpät zur Flucht.
Entſchließt euch raſch! Für Weib und Kind
ſey denn das Letzte noch verſucht!
Doch ihr opfert vergebens ja Blut und Leib,
erſt morden ſie euch, dann Kind und Weib!

In ſolcher Noth gilt's raſche That.
Der Burgemeiſter tritt heran,
mit kriegeriſchem Waffenſtaat
und langem Schwerte angethan:
„Wer's mit mir will wagen, der trete hervor,
und halte zum Zeichen die Rechte empor!"

Und freudig ſtimmt das Volk ihm bei,
und Hand an Hand ſtreckt ſich empor,
mit Beifallsruf und Kriegsgeſchrei
tritt jeder Bürger kühn hervor,
und fordern, dem Feinde entgegen zu ziehn,
und keiner gedenket noch ferner an's Fliehn.

„Nein, nein! Das Sterben iſt nicht leicht!
Nur wer nicht Weib und Kinder hat,
der folge mir! Ihr Andern weicht
raſch mit den Euern aus der Stadt!"
Der Burgemeiſter, er ſpricht es und nimmt
nur dreizehn noch, die ſich zum Opfer beſtimmt.

Die Vierzehn ſcheiden ernſt und ſtumm,
und ziehen ſtill zum Thor hinaus,
und blicken ſich noch einmal um
nach dem geliebten Vaterhaus,
und ſehen die Freunde jenſeits fliehn,
und beten zum Herrgott auf den Knien,

Und ziehen das Schwert, und treten
dem Feind entgegrn auf der Höh.[1])
Der rücket ſo getroſt herauf,
wie wenn er kaum die Vierzehn ſäh',
und es reitet ein feindlicher Führer heran:
„Ja bettelt nur, Hunde! Ihr müßt doch dran!"

„Erwarte das, du Bube!“ spricht
der Burgemeiſter ernſt. „Wir ſind
zum Kampfe da, zum Bitten nicht
das ginge ja doch in den Wind!“ [2])
Und er ſpringt auf ihn zu, und ſchwingt das Schwert:
todt ſtürzt der Huſſite vom bäumenden Pferd.

Wie das ſein Heer von ferne ſchaut,
da ſpr.ngt 's herzu mit wilder Wuth,
und tobt und brauſt, und brüllet laut
nach Rache für des Führers Blut,
und umringet die Vierzehn ſo eng und dicht:
„Das ſollt ihr uns büßen, verwegnes Gezücht!“

Wohl dränget arg der Feinde Heer,
und vierzehn iſt gar kleine Zahl,
doch ihre Schwerter fallen ſchwer
und ihre Panzer ſind von Stahl.
Schon liegen die Feinde zu Haufen gethürmt,
die Vierzehn hat Gott noch gnädig beſchirmt.

Doch ärger drängt der Feinde Heer,
und kleiner wird die kleine Zahl,
auch Feindes Schwerter fallen ſchwer
auch Feindes Panzer ſind von Stahl.
Es ſinkt von den Vierzehn wohl hier und dort
todt einer danieder! Der Kampf währt fort. [2])

Wie trieſen alle ſchon von Blut,
wie werden ihre Arme matt!
Und wilder wird der Feinde Wuth,
und dichter ihrer Hiebe Saat!
Jetzt ſinket der letzte der Vierzehn dahin;
die Hufe der Roſſe zermalmen ihn!

Den Todten Heil, durch deren Blut
viel Hunderte gerettet ſind! —
Der Feind erſah für ſeine Wuth
nicht Mann noch Greis, nicht Weib noch Kind.
Die waren behalten für beſſere Zeit,
indeß ſich die Vierzehn dem Tode geweiht.

Wie klingt das Lied vom edeln Muth
ſo ſüß, wie rauſcht es hell und voll!
Schlicht iſt das Lied, jedoch es thut
dem biedern Herzen ja ſo wohl.
Was neidet ihr Sparta? Das Vaterland trug,
trotz Sparta, der muthigen Bürger genug.

Anmerkungen.

[1]) Diese Höhe, die noch heute Vierzehn Nothhelfer heißt, ist nicht zu verwechseln mit einer andern steilen Bergspitze, südlich von Gottleube, welche den 14 Bürgern als Warte gedient haben soll, und deshalb die schnelle Gucke heißt.

[2]) Der Bürgermeister hatte volles Recht zu dieser Voraussetzung, da mehrere von den Hussiten bedrohte Städte ihre um Gnade bittenden Deputirten hatten niederhauen sehen müssen, und die fast einzige Ausnahme, welche die Hussiten mit Naumburg gemacht haben sollen, erst 1432 vorfiel.

[3]) Die Sage spricht von einem dreistündigen Kampfe, was aber doch nicht recht wahrscheinlich seyn will, wenn wir die Wuth und die Kriegsgewandtheit der Hussiten bedenken.

4.

Klotilde

von

Kriebſtein.

Kriebstein, Schloß im Amte Rochlitz, 1 Stunde südlich von Waldheim, wurde erbaut 1382 bis 1407 vom Ritter Dietrich von Berawalde, dem fast die ganze umliegende Gegend unter dem Namen der Herrschaft von Kriebstein, wovon Waldheim der Hauptort war, gehörte. Diesen vertrieb daraus Ritter Staupitz von Reichenstein am Fastnachtstage 1415. Kurz darauf fiel das, was im Nachstehenden erzählt wird, geschichtlich wahrhaft vor, und ein Gemälde, welches noch jetzt im Schlosse hängt, enthält das Andenken daran. Nur der Name Klotilde ist geschichtlich nicht zu verbürgen.

Auf der Kriebsteiner Warte im Dämmerschein
mit Klotilden, der schönsten der Frauen,
stand Ritter Staupitz von Reichenstein,
und schaute hinab auf die Gauen.
Er hatte das Schloß mit Wald und mit Flur
dem Ritter von Bernwald seit Monden nur
nach langem, unrechtlichen Streite
genommen zur leidigen Beute.

„Wie dampfen die Thäler, wie glühen die Höh'n,
wie rauschet die Zschope im Grunde!
Wie ist's doch hier oben so wonnig und schön,
wie nirgends herum in der Runde!
Solch schönes Besitzthum, das war es wohl werth,
daß ich seiner um Leben und Sterben begehrt,
und mag es Dietrich im Herzen
sein Lebtag wohl nimmer verschmerzen."

„Doch du weinest, Klotilde? Was wandelt dich an?
Magst du dich des Glückes nicht freuen?
Sprich, Weib meines Herzens, was hast du daran
denn wieder einmal zu bereuen?

Was näßt dir die Wange? Was trübt dir den Blick?
Was vergällt dir das neue, das köſtliche Glück?
Lieb Liebchen, wie mag ſich dein Weinen
mit meinem Vergnügen vereinen?"

„„Ach, freuſt dich, mein Staupitz, du freuſt dich zu früh!
Dem Räuber mag's nimmer gedeihen!
Und ob auch der Gau da ſchön grüne und blüh',
das kann doch mein Herz nicht erfreuen.
Du haſt es nicht Rechtens und zeitig genug
wird kommen der Landgraf [1]) mit reiſigem Zug,
die Mauern des Schloſſes zerbrechen,
und die Unbill gar fürchterlich rächen.""

„Laß kommen den Landgraf mit reiſigem Zug,
laß ihn kommen die Unbill zu rächen!
Er wird ſich den Schädel wohl zeitig genug
an den Kriebſteiner Mauern zerbrechen.
Drob weine kein Thränlein, drob ſorge dich nicht!
Nicht fürcht' ich des Landgrafen Zorn und Gericht,
denn in Fehden an allen Weltenden
kann er jetzt ſich nicht rühren, noch wenden."

So trotzte der Ritter. Sie weinte fort,
und ſchaut' in die Thalung hinüber:
„„Ha, Staupitz, gewahrſt du die Reiſigen dort?
die kommen von Waldheim herüber.
Hilf Jeſu Maria! Das iſt ſein Pannier —
der Thüringer Landgraf! — Viel Tauſende [2]) ſchier!
Wie füllet den Thalgrund die Menge
der Feinde mit wildem Gedränge!""

„Beim Himmel, Klotilde, du ſaheſt wohl recht!“ —
ruft Staupitz. „Die kommen gar frühe.“
Und er gebeut lautſchreiend dem Brückenknecht,
daß er eilends die Brück' aufziehe,
und den Schützen ruft er, dem reiſigen Troß,
und ſtürmt wie ein Wetter durch Hof und durch Schloß,
und ordnet die alten Getreuen
auf den Mauern in eiſerne Reihen.

Schon ſchwärzte die Erde der Fittig der Nacht,
wild regt ſich's tief unten im Thale,
und der Ritter im Panzer hält ſorgliche Wacht
am Fenſter im gothiſchen Saale,
und tröſtet Klotilden mit männlichem Sinn:
„Laß ſie kommen; ſie habn deß wenig Gewinn!“
da nahet ein Herold der Pforte,
und trompetet', und rufet die Worte:

„Mein Herr, der Landgraf im Thüringerland,
läßt dem Ritter von Reichenſtein melden,
er wäre gekommen, mit feindlicher Hand
ihm Unbill und Raub zu vergelten.
Er wolle erſtürmen das Kriebſteiner Schloß,
und woll' es vernichten mit Mann und mit Roß,
wenn der Ritter nach dreimal drei Tagen
noch würde zu trotzen wagen.“

Wie krachte Klotilden in's dumpfe Gehör
des Herolds prophetiſche Stimme!
Sie weinte wie bitter, ſie klagte wie ſchwer!
Doch der Ritter im männlichen Grimme

rief hinaus zu dem Fenſter: „Vermelde dem Herrn,
die Furcht und die Angſt ſey von Staupitzen fern,
er ſtürme heut lieber, wie morgen,
ich wolle für's Weitere ſorgen.“

Flugs drauf mit dem kommenden Morgenroth
beginnet der Landgraf zu ſtürmen,
doch die Zinnen ſpeien Verderben und Tod,
und Leichen zu Haufen ſich thürmen.
Drob zagen die Krieger und laſſen nach,
und beginnen's erſt wieder am folgenden Tag;
doch ob ſie auch dreimal es wagen,
ſie werden zurückegeſchlagen.

Da knirſchet der Landgraf in grimmiger Wuth:
„Das ſoll mir, beim Heiland der Welten!,
das ſoll mir der Bube mit Hab' und mit Gut,
mit Leib und mit Leben entgelten!“
Drauf umſtellt er den Kriebſtein mit lauerndem Troß,
und denket: In kurzem wohl wird ſich in's Schloß
der Hunger, der nagende, ſchleichen,
und den trotzigen Gecken erweichen. —

Drei Monden vergehn, und noch immer ſtolziert
der Ritter gar keck auf den Mauern,
und der Landgraf, ſo müſſig im Lager, verliert
die Luſt zu dem Harren und Lauern,
und will ſchon von dannen, und denket mit Liſt
das Schloß zu erobern zu beſſerer Friſt,
und gebeut ſeinen Hauptleuten, morgen,
für den Abzug in Eile zu ſorgen. —

O daß doch ein Bote den frohen Bericht
den Männen auf Kriebſtein brächte!
Wie ſchleichen dort oben mit hohlem Geſicht,
wie klagen die Knappen und Knechte!
Der Hunger zerbrach ihren trotzigen Muth;
der Ritter zerwirft ſich in Fiebersgluth
auf dem Lager; Klotilde mit Beben
kniet weinend und betend daneben.

Und Staupitz will ſterben, vom Hunger verzehrt,
und vom raſenden Fieber zerrüttet,
und ſie hat nicht den Trunk, den er lechzend begehrt,
das Brot nicht, darum er ſie bittet! —
Da entſchließt ſie ſich endlich in ſchrecklichſter Qual,
einen Boten zu ſenden zum Landgraf in's Thal,
ſie wolle um Freiheit und Leben
das Schloß ihm noch heut' übergeben.

Um Mitternacht ſteiget der Bote in's Thal,
und begehrt mit dem Landgraf zu reden,
und meldet getreu, was Klotilde befahl.
Darüber iſt jener betreten,
und ſtaunet und lächelt: „So ſteht es mit euch?
Blutarm ſeyd ihr droben? Wir glaubten euch reich,
und meinten, es würde das Lauern
noch Wochen und Monden lang dauern.“

„Doch, weil mir ſo freundlich des Staupitzen Weib
die Schwäche des Schloſſes verrathen,
ſo will ich an Gut und an Ehre und Leib,
— ich ſchwör' es bei Gott! — ihr nicht ſchaden!

So viel, als ihr Rücken zu tragen vermag,
soll sie nehmen, und früh mit dem kommenden Tag
wegziehen nach Lust und Begehren,
und soll es ihr Niemand verwehren!" —

Drauf, als er den Boten mit solchem Bescheid
zum Schlosse zurücke gesendet,
thut kund er dem Troß, wie zur glücklichen Zeit
der Zug noch so herrlich geendet.
Die erwarten nun freudig beim Becherklang
und Würfelspiele und Siegesgesang
den Morgen, die schönste der Frauen
mit dem Kober auf dem Rücken zu schauen.

Kaum graute in Osten der werdende Tag,
da knarrte das Thor auf dem Schlosse.
Klotilde wie Schatten so bleich und so schwach
steigt nieder zum feindlichen Trosse.
Wie keucht sie, wie schwankt sie, so schwer und gebückt,
von der Last auf dem Rücken tief niedergedrückt!
Was macht sie so keuchen und schwanken?
Ha, sie trägt ja — den Gatten, den kranken! —

Der Landgraf stutzt, es erfaßt ihn die Wuth,
doch wie er die leidenden Züge
der Beiden betrachtet, da stockt ihm das Blut,
da erstickt auf den Lippen die Rüge.
Und Klotilde tritt zu ihm: „Herr Landgraf, verzeiht!
Ich habe gethan nach euerm Bescheid,
und das Liebst' auf dem Rücken genommen,
und bin euch zu danken gekommen."

Und ſtarr, wie von Marmel, der Landgraf ſteht
mit fürchterlich drohendem Schweigen,
und ſinnet, und ſpricht: „Geht, Dame, geht!
Ihr machet das Herz mir erweichen.
Ich meint' es wohl anders, doch eurer Treu
und Liebe ſtand freilich die Deutung frei,
und die ſchönſte, ihr habt ſie gefunden,
und die rächende Hand mir gebunden."

„Nehmt hin euern Gatten! Ihm ſey verzieh'n,
verzieh'n ſeinen Knappen und Knechten!
Nur um euertwillen begnad'ge ich ihn,
und mit Dienern mag Friedrich nicht rechten."
So ſprach er, der wackre. Die Glückliche kniet
vor ihm nieder und weint mit bewegtem Gemüth,
und zieht mit dem Gatten und Mannen,
den Landgrafen ſegnend, von dannen [3]).

Anmerkungen.

[1]) Der Landgraf von Thüringen, nämlich Friedrich der Streitbare, welcher für die dem Kaiser Sigismund geleistete Hülfe im Hussitenkriege, 1423 das Herzogthum Sachsen, das Erzmarschallamt und die Kurfürstenwürde erhielt. Er war der Lehnsherr Dietrichs von Bernwalde, und mußte diesem deshalb zu Hülfe kommen.

[2]) Der Landgraf hatte die Bürger von Freiberg, Rochlitz und andern Städten gegen Staupitzen aufgeboten.

[3]) So war nun Friedrich Herr von Kriebstein, welches ihm so sehr gefiel, daß er den Ritter Dietrich der Nachlässigkeit in seinen Lehnspflichten beschuldigte, und das Schloß für sich behielt.

5.

Das Mönchsgesicht an der Kirche

zu

Schlettau.

An der östlichen Außenseite der Kirche zu Schlettau befindet sich etwa 8 Ellen von der Erde ein Stein in der Mauer, der, ohne von Menschenhänden dazu bearbeitet zu seyn, einem Mönchsgesicht täuschend ähnlich sieht. Nachstehende Sage fällt ohngefähr um das Jahr 1520, als Johannes Küttner oder Johns Kottne, des Grünhainer Abtes Georg Küttners Bruder, in Schlettau letzter katholischer Pfarrer war.

Im Pfarrhaus zu Schlettau um Mitternacht
saß sinnend der dasige Pater,
Johns Kottne. Da trat ganz leis und sacht
in's Zimmer ein fremder Confrater,
und frug, — es klang so schauerlich —
„Ehrwürdiger Kottne, kennst du mich?“ —

Der Pater verneint' es in ängstlicher Hast,
den nächtlichen Wandrer zu kennen.
Da begann der bleiche, hohläugige Gast:
„Dir nur, dir will ich mich nennen;
mein Nam' ist Benno. Hundert Jahr'
ist's nun, seitdem ich hier Pater war.“

„Da nahte, Unheil schon dräuend von fern,
der Zug der Hussiten. Wir hörten
mit Schrecken, wie sie in den Häusern des Herrn
Altäre und Bilder zerstörten.
Die Altargewänder, der Kirche Zier,
und die heil'gen Gefäße vergruben wir.“

„Ein ſilbern Kruzifix ſtand noch allein
auf dem Altar. In Hora und Metten
zum Troſt in den Aengſten bedurften wir ſein;
Jetzt mußt' ich in Eile es retten.
Ein Loch in die Kirchmau'r hatt' ich gemacht,
da mauert' ich's ein um Mitternacht."

„Nach Morgen hin, hinter dem Hochaltar
acht Ellen über der Erden,
da iſt die Stelle; es wird dir klar
durch ein flimmerndes Lichtlein werden,
dort verbarg ich das heilige Gottesbild;
die fromme Arbeit, bald war ſie erfüllt."

„Denn die Steine, ſie fügten ſo willig ſich,
die Heiligen ſandten mir Stärke
zur mühvollen Arbeit. Wie freut' ich mich
ob dem herrlich gelungenen Werke!
Es war mein letztes! der Morgen trug
den Feind heran, der mich erſchlug." —

Er ſprach's. — Grell klirrte ein Donnerſchlag,
gleich nächtlichem Wetterleuchten
durchzuckte ein Schein das düſtre Gemach — —
Eins ſchlug es. Wie Geiſterbann ſcheuchten
die Glockenklänge den ſeltſamen Gaſt,
er verſchwand in ſtummer, geſpenſtiger Haſt.

Und Kottne, der fromme Pater, saß,
als hätt' ihn der Donner getroffen,
nachstiert' er erschrocken und leichenblaß
dem Fremdling. Die Thür, noch offen,
läßt deutlich ihn sehn, wie die Geistergestalt
im luftigen Schweben zum Kirchhof wallt.

Die Ampel verlosch. Nach stillem Gebet
warf Kottne auf's Lager sich nieder,
doch der Schlummer flieht ihn. Ernst vor ihm steht
der Geist, und weichet nicht wieder,
bis der grauende Tag durch's Fenster dringt,
und die Mettenglocke vom Thurme klingt.

Da zieht den Talar er emsig an,
und eilt zur nahen Kapelle,
dort harrt schon seiner der Sakristan,
mit Cingulum, Wedel und Schelle:
„Hochwürdiger Pater, was ist mit euch?
Ihr seht so krank, so todtenbleich!"

Und Kottne ohn' Argwohn vertraute fortan
die seltsame Geistergeschichte
dem aufmerksam lauschenden Sakristan,
und fügt noch zum kurzen Berichte
die Mahnung: „Stellt morgen um Mittag euch ein,
mit Hammer und Schlägel zur Hand mir zu seyn."

Ernſt ſinnend bejaht es der Sakriſtan:
„An mir ſoll's nimmer euch fehlen!“
Da trug er im Herzen den ſündigen Plan,
der Kirche das Kleinod zu ſtehlen.
Schon zeigt' ihm jeglicher Augenblick
in lockendern Bildern des Reichthums Glück. —

Hoch ſtand der Mond; ſein bleiches Licht
übergoß mit magiſcher Helle
das Städtlein. Da ſchleicht der Böſewicht
ſcheu blickend zur nahen Kapelle.
Fahrt, Schlägel und Eiſen, die heimlich er trug,
zur gräßlichſten Sünde war's genug!

Sein Gewiſſen ſchläft. Leis legt er die Fahrt
hinterm Hochaltar an die Mauer,
da flimmert ein Lichtlein von ſeltſamer Art;
ihn ergreift's, wie Todtenſchauer.
Doch den Dieb ſcheucht nimmer das Heilige fort:
„Das leuchtet wie Silber, hier iſt der Ort!“ —

Und er hämmert behend. Bald weicht das Geſtein
des Hammers dumpfhallenden Schlägen,
da blinkt ihm im zitternden Mondenſchein
das Gottesbild funkelnd entgegen.
„Du, ruft er im frevelnden Uebermuth,
du nützeſt mir nichts, doch das Silber iſt gut!“

„Die alte Mutter Kirche iſt reich,
ich arm; was ſoll ich noch fragen?“
So frevelt der Mund, der Arm hat zugleich
das Bildniß in Trümmern geſchlagen.
Doch wehe dir dreimal, Sakriſtan!
Die Glocken ſchlagen zum Sturme an. — —

Der fromme Kottne im Schlafe erſchrickt,
wild weckt ihn das bange Geläute,
er eilt zum Fenſter, und ſchaudernd erblickt
er Licht in dem heil'gen Gebäude,
nicht flackernd wie Feuer, ſo ſeltſam bleich
wie Wiederſchein aus dem hölliſchen Reich.

Und er eilt hinaus. Da harren ſchon ſein
die Bürger, ſich Raths zu erholen:
„Was iſt in der Kirche? Welch ſeltſamer Schein?
Habt ihr wohl das Läuten befohlen?“
Nichts weiß ich, ſpricht Kottne. Kommt, laßt uns ſehn,
mir ahnt, in der Kirche iſt Greuel geſcheh'n!

Ihm trägt, — noch fehlet der Sakriſtan, —
ein Bürger Weihwaſſer entgegen,
und zündet die heiligen Kerzen an,
inbrünſtig ſpricht Kottne den Segen;
ſo naht der Kapelle der fromme Zug,
der Pater voran, der ein Kruzifix trug.

Und betend tritt er in's Gotteshaus ein,
und ruft mit gläubigem Herzen:
„Gott, Vater im Himmel, erbarme dich mein!“
und ſchwenkt die geweihten Kerzen;
da verſtummen die Glocken; das Kerzenlicht
fällt auf den zerſchmetterten Böſewicht.

Entſetzt vor dem Anblick faßt Kottne ihn an:
„O Jeſu! ſoll ich's glauben?
Im Blute hier zuckt der Sakriſtan,
er wollte die Kirche berauben!
Das Silber, der Hammer? — O Böſewicht,
dich richtete Gott im gerechten Gericht!“ —

Und Jeder bebt, als die Leich' er erkennt,
denn glatt, wie vom Blutrichterſchwerte,
war der tückiſche Schädel vom Rumpfe getrennt,
doch fand der ſich nicht an der Erde.
Sie leuchten empor. Da zuckte noch
der Kopf des Verbrechers im Mauerloch.

„So eilt, rief Kottne im ſtillen Schmerz,
die Spuren der Sünde zu decken.
Den Kopf, das Angeſicht morgenwärts,
mauert ein. Zum ewigen Schrecken
den Räubern und Dieben ſchau er hinaus,
und bewahr vor Entweihung das Gotteshaus.“

Was der Pater gebot, raſch war's gethan.
Hinaus aus der heiligen Kapelle
tragen zwei der Bürger den Sakriſtan,
die andern ſäubern die Stelle,
und Kottne ſammelt das heilige Erz;
„Mein Heiland zerſchlagen!“ — ihm blutet das Herz. —

Schnell hatte die Kunde das Städtlein erfüllt;
herbei im wilden Gedränge
komm: jetzt, und küßt das zerſchlagene Bild
der Bürger gläubige Menge.
Der Pater winkt, und ſiehe, geſchwind
als wär' es zur Zeit, die Metten beginnt.

Der Morgen graut, die Metten iſt aus,
bewegt ſie alle heimgehen,
doch morgenwärts vom Gotteshaus
bleibt ſtaunend die Menge ſtehen,
denn außen an der Mauer ſahn
ſie das bleiche Geſicht des Sakriſtan.

Es war verſteint. Jahrhunderte ſind
ſeit dem grauſen Ereigniß vergangen,
doch die Sage lebt fort, das lauſchende Kind
hat ſie gläubig vom Vater empfangen.
Die Mauer ward ſchadhaft, man baute — allein
zu vermauern, zu vertünchen war nimmer der Stein.

Noch jetzt ſchaut er drohend auf alle herab,
die nächtlich der Kirche ſich nahen;
und ſagt man, daß viele, ſo lang ein Grab
noch offen, ihn weinen ſahen.
Bleich glimmt, wenn Gefahren dem Städtchen dräun,
des Kopfes Tonſur wie Schwefelſchein. —

6.

Das Frankengrab

bei

Connewitz.

Hinter dem Dorfe Connewitz, eine Stunde von Leipzig, rechts an der Straße nach Zwenkau, am rechten Elsterufer, ist das sogenannte Frankengrab. Wie der darunter Ruhende geheißen, und ob er wirklich ein Franke gewesen, ist unbekannt. Daß es aus den blutigen Octobertagen des Jahres 1813 herrührt, ist gewiß. Aus mehrern sich widersprechenden Erzählungen hat sich nachstehende Sage im Munde des Volkes gebildet. —

Nicht ferne von Halle hatte ihr Gut
eine Wittwe aus edlem preußiſchem Blut,
und beweinte da einſam den theuern Gemahl;
vor drei Monden erſchlug ihn ein fränkiſcher Stahl.

Ihre Tochter auch weinte die Augen ſich roth,
und verwünſchte die Franken tief in den Tod,
und wallfahrtet' all Abend in's Dörfchen hinab
auf den Friedhof zu ihres Vaters Grab. —

Die Sonne ging unter mit blutigem Schein,
und taucht' in die dunkelnden Berge hinein,
das Gut und der Park und das Dörfchen im Thal
ſchien flackernd zu brennen im zitternden Strahl.

Still kehrte Roſalie vom Friedhof zurück,
mit Trauer im Herzen und Thränen im Blick;
da naht ihr ein fränkiſcher Krieger, der trug
einen Kranken auf dem Rücken in leinenen Tuch.

Und er bat ſie ſo flehend um Hülf' und Quartier;
doch ſie zürnte: „Euch helfen? Ihr mordetet mir
meinen Vater!" — Die Rede klang garſtig und hart;
dem Alten rollt eine Thrän' in den Bart.

Er ſchaut ihr in's Auge ſo ſchmerzlich und ſtumm;
ſie erträgt ſeinen Blick nicht, und wendet ſich um:
„O Geiſt meines Vaters, zürne mir nicht!
du lehrteſt mich ſelbſt ja des Mitleids Pflicht.“

Drauf führt ſie ihn ſchweigend zur Mutter hinan;
die lobt großherzig, was die Tochter gethan,
und ſie pflegen den Kranken, und warten ihn treu,
und fragen den Alten, wer jener ſey.

Der erwiedert mit Weinen: „Ein fränk'ſcher Major. —
Wir wollten wieder zu unſerm Corps,
und ſchritten gar emſig durch einen Wald,
als es vom Fluſſe herüber wie Hülferuf ſchallt.“

„Wir gehen drauf zu, ich und der Major,
da taucht ein Arm aus den Wellen empor,
und wie das mein wackrer Major gewahrt,
da ruft er: „Hilf Gott!“ — 's iſt ſo ſeine Art“ —

„Und ſpringt hinein in die reißende Fluth,
und erhaſcht den Arm trotz der Wellen Wuth,
und zieht ein niedliches Mädel heraus; —
's ſah juſt ſo hübſch, wie das Fräulein hier aus.“

„Und er ſorgte und mühte ſich lange mit ihr,
bis daß ſie erwachte. — Nun liegt er hier!
Die naſſen Kleider, die ſtürmiſche Nacht,
das hat ihm das tödtliche Fieber gebracht.“

Gerührt ſahen die Frauen auf den kranken Major,
und verwünſchten die Franken nicht mehr, wie zuvor,
und pflegten ihn treulich, und hielten die Wacht
an ſeinem Lager manch lange Nacht.

Neun Wochen vergingen, bis daß er genaß,
und wollt' er nun ſcheiden und ziehen fürbaß,
und kommt, den Frauen zu danken und ſpricht:
„Will morgen zum Heere, mich ruft meine Pflicht!"

Drob trauern die beiden, und bitten ihn ſehr,
er ſolle doch bleiben, bis Friede wär',
und Roſalie klagt mit trauerndem Blick:
„Wollt fort? und kehrt wohl nimmer zurück!" —

Sie liebte herzinnig den blühenden Mann;
man ſah's ihr am thränenden Auge an.
Doch er war der Feind ihres Vaterlands;
das lag ihr am Herzen, das zerknirſchte ſie ganz. —

Vom Dorfe her ſchallte der fröhliche Reihn,
es tollte das Landvolk im Abendſchein;
denn es lud ja der liebe Johannistag heut
Alt und Jung in's Grüne zu Luſt und Freud'.

Da gingen die Zwei in des Garten Grün
zur dunkelnden Laube vom duft'gen Jasmin,
und ſannen und ſannen und ſprachen kein Wort,
denn — morgen früh wollte der Jüngling fort.

Und sie athmeten beide tief und schwer,
auch der Major liebte Rosalien sehr;
doch sie war eine Preußin, er ein Franzos:
Lieb und Vaterland! — sein Kampf war groß.

Er faßt ihre Hand, und drückt sie heiß,
und sie erwiedert den Druck so scheu und leis:
„Herr Major, was drückt ihr meine Hand?
Weiß davon euer Vaterland?“ —

Da ruft der Major: „Ich trag's nicht mehr!
Rosalie, ich liebe Dich gar zu sehr,
und zögt' mich nicht wie mit Ketten die Pflicht,
ich verließe dich immer und ewig nicht!“

Und das Mädchen seufzt: „Was hilft uns das?
Uns trennt für dies Leben der Völker Haß!
Auch ich lieb' euch herzlich edler Major!“ —
Und Thränen quollen aus ihrem Aug' hervor.

Da stürzte der Jüngling vor sie hin:
„Mach' nicht, daß ich meinem Vaterland treulos bin!
Folg' mir nach Frankreich, du bist ein Weib,
kannst deinem König nichts nützen mit Blut und Leib!“

Doch das Mädchen schaut' ihn an mit adligem Blick,
und strich ihre goldenen Locken zurück,
und drückte ihm ernst und bedeutsam die Hand:
„Treue schwur ich meinem Vaterland!“

„Ich ehre an euch die Vaterlandstreu,
und ihr wolltet, daß dem meinen ich treulos sey?
Nimmermehr, ehe brech' in unendlichem Schmerz,
in marternder Sehnsucht mein liebend Herz."

„Von meinem Preußen sag' ich mich nimmer los,
auch ihr mögt bleiben ein ächter Franzos!
Der Tod erst binde das heilige Band
für's große gemeinsame Vaterland!"

Sie sprach's. Ernst schaute drauf der Major
zu den funkelnden Sternen am Himmel empor:
„So sey es! Zeuge ist uns der Vater der Welt,
der die Sternlein anzündet am Himmelszelt!" —

Drauf gingen sie schweigend zurück in's Haus,
und der Major erkor sich zwei Pferde aus,
und schied früh' mit Thränen, und ritt so stumm
neben dem Alten daher, und sah sich nicht um.

Sie ritten drei Tage — da war der Major
endlich wieder bei seinem wackern Corps.
Dort freuen sich die Krieger seiner Wiederkehr,
als ob eine Schlacht gewonnen wär'.

Doch Er hat ihrer Freude nicht Acht,
und sehnt sich drei Monden umsonst nach der Schlacht.
Da nahte endlich auf herbstlichem Plan
die Leipziger Völkerschlacht heran. —

Bei Probstheide am Bivouacfeuer war
der Major gelagert mit seiner Schaar.
Der Herbstwind schnitt kalt über die Flur,
und Nacht umflorte die weite Natur.

Die Krieger am Feuer saßen so stumm,
ihre Rosse hielten um sie herum.
Sie machten die Rechnung mit ihrem Herrgott:
die Schlacht war so nahe, so nahe der Tod!

Stumm lehnte am Rosse der tapfre Major,
und blickte wehmüthig zum Himmel empor,
als fragt' er die Sterne: Wie wird es ergehn?
Werd' ich morgen Abend euch wieder sehn?

Und sie lagen am Feuer und hielten die Wacht,
da tönten die Glocken ringsum Mitternacht
und sie hüllten sich tief in die Mäntel hinein.
und beteten still, und schlummerten ein.

„Schlaft sanft, ihr Getreuen! Wohl mancher von euch
ist am Abend vielleicht schon im himmlischen Reich.
Mich flieht der Schlummer, — so seufzt der Major —
als stände mir morgen ein Schweres bevor."

Da klopft' ihn wer hinten auf die Schulter gar leis,
ihm überlief es die Glieder wie Eis;
scheu blickt' er sich um, und frug: wer da?
und erschrack, als er jenem in's Angesicht sah.

Das war ſo geſpenſtig, ſo todtenbleich,
und er erkannte den gräßlichen Klopfer ſogleich,
und ſprach: „Wohlan denn, muß es ſo ſeyn,
ich folge dir willig. Lang harrte ich dein.“

„„Noch nicht! raunte jener ihm heimlich in's Ohr,
aber in dreien Tagen, wackrer Major.
Dann ſehn wir uns wieder um Mitternacht dort!“
Nach Connewitz wies er, und hui! war er fort.

Und ſtumm, doch zufrieden, wie nie zuvor,
lehnte jetzt am Roſſe der tapfre Major.
Drauf müſſig bis zum dritten Tag
am Bivouacfeuer das Frankencorps lag.

Wie aber gekommen die dritte Nacht,
da ſprengte ein Reiter heran mit Macht,
und brachte ein Schreiben. Das las der Major
ſeinen Leuten mit lauter Stimme vor.

Und der Bote ſprengte grüßend davon.
Hoch zu Roſſe ſitzen die Krieger ſchon,
und rücken ſtillſchweigend mit männlichem Sinn
dem Tode entgegen nach Connewitz hin.

Sie reiten ſo ſtumm, ſie reiten ſo ſacht,
gedeckt vom ſchwarzen Mantel der Nacht,
und reiten zwiſchen der Feinde Reihn
faſt bis zur Mitte des Dorfes hinein.

Da lüpfen die Wolken ihr dichtes Gespinnst,
und der Mond tritt an seinen nächtlichen Dienst,
und Feinde! schreit's nun hie und da —
Sieg oder Tod! — 's sind beide nah.

Der Feind gibt Feuer; es schwirrt das Blei
vorn, hinten, zur Rechten, zur Linken vorbei.
Da ruft der Major: „Kameraden wohlan!
Mir nach, mir nach, und drauf und dran!"

Und sie stürzen hinein in der Feinde Gewühl,
— von beiden Seiten der Tod fraß viel, —
und ihre Klingen fallen wie Hagel so schwer,
und sie treiben die Feinde vor sich her.

Hinterm Dorfe an der Elster im Buchenwald,
da machte der flüchtige Feind wieder Halt,
und noch einmal schlagen die Franken ihn,
und danken dem Himmel auf den Knien.

Und sie blicken alle so ernst und stumm
in ihrem kleinen Kreise herum,
und mancher sucht den Bruder und Freund,
und findet ihn — todt! — todt! — und weint.

„Wo ist der Major? — Da liegt sein Roß.
Hilf Gott, seht her, unser Unglück ist groß!"
Die Krieger ziehen den tapfern Major
todt unter seinem Rosse hervor.

Und noch einmal kehrt ihm das Leben zurück,
und er muſtert die Krieger mit lächelndem Blick:
„Wohl wußt' ich's, — Roſalie! Der Tod ſchlingt
das Band
für's große gemeinſame Vaterland!“

Drauf neigt' er das Haupt in das gelbende Gras,
und den Kriegern wurden die Wangen naß.
Sie gruben ein Grab, und legten ihn drein,
und ritten planlos in die Nacht hinein. —

Am Ufer der Elſter im Erlengebüſch,
da iſt ein Grab, ſo grün, ſo friſch.
Schlicht iſt das Kreuz, das auf ihm ſteckt,
doch heilig die Leiche, die es deckt *).

Alljährlich, wenn mit dem Glockenſchlag
anbricht der heil'ge Johannistag,
da rollt ein Wagen dumpf und ſchwer
mit zween Rappen die Straße daher.

Der hält am Grabe und aus ihm ſteigt
eine Dame, bleich und vom Kummer gebeugt,
in ſchwarzem Gewande; die kränzt das Grab,
und betet ſtill, und weint ſich ab —

---

*) Als vor mehreren Jahren der Grabhügel vom Waſſer zerſtört und auch das Kreuz verſchwunden war, ergänzte eine unbekannte Hand beides.

Und ſcheidet nun trauernd vom Bräutigam,
und fährt zurück von wo ſie kam. —
Wenn aber einſt dem Grab der Johanniskranz fehlt,
dann — ſind die zwei Liebenden jenſeits vermählt.

7.

Die Eselswiese

bei

Zwickau.

Diese Wiese liegt südlich von Zwickau, ohnweit der Mulde. Nachstehende Erzählung ist das Product der mannichfachen Sagen, welche bald von einem Eselstreiber in der Mittelmühle zu Zwickau, Martin Rumer oder Römer, nachherigen Hauptmann, bald von einem Holzfäller reden, und des geschichtlichen Grundes so ganz entbehren, daß die Zeit der Begebenheit nicht einmal wahrscheinlich bestimmt werden kann. Die Sage redet von den Jahren 1470—80. Auch daß der Eselsgürge in der Marienkirche in Stein ausgehauen sey, ist unwahr; doch gehört es zur Sage.

Hört, was mal bei Zwickau Curioſes geſchehen!
Dort war 'ne bezauberte Wieſe zu ſehen,
Drauf ſchoßte der Ampfer, das Gras und der Klee
zu Ellenlänge bei Nacht in die Höh.

Nicht fern in rothbecrigter Ebiſchen Mitte
ſtand eines armſeligen Holzfällers Hütte.
Der hatte drei Eſel und doch keine Frau,
drum trieb er ſie ſelber alltäglich zur Au.

Er hatte von jeher gar wenig zu brocken,
und ſchluckte das Brot ſechs Tage lang trocken,
und darbte und ſparte, und lud obendrein
des Sonntags noch Aermre zu Gaſt bei ſich ein.

Drob war er bekannt in dem ganzen Gebirge
als der arme gutherzige Eſelsgürge,
und Arme und Reiche hatten ihn lieb,
und grüßten ihn herzlich, wenn er Morgens austrieb.

Die Eſel waren ſeine einzige Freude,
die bezauberte Wieſe benutzt' er als Weide,
und, bei Lichte beſehn, war nicht Wieſe, noch Rain
ja nicht mal das winzigſte Hälmchen drauf ſein.

Der Beſitzer der Wieſe, der ließ es wohl bleiben,
ſein Vieh auf derſelben zur Weide zu treiben,
denn graßte das Vieh auf der ſpukhaften Au,
da wurde die Milch wie ein Indig ſo blau.

Die Spinnmütterchen ſagten, zu ihren Zeiten
hätt' wollen ein Erbprinz mal drüber reiten,
und wäre gepurzelt, und hätte fortan
die Wieſ' in den Bann böſer Geiſter gethan.

Gürgs Eſel nur fraßen ſich dick an dem Graſe,
und verbrannten ſich doch noch niemals die Naſe,
nur ſie ſchor der Bann nicht, als wär' von dem Beeſt
der Erlprinz ein naher Verwandter geweſt.

So war denn die Wieſ' in des Holzfällers Händen,
doch ließ er's auch klüglich bei der Hutung bewenden,
und mähte kein Hälmchen mit der Sichel ſich ab,
da hört, welch Wunder ſich mit ihm begab!

Es war mal Nacht ein mördriſch Gewitter,
der Sturmwind zerknickte die Tannen wie Splitter,
es goß wie mit Mulden, es donnert' und kracht',
und feurige Schlangen durchblitzten die Nacht.

Da ſtreckt auf dem Lager von Binſen und Blättern
ſich Gürge, und lauſchte dem gräßlichen Wettern,
da klopft's an des Hüttchens verwittertes Thor;
er haſſelt ſich raſch aus den Binſen hervor,

Und öffnet die Thüre trotz Stürmen und Regen.
Da tritt ihm ein Weib lautstöhnend entgegen:
„Nehmt mich auf unter euer armseliges Dach!
Kann nicht weiter im Finstern, bin müde und schwach.'

Nicht braucht' es bei Gürgen erst lange der Bitte,
gastfreundlich nahm er sie auf in die Hütte,
brachte Brod ihr zum Imbiß und Molken zum Trank,
doch sie trank nicht und aß' nicht, als wäre sie krank.

Jedennoch es glühten ihr rosig die Wangen,
von der schwarzbraunen Fülle der Locken umhangen,
ihr Blick war so heiter, so sanft und so mild,
Ihr Antlitz der Schönheit vollendetes Bild.

Und Wunder! trotz Unweg und Regengüssen
war sie trocken vom Kopf bis herab zu den Füßen;
ihr Kleid und ihr Schleier war weißer als Schnee,
und roth die Sandalen wie purpurner Klee.

Sie schien aus dem Lande der himmlischen Schaaren,
eine Tröst'rin, zur Erde hernieder gefahren,
denn es krönt' ihren Scheitel mit flimmernden Glanz
von unzähligen Strahlen ein goldener Kranz.

Sie saß am Tischchen, versunken in's Sinnen,
Gürg konnte ihr lange kein Wort abgewinnen,
und frug: „Mit Erlaub', wo reiset ihr hin?"
Da sprach sie: „Hinauf, von wannen ich bin!"

Sie blickte empor mit dem Feu'r der Entzückung,
als wär' sie hienieden in göttlicher Schickung.
Das Eine frug Gürg noch: „Wollt ihr schlafen bis früh?"
und sie lächelte freundlich: „Ich schlafe nie!"

Na, erst war sie müd' und marode vom Reisen,
und will doch nie schlafen? Was soll mir das heißen?
so dachte jetzt Gürge, und sank auf die Streu,
und sann hin und her, wer die Fremde wohl sey?

Gar schnak'sche Gedanken im wüsten Gewimmel
durchkreuzten sein Hirn. Er befahl sich dem Himmel,
und dachte: „Ein böser Geist kann sie nicht seyn!"
und betet' ein Ave, und schlummerte ein.

Das Frühroth durchstrahlte der Bretladen Klinsen,
da weckte die Fremd' ihren Wirth auf den Binsen
und sprach: „Lebe wohl, du gutherziger Mann,
und Dank dir für Alles, was du mir gethan!"

Gürg raffte sich auf, sie ein Stück zu geleiten,
und sie gingen selbander, bis die Wege sich scheiden;
da faßt ihn die Fremde bewegt bei der Hand:
„Ist dir denn mein Antlitz so ganz unbekannt?"

Und Gürge weiß sich das Wort nicht zu deuten,
und schaut ihr ins Auge verblüfft und bescheiden,
und endlich beginnt er: „Wohl muß ich's gestehn,
ich hab' schon ein ähnliches Antlitz gesehen."

„Ihr gleicht," verzeih' mir der Himmel die Sünde
„der Jungfrau Maria mit dem Jeſuskinde!"
Drauf ſchwieg er, erfüllt von Beſorgniß und Leid,
als hätt' er den heiligen Namen entweiht.

Doch die Fremde legt' ihm die Hand auf den Scheitel:
„Sey getroſt, guter Gürge, dein Glaub' iſt nicht eitel.
Ich bin es! — ſo ſprach ſie mit lächelndem Blick, —
und bringe vom Himmel Dir Segen und Glück."

„Wenn heut Abend die Eſel von der Wieſe heimkehren,
wird der Himmel dir Schätze in Fülle beſcheeren;
die brauche du gut!" Sie ſprach's, und verſchwand.
Und Gürgen — ging das über ſeinen Verſtand.

Ihm war's, wie? wußte er ſelber nicht heute,
tiefſinnend trieb er die Eſel zur Weide,
und kehrte zum Hüttchen. Die Neugier trieb ihn
allaugenblicklich an's Fenſterchen hin.

Er lugte wohl zehnmal hinaus auf die Wieſe,
ob ſich etwa der Schatz wo erguckäugeln ließe,
und als nun am Abend heimkehrte das Vieh,
da begrüßt' er's ſo freundlich und froh, wie noch nie.

Er beſah ſie von der Seite, er beſah ſie von hinten,
doch an keinem von ihnen war etwas zu finden.
Aber vorne? — „Nun, dacht' er, nun wird es erſt gut!"
Die Mäuler der Eſel, ſie trieſen von Blut.

Wär' Gürge nun nicht so erzfromm gewesen,
hätt' der heil'gen Jungfrau den Text er gelesen;
Schätze sucht' er, und fand nicht den gläsernen Knopf,
und doch hing er das Maul nur, und schüttelt' den Kopf.

Woran aber die Esel sich blutig gefressen,
das konnte sein Holzfällerverstand nicht ermessen,
und war doch auf der Wiese nicht Schlehe noch Dorn,
und auf den Mäulern der Esel drei Zoll dickes Horn!

's ward Nacht, aufzogen am Himmel die Sterne,
drum zündet er klüglich die trübe Laterne,
und stolpert — die Neugier ja ließ ihm nicht Ruh —
mit verdoppelten Schritten der Wiese zu:

Und beginnt nun im thauigen Grase zu spähen,
ob er etwa wo könne was Spitzes ersehen,
da stach ihm auf einmal was tief in den Fuß,
nun fand er des Spitzen im Ueberfluß.

Er bückt sich, und sieht? — Goldne Barren im Dunkeln
sieht er ringsum im Grase zu Tausenden funkeln.
„Ei Jemine," schreit er, „das viel, viele Gold!"
und hüpft vor Freuden, und jubelt und tollt.

Drauf fängt er gleich an, sich gehörig zu mühen,
um einen der Barren aus der Erde zu ziehen,
doch wie in Blei gegossen drin stecken sie fest,
und keiner halbzollbreit bewegen sich läßt.

Da läuft er, als lief er auf glühenden Kohlen,
zum Hüttchen, die eiſerne Hacke zu holen,
und bringt auch die Eſel mit Säcken zu Platz,
daß ſie drinnen heimbuckeln den köſtlichen Schatz.

Nun ging's an ein Graben und Hauen und Hacken,
Aufleſen und Häufen und Sacken und Packen,
drauf trieb er die Eſel belaſtet zurück;
ſchwer drückte die Thiere das himmliſche Glück.

Und Gürgen war dabei gar ſchnakiſch im Hirne,
der Schweiß troff ihm ſtromweis herab von der Stirne,
doch ward er nicht müd', und ſcharwerkte drauf los,
bis der Morgen den Strahlenfächer aufſchloß.

Da wurden auch mählig die Goldbaaren dünne,
und Gürge kehrte mit freudigem Sinne
und frommen Vorſätzen zur Hütte zurück,
und beſprach mit den Eſeln ſein endloſes Glück.

Freilich lagen die alle drei da wie zerſchlagen,
und ſchien es, als hätten ſie das Gold im Magen.
Ja, ſonſt wählten Eſel nur Diſteln und Kohl,
und ſpäter erſt Silber und Gold zum Idol.

Ja hätte man damals achtzehnhundert geſchrieben,
da wär' auch kein Stiſt in der Wieſe geblieben,
und träf' jetzt zwei Brüder ſolch ſeltenes Glück
brächt' einer dem andern dabei das Genick.

Doch Gürge war nicht so. Er dachte: „Ich habe
auf Zeitlebens genug von der köstlichen Gabe!“
Er hatt', unter uns gesagt, wahrlich auch gnug,
da der Haufen des Goldes zehn Scheffel betrug.

Und er stand davor mit gefalteten Händen:
„Dank dir, heil'ge Jungfrau! Gut will ich's anwenden.
Will lassen davon eine Kirche dir baun,
ringsum in den Landen nicht schöner zu schaun!“

Was Gürge gelobte, es ist auch geschehen,
Noch heut' ist die Kirche in Zwickau zu sehen,
gar herrlich und stattlich, und drin an der Wand
der Holzfäller Gürge, die Peitsch' in der Hand.

Verarmte Tagdiebe und Wüstlinge haben
die Wiese nach goldnen Barren durchgraben,
und wird sie zweideutig, weil keiner was fand,
die Eselswiese bei Zwickau genannt.

8.

Bischoff Benno

von

Meißen.

Dieses Bischoffs Leben und Wunderthaten hat der Geheimschreiber des Herzogs Georg des Bärtigen, Hieron. Emser, weitläuftig beschrieben, und durch seine Berichte sind unter andern auch folgende Sagen entstanden. Benno, der heilige, ein geborner Graf von Waldenburg (in Chroniken auch Moldenburg), wurde 1010 zu Hildesheim geboren, ward Bischoff von Meißen, jedoch seiner Untreue gegen den Kaiser wegen mehrmals ab- und wieder eingesetzt. Nach seinem Tode aber versetzte ihn Pabst Hadrian VI. 1498, unter die Heiligen, wegen der Wunder, die an seinem Grabe geschehen seyn sollten. Er starb 1106, am 16 Juni, also 96 Jahr alt, kurz vor dem Tode des Markgrafen Heinrichs, der im August desselben Jahres erfolgte. Seine Gebeine, die erst in Meißen begraben lagen, wurden später nach Stolpen und dann nach Wurzen geflüchtet, und ruhen seit 1576 in München.

1.

Die Frösche.

Vor grauen Zeiten ein Häuschen ſtand
im heiligen Grunde am Bachesrand,
umrankt von traubigen Reben.
Es rieſelte wie Demanten ſo hell
über ſchimmernde Kieſeln ein murmelnder Quell
durch's blühende Gärtchen daneben.

Da drin nach des Amtes Mühen und Schweiß,
fand Biſchof Benno der biedere Greis,
die Ruhe des Geiſtes wieder.
Des Abends auf mooſiger Raſenbank
las er oft in der Bibel andächtig und ſang
Gott wohlgefällige Lieder.

Doch öfter vergällt' ihm ſein frommes Glück
der unzähligen Fröſche Gequak und Gequik,
und ſtört' ihn im Beten und Singen.
Da ſann er oft, wenn die Geduld er verlor,
womit er wohl könnte den läſtigen Chor
auf ewig zum Schweigen bringen.

Einſt las er. Da quakten die Fröſche ſo laut,
daß er unwirſch vom Buche zum Himmel aufſchaut:
„Gieb, Herr, daß die Peiniger ſchweigen!“ —
Und vertrauungsvoll lieſt er drauf weiter fort,
da mußte im heiligen Gotteswort
ſich himmliſcher Rath ihm zeigen.

Es kam unter andern die Stelle *) ihm vor,
wo Petrus den lahmen am Tempelthor
durch die Kraft ſeines Glaubens geheilet.
„Gefunden! — rief freudig der fromme Mann —
Laut kündet im Herzen die Weihe ſich an,
die zum Wunder die Kraft mir ertheilet.“

Und er tritt, die Bibel in betender Hand,
vor's Gärtchen, den Blick gen Himmel gewandt,
und, umfloſſen vom Heiligenſchimmer,
ruft er bannend: „Ihr Fröſche weit und breit,
verſtummt von nun an in Ewigkeit!“
Und die Fröſche verſtummten auf immer.

Der Greis iſt geſtorben. Das Häuschen verſchwand
im Laufe der Zeiten vom Baches Rand;
doch bis auf die jetzige Stunde
ſind die Fröſche, wie ihre Voreltern ſo ſtumm,
und hüpfen gar traurig im Graſe herum
bei Meißen im heiligen Grunde.

*) Apoſtgeſch. 3, 1—8.

2.

Der Backenstreich.

Ein Rathsherr hat ein zierlich Haus
in seinem Weinberg stehn;
das baute wohl nicht Menschenhand,
das war zu wunderschön.

Es lag hoch oben auf der Höh,
und schaute fern hinaus;
so schöne Aussicht hatte schier
ringsum kein Winzerhaus.

Der Markgraf Heinrich blickte längst
so lüstern darauf hin,
und das Begehr darnach kam ihm
nun nimmer aus dem Sinn.

Er bot dem Rathsherrn hohen Preis
er bot ihm schweres Geld;
doch dieser gab das Haus ihm nicht
um alles Gold der Welt.

Der Markgraf bot ihm Amt und Ehr',
und Garten, Wald und Feld;
der Rathsherr gab das Haus ihm nicht
um Alles in der Welt.

Drob ſinnt der Markgraf hin und her
auf Argliſt früh und ſpat,
und quält bei Tag und Nacht ſein Hirn,
bis er's erſonnen hat.

Den Biſchoff Benno läßt er ſtracks
entbieten auf das Schloß,
und ſpricht zu ihm: „Herr, mein Begehr
an euch iſt gar nicht groß."

„Ihr ſeit geübt in Malerei
und kundig aller Schrift;
ſollt ſchreiben mir ein Pergament
mit feinem Silberſtift,"

„Deß Inhalts: daß des Rathsherrn Haus
mit ſammt dem Weinberg dran
mein eigen iſt; und darnach hängt
falſch Siegel untenan."

„Und macht, daß ſolches Dokument
recht alt und ächt erſcheint;
es ſoll, ich ſchwör 's beim höchſten Gott,
nicht euer Schaden ſeyn." —

Der Biſchoff ſah den Markgraf an
betroffen und verſtört:
„Herr Markgraf, wollte Gott, daß ich
nicht hätte recht gehört!"

„Ihr ſinnt auf argen Lug und Trug!
Was ſoll das Dokument?
Bedenkt, daß ungerechtes Gut
tief in die Seele brennt.“

„Ihr handhabt die Gerechtigkeit,
und denkt auf ſolche Greul?
Verkauft um zeitlichen Gewinn
nicht eurer Seele Heil!“

„Mit Ehren ward ich alt und grau,
und ſchrieb' ich ſolche Schrift,
allmächt'ger Gott! es brennte mir
in meiner Hand der Stift.“

„Mein Urthel unterſchrieb' ich dann
für Zeit und Ewigkeit.
Drum, Herr, laß ab von dem Begehr
und ungerechtem Streit.“

So ſpricht der Biſchoff. Finſter ſchaut
ihn drauf der Markgraf an,
und grollt: „Ihr geht hier zu genau,
und ſeid ein ſchwacher Mann.“

„Bedenkt es euch bis morgen noch,
und gebt mir dann Beſcheid.“
Der Biſchoff ſpricht: „Was recht und gut,
bleibt's morgen ſo wie heut.“

Der Markgraf redet hin und her,
und redet' her und hin,
der wackre Bischoff aber blieb
gar fest auf seinem Sinn.

Und finster schaut der Markgraf drein,
und stampft wild mit dem Fuß,
und schnaubt ihn an: „Zum Teufel denn!
Wißt, wer nicht will, der muß!"

Jedoch den Bischoff schreckt das nicht,
Ihn schützt sein heil'ger Stand,
und ruft er dreist: „Ihr zwingt mich nicht,
ich steh' in Gottes Hand."

Ob solchem Wort zum Jähzorn flammt
des Markgrafs Aerger auf.
Er schlägt den Bischoff in's Gesicht,
und stürzt von dannen drauf.

Der Bischoff aber ruft ihm nach:
„Weh euch, ich fod're euch
in Einem Jahr zur Rechenschaft
ob diesem Backenstreich!"

Tags drauf der Markgraf zog weit weg
zu Kaiser Heinrichs Heer,
und dachte bald an diesen Streit
und Benno's Wort nicht mehr.

Da kommt durch einen Boten ihm
von Meißen einſt die Mähr',
daß Biſchoff Benno geſtern Nacht
in Gott entſchlafen wär'.

Da denkt er wieder an den Greis
und an den Backenſtreich,
und reuevoll ward's ihm um's Herz
und bange allzugleich.

Und fröhlich ſah ihn Niemand mehr,
er ward ſo ſtill und ſtumm,
und ritt einſam im öden Forſt
wohl Tage lang herum.

So gingen ihm vier Wochen hin,
da kehrt' er mal vom Feld
bei Nacht zurück, und legte ſich
flugs ſchlafen in ſein Zelt.

Er ſchlief ſo ſchwer bis Mitternacht,
da kam's ihm vor im Traum,
als ſtänd' in dunkelrothem Feu'r
des Zeltes ganzer Raum.

Und drinnen ſtand des Biſchoffs Geiſt,
am Haupt den Sternenkranz,
in linker Hand den Biſchoffſtab,
in rechter die Monſtranz.

Die ganze drohende Gestalt
sah fahl und todtenbleich,
nur noch die linke Wange war
roth von dem Backenstreich.

Der Geist hub an mit dumpfem Ton:
„Wie brennt die Wange roth!
Drei Tage fehlen noch am Jahr,
dann kühlt sie euer Tod!“

Der Markgraf krümmt sich in der Angst,
und jammert ach und weh.
Der Tag bricht an. Der Markgraf kam
nie wieder in die Höh'.

Krank hielt ihn nieder im Gezelt
der Schreck ob dem Gesicht,
und in der dritten Nacht mußt' er
vor Gottes Strafgericht.

V.

Die Mordgrube

bei

Freiberg.

Die alte Merkgrube, Fundgrube, ist eine gewerkschaftliche Grube zwischen Bertheisdorf und Erbisdorf auf dem obern Brande. Als die Zeit nachstehender Begebenheit giebt Möller's Chronik v. Freiberg das Jahr 1350 an.

Gut ſtand's um die Gruben im Freiberger Gau,
drin fand man des Silbers in Menge;
die Freude drob trug man gar offen zur Schau
des Sonntags bei lautem Gepränge.
Da wallte der Hauf'
zur Schenke hinauf;
dort mußte ein Fiedler flink geigen
zum Reigen.

Und wenn ſie nun tanzten und lärmten und ſchrien
in wilder unbändiger Freude,
da warnte der Fiedler, dem Sünde es ſchien,
und ſprach: „Nur gemach, lieben Leute!
Ihr treibt es ſchier
zur Ungebühr;
habt Acht, bald kommt nach den Freuden
das Leiden!“

Doch da höhnete ſeiner die lärmende Schaar,
und tobte und tollte nur ſchlimmer,
und der Fiedler mit lockigem Silberhaar
ſchweigt ſtill und warnt ſie nimmer,

und unwirsch geigt
er fort, und streicht,
als sollte der Bogen die Saiten
zerschneiden.

Da zogen des Weges heran von fern
zwei Männer mit sorglicher Schnelle,
ein Priester im Arme den Leib des Herrn,
und sein Glöckner mit klingender Schelle.
Hell strahlt die Monstranz *)
mit güldnem Kranz;
Kraft soll sie einem Sterbenden spenden
zu enden.

Und wie sie heran an den tosenden Reihn
und die lärmenden Häuer gekommen,
da schellte der Glöckner so feierlich drein,
daß sich beugen die Knie der Frommen.
Und der Fiedler sich neigt,
sein Knie sich beugt,
daß der heilige Leib nicht der Ehre
entbehre.

Doch die Tänzer, sie kümmern sich wenig darum,
und lassen den Reigen nicht stören,
und der Glöckner schellt wieder, doch keiner ringsum
will die heilige Mahnung hören. —
Da weichet der Grund,
aufthut sich ein Schlund,
und die Schaar hat die Strafe gefunden
tief unten.

Die Erde, ſo weit ſie die Tanzenden trug,
war in's Bodenloſe gefallen,
nur dumpf aus des Trichters tief unterſten Bruch
hört man Stöhnen und Aechzen erſchallen.
Von der Hohlung Rand
nachſtürzt das Land,
und Erdſchollen die Frevler bedecken
mit Schrecken.

Vom wankenden Hügel mit bleichem Geſicht
rief der Fiedler. Man half vom Verderben
ihm eilends. Der Schuldloſe ſollte ja nicht
zugleich mit dem Schuldigen ſterben.
Doch kaum er ſtand
auf ſicherm Land,
da ging auch der Hügel tief unter
hinunter.

Die Bünge [2]) iſt öde und bringet nicht Frucht,
tief grub man, und konnte nichts finden;
das Erdreich iſt völlig [3]), Gott hat es verflucht
als die Stätte unſühnbarer Sünden.
Kein Menſch entdeckt,
was Gott verſteckt:
der deckte mit ewigem Schweigen
die Leichen.

Anmerkungen.

[1]) **Monstranz** ist das meist sehr kostbare Behältniß der geweihten, nicht zum Genusse, sondern zum Vorzeigen vor dem in der katholischen Kirche versammelten Volke bestimmten Hostie. Beim Vorzeigen klingelt der Sacristan oder Glöckner drei Mal.

[2]) **Bünge, Binge, Pinge**, ist eine kesselartige Vertiefung in der Erdoberfläche, welche dadurch entsteht, daß ein Bruch oder Einsturz in der Grube geschieht, und das Erdreich nachrollt.

[3]) **vollig**, gebrech ist in der bergmännischen Sprache so viel, als locker, unhaltbar, was gleich nachstürzt, wenn man drinnen gräbt, wie trockner Sand u. a. Erdarten.

Druck von J. H. Nagel in Leipzig.

10.

Der Käthchenſtein

bei

Annaberg.

Diese Sage findet nirgends eine Spur von geschichtlich wahrer Grundlage. Der Käthchenstein, auch Kätelstein gemeinhin genannt, ist ein minder bedeutender Felsen hinter dem Dorfe Frohnau bei Annaberg.

Der wackre Steiger Günzer schritt
vom Schachte heim zur Hütte.
Kalt blies der Wind, die Kälte schnitt,
drum spudet' er die Tritte;
da trat ihn plötzlich Einer an:
„Glück auf! Wohin des Wegs, Kumpan?"

„Nehmt mich mit euch! Denn sicherlich
wohnt ihr dort auf der Höhe;
bin fremd hier, leicht verläuft man sich
bei solchem tiefen Schneee.
Bald kommt der Tag, bis dahin laßt
mir doch bei euch die kurze Rast!" —

Der Steiger stutzt. Die Stimme klang
fast wie ein dumpfes Heulen.
Doch spricht er: „Gern will ich so lang
mein Stübchen mit euch theilen,"
und leuchtet mit dem Grubenlicht
dem Fremdling seitwärts in's Gesicht.

Das ſah ſo bleich, ſo ſonderlich,
die Züge ſo verwildert,
die Leidenſchaften hatten ſich
ſo gräßlich drauf geſchildert,
das Aug' war hohl, die Wange fahl,
der Mund verzerrt, der Schädel kahl.

Und ſchweigend kommen ſie zur Stell':
„Mach' auf die Thür, mein Käthchen!"
da wird es in der Stube hell,
drauf öffnet ſchnell das Mädchen:
„Glück auf, lieb Vater! Ei, du haſt
bei dir noch einen lieben Gaſt!"

Doch als ſie den beim Lichte ſchaut,
da ſchlottern ihre Glieder,
„Hilf Jeſu Chriſt!" ſo ſchreit ſie laut,
und ſinkt ohnmächtig nieder.
Da flucht der Gaſt und flieht geſchwind —
der Steiger ſorgt ſich um ſein Kind.

Gott Lob! Eh' noch die Nacht entflohn,
kehrt ſie zurück in's Leben:
„Iſt jener fort?" „„Ach lange ſchon.""
Da fuhr ſie fort mit Beben:
„Den Heil'gen Dank! — Doch, warum haſt'
du mitgebracht ſolch böſen Gaſt?"

„„Wie ſo? ſag an, was that er dir?
kennſt du ihn ſchon ſeit länger?
Du blickſt ſo ſcheu! Vertrau' es mir;
wird mir's doch immer bänger!““
Da flüſtert ſie: „Der mit dir kam,
der Teufel war's, mein Bräutigam!“

Da blickt der Alte bang ſie an:
„„Hilf Gott! du redeſt irre?““ —
„Nein, Niemand hat mir's angethan,
ſpricht ſie, nicht red' ich irre.
Doch weiſt du nicht, was vor geſchah
und was im Morgentraum ich ſah.“ —

„Mich träumt', ich lag im Wald und ſchlief,
da kam Jemand gegangen,
grad' wie dein böſer Gaſt, und rief
mich dreimal mit Verlangen,
und nannte dreiſt mich ſeine Braut,
mir überlief's wie Eis die Haut,“

„Drauf küßt' er mich, ich konnt' im Schreck
kein Fingerlein bewegen,
und küßt' mich dreimal, und hinweg
ſauſt' er im Flammenregen
mit Hörnern, Schwanz und Pferdefuß —
ich Teufels Braut, ich hab' den Kuß!“

Da ſchaudert Günzer bleich zurück:
„„Dich trügten deine Sinne!““ —
„O nein, geſund ja war mein Blick
und deutlich ward ich's inne.
Da da! Wo kommt der Zettel her,
mit Blut beſchrieben kreuz und quer?“

Das Mägdlein las: Ich will die Braut
heimführen in neun Wochen,
um Mitternacht hübſch aufgeſchaut,
ich werd' an's Fenſter pochen. —
„O Jeſu! Macht's das Blut nicht klar,
daß es der Fürſt der Hölle war?“

„„Ach, Herr im Himmel — ſo begann
lautſchluchzend drauf der Vater —
bewahr' mein Kind! — Der Tag bricht an,
ich will zu Schletin's Pater,
ihm treu erzählen, was geſchah;
gewiß iſt Gottes Hülfe nah!““

Er wadet rüſtig durch den Schnee,
und kommt nach Schletin's Auen,
da kann er von der Schottenhöh
das Städtlein überſchauen.
Vom Pfarrhaus ſchwankt ein Leichenzug,
den Pater man zu Grabe trug.

Da kehrt er seiner Hütte zu:
„Der letzte Trost verschwunden!
O hätt' auch ich die süße Ruh
im kalten Grab gefunden!"
und kommt daheim zum Töchterlein:
„Der Pater, ach, man scharrt ihn ein!" — —

Neun Wochen strichen traurig hin,
kein Auge war mehr helle,
die Freud' und der zufriedne Sinn
floh'n scheu von Günzers Schwelle.
Da nahte die gefürchte Nacht;
der Steiger fuhr heut nicht zu Schacht.

Und als der Seiger zwölfe weist,
da klopft es an das Fenster,
und draußen brüllt der böse Geist
tiefheulend wie Gespenster:
„Heraus, du Braut! Mich schmückt ja heut
das feuerfarbne Hochzeitkleid!"

Doch Günzer drin hebt zitternd an,
— ihm schwirrt es vor den Sinnen —
„Um Christi Blut, entfleuch, Satan!"
Der brüllt: „„Du Braut da drinnen,
neun Wochen Frist. Bedenk dich wohl,
ob eure Hütte brennen soll."" —

Drauf fuhr er unter Schwefelblitz
und Donner durch die Tannen. —
Der Alt' erhob sich scheu vom Sitz:
„Gott Lob, der ist zu bannen
durch frommen Spruch! Mein Töchterlein,
ich glaube, wirst nun sicher seyn." —

„„Ja, wenn nicht in Erfüllung geht,
was er zuletzt uns drohte, —
ach, glaube, Vater, Teufeln steht
die Hölle zu Gebote;
neun kurze Wochen Frist, und dann
steckt er gewiß die Hütt' uns an!""

„„Für dich, mein Vater, sterb' ich gern,
dann schont er dir die Hütte!"" —
Doch Günzer ruft: „Das sey mir fern,
ei Schade für die Hütte!
Was nützt sie denn? Bist du dahin,
hab' ich nur Gram und Kummer drin!" —

Neun Wochen strichen traurig hin,
kein Auge war mehr helle,
die Freud' und der zufriedne Sinn
floh'n scheu vor Günzers Schwelle.
Da naht die zweite graußе Nacht;
der Steiger fuhr heut nicht zu Schacht. —

Und als der Seiger zwölfe weiſt,
da klopft es an das Fenſter;
und draußen ruft der böſe Geiſt,
tiefheulend wie Geſpenſter:
„Heraus du Braut! Schon ſchwingt die Hand
den unlöſchbaren Höllenbrand!“

Doch Günzer drin hebt zitternd an:
„Mein Hüttchen iſt mir theuer.
Um Chriſti Blut, entfleuch Satan!“
Der brüllt: „„Du Braut, ſieh, Feuer!
Neun Wochen Friſt! Bedenk dich wohl,
ob auch dein Vater ſterben ſoll!““ —

Drauf fuhr er unter Schwefelblitz
und Donner durch die Tannen.
Der Alte ſank zurück im Sitz,
des Mägdleins Thränen rannen;
da ſchlug die Lohe in's Gemach,
und rief ſie aus dem Schmerze wach.

Ohnmächtig weichen ſie der Wuth
der blauen Schwefelflammen,
und bald ach, ſtürzt in voller Gluth
die Hütte jach zuſammen. —
Wohin nun wenden ihren Schritt?
Tief lag der Schnee, die Kälte ſchnitt.

Sie schritten jammernd gen Frohnau,
und blieben da bei Freunden,
die, als der Schnee schwand, auch zum Bau
der Hütte sich vereinten.
Der Bau ging flink. In kurzem stand
ein Häuschen hart am Waldesrand.

Denn der verbrannten Hütte Flur
war ringsum wie gestorben,
vom Quell im Hofe keine Spur,
die Luft sogar verdorben,
und so kam's, daß am Waldesrand
des Steigers neues Häuschen stand.

Der Bau ist fertig. Stille Ruh
kehrt in die beiden Herzen,
doch wiederkehrten auch im Nu
die Angst und ihre Schmerzen.
Die neunte Woche war schon da,
und ach, noch keine Hülfe nah.

Der Steiger fuhr mit Thränen an,
er kehrte heim mit Thränen,
und da empfing den armen Mann
sein Töchterlein mit Thränen.
Sie schlichen still und bleich herum;
der Schmerz, er machte beide stumm.

Zuletzt spricht er: „Drei Tage noch
soll ich das Leben haben,
drum will ich schaufeln mir ein Loch,
drein magst du mich begraben.
Jetzt fahr' ich an, will's mein Geschick,
kehr' ich vielleicht nicht mehr zurück!"

Und heiß küßt er sein Töchterlein,
die läßt der Schmerz nicht sprechen,
sie schluchzt, sie will ihm nach, allein
die Knie zusammenbrechen.
Da sinkt sie hin, und weint sich satt,
bis sie der Schlaf bewältigt hat.

Sie sah im fieberhaften Traum
den Teufel an dem Fenster,
rings tanzten um der Hütte Raum
die hölliſchen Gespenster,
und kollerten durch den Kamin
des Vaters Leiche vor sie hin.

Da schreckt sie auf, blickt scheu um sich
und stürzt in höchsten Nöthen
auf ihre Knie, recht inniglich
zum lieben Gott zu beten:
„Ach hilf, ach hilf, o Jesu, mir!
Bin schuldlos ja, kann nicht dafür!"

Und sieh, im ros'gen Scheine schwebt
ein Knäblein durch die Thure,
und flüstert süß: „Dein Heiland lebt;
folg' mir, daß ich dich führe!"
Und jede Furcht ist von ihr fern,
sie folgt dem Himmelsboten gern.

Nie sah sie solchen Wunderreiz;
denn ei, Goldlocken flossen
von seinem Nacken, und ein Kreuz
hielt fest sein Arm umschlossen;
so schleierdünn die Flügelein,
und um das Haupt den Heil'genschein.

Er schien ihr Gabrielis Bild,
den Günzer im Christgärtchen
mit aufgestellt, der Wache hielt
beim Jesuskind am Pförtchen,
und mit dem Lichtlein in der Hand
gleich vorn im Hirtenstalle stand.

Und durch die Tannen ging der Weg,
voran das lichte Wesen,
da bahnte sich von selbst ein Steg,
der früher nie gewesen,
drauf schlug an wackigtes Gestein
mit seinem Kreuz das Engelein.

Da that der Fels ſich willig auf,
nun gingen ſie durch Gänge
bergunter bald, und bald bergauf
die Quere und die Länge,
und am hellfunkelnden Kryſtall
brach ſich der Tritte Wiederhall.

Sie kamen an ein ſilbern Thor;
dort ſtanden ſieben Greiſe
mit Silberbärten rings davor,
die öffneten ganz leiſe,
und leiſe ſchwebt der Engel ein,
noch leiſer Käthchen hinterdrein.

Was ſah ſie da? Ha, welcher Glanz!
Da lag die Frau der Berge,
zu ihrem Haupt ein Sternenkranz,
zu Füßen ſieben Zwerge,
die beteten. Die Meiſt'rin ſchlief,
als ſie der Engel munter rief.

Sie hob im ſilbernen Gewand
ſich auf vom Ruhebette:
„Was ſuchſt du hier in meinem Land?
Kennſt du auch dieſe Stätte?“
Ihr Auge glüht, ihr Antlitz trug
wohl düſtern Ernſt in jedem Zug.

Doch sonder Furcht der Engel sprach:
„Du sollst der Dirne helfen;
der Geist der Hölle stellt ihr nach
um morgen Nacht nach Zwölfen.
Mich sendet der Gott, den du kennst,
und dessen Magd auch du dich nennst."

Da neigt die Frau sich still und winkt
der sieben Zwerge einen,
und der aus einer Urne bringt
ein Kreuz von Edelsteinen:
„Trag auf der Brust dies allezeit,
dann bleibt der böse Freier weit."

Der Zwerg am Kleid das Mägdlein zieht,
sie mit dem Kreuz zu schmücken,
und die, obgleich sie vor ihm kniet,
muß sich noch zu ihm bücken,
so klein war er; doch war er flink,
im Nu das Kreuz am Kettlein hing.

Da sprach der Engel: „Gottes Dank
dir, hohe Frau der Berge!"
Drauf unter leisem Geistersang
entlassen ihn die Zwerge,
und bei den Greisen still vorbei
die Gäng' entlang gehn rasch die Zwei.

Und kommen endlich durch den Spalt
in's Freie auf die Felſen,
die ſich mit magiſcher Gewalt
jach durcheinander wälzen,
da küßte Käthchens Stirn und Hand
gar ſanft ihr Führer, und verſchwand.

Da ſtand das Mägdlein in der Nacht,
ihr flirrt' es vor den Sinnen,
ſie wähnt, ſie ſey vom Traum erwacht,
doch wird am Kreuz ſie 's innen,
daß Alles wahr, was ſie geſehn,
und was ſoweit mit ihr geſchehn.

Hell ſtrahlt das Kreuz im Purpurſchein
und leuchtet ihrem Schritte,
ſie klettert nieder vom Geſtein,
eilt durch der Tannen Mitte
heimwärts den Pfad. Ihr war ſo leicht,
ihr Auge nimmer thränenfeucht.

In ihrem Häuschen war noch Licht,
der Vater in der Stube.
„Ei Vater? Warum bliebſt du nicht
bis früh in deiner Grube?
's iſt noch nicht ſpät nach Mitternacht,
ſo ſprich, was hat dich heimgejagt?"

Da blickt der Steiger ſtier ſie an:
„„Wo biſt denn du geweſen?
Kannſt du, daß Sünde ich gethan,
mir nicht im Auge leſen?
Schau hier den goldnen Jeſuschriſt,
weiſt du, daß er geſtohlen iſt?““

Das Mägdlein ſchaudert: „Und woher
haſt du das Bild bekommen?“
Der Steiger ſpricht: „„Im Schacht lag er,
hab' diebiſch ihn genommen.
Doch du, gab dir das Kreuzchen da
der böſe Freiersmann etwa?““

Wie die nun ſchuldlos froh begann
das Wunder zu erzählen,
da hört der Steiger ernſt ſie an,
denn bange Zweifel quälen
im Herzen ihn. Noch war ihm neu
Unehrlichkeit und Dieberei.

Und wie ſie nun zum Ende kam,
da ruft er: „Meinem Kinde
gabſt du, o Gott, was ich mir nahm,
verzeih' mir meine Sünde!“
Und weinend drauf begann auch er
vom goldnen Kruzifix die Mähr!

„Mein Käthchen, als ich von dir ſchied,
da ſchwamm dein Aug' in Thränen,
und ich, ich weinte ſelber mit,
thät vaterlos dich wähnen,
ſo fuhr ich tiefbetrübt zu Schacht,
und ſchaffte dort bis Mitternacht."

„Weil halt'ges Erz ich ſuchen wollt',
leucht' ich herum im Dunkeln,
da ſah ich mir von reinem Gold
dies Bild entgegenfunkeln.
Ein Jeſuschriſt! Ich war allein!
der hilft mir! — raſch ſteckt' ich ihn ein!"

„Du biſt ein Dieb! Das trieb in Haſt
mich fort aus meiner Grube,
heim eilt' ich ohne Ruh und Raſt,
da fand ich leer die Stube,
die Thüre offen: Ha, dacht' ich,
die iſt dahin, bald holt' er dich!"

„Doch heut' noch will ichs in der Stadt
dem Oberzehntner melden,
vielleicht wird man die ſünd'ge That
mir nicht ſo ſtreng vergelten.
Ich war ja nie ein Böſewicht,
und Goldes wegen nahm ichs nicht."

„„Ei ſieh doch — alſo unterbrach
jetzt Käthchen froh den Alten,
nachdem das Gold ſie allgemach
an's Lämpchen hingehalten —
ſahſt du, was hier geſchrieben iſt:
Den Gläubigen hilft Jeſuschriſt!““

„„Und ſieh, da ſteht, ach iſt's denn wahr?
ach da, da ſteht dein Namen;
Gott, deine Hülf' iſt wunderbar!““
Bewegt rief jener: „Amen!
So iſt's denn mein, und ſtahl ich's nicht,
doch es zu melden, heiſcht die Pflicht.“

Er that's. Der Oberzehntner ſchätzt
das Gold mit ſtarren Augen:
„Ei Günzer, ruft er ernſt zuletzt,
das kannſt nur du recht brauchen,
das bildete nicht Menſchenhand,
der liebe Gott hat dir's geſandt.“

Der Steiger, froh ob dem Beſcheid,
kehrt zu der Tochter zeitig,
und beide ſind ſeit langer Zeit
zum erſten Mal heut freudig.
So naht die dritte grauſe Nacht,
der Steiger fuhr heut nicht zu Schacht.

Und als der Seiger zwölfe weiſt,
da klopft es an das Fenſter,
und draußen ruft der böſe Geiſt
tiefheulend, wie Geſpenſter:
„Heraus du Braut! Die Kralle zuckt,
der's nach des Schwähers Schopfe juckt.“

Da tritt das Mägdlein gläubig dreiſt
ihm mit dem Kreuz entgegen;
doch draußen brüllt der böſe Geiſt:
„Dich, Braut, ſchützt Gottes Segen;
doch ſcheitert meine Macht an dir,
des Alten Blut, das gnüge mir!“

Still betend zeigt der Steiger da
den Jeſuschriſt am Fenſter,
da heult der Böſe: Gott iſt nah!
nachheulen's die Geſpenſter.
Schier ward den beiden drinnen bang,
wie ſein Geheul die Luft durchdrang.

Die Blitze zuckten, der Orkan
zerbrach die nächſten Tannen,
die Donner huben gräßlich an
den Sturm zu übermannen,
und laut drein heult die Höllenſchaar,
der Böſ' entwich auf immerdar. —

Wer nur auf Gott und Chriſtum baut,
dem hilft der Himmel gnädig.
Für immer war die ſchöne Braut
des argen Freiers ledig,
und die ſo lang vermißte Ruh
kehrt ſich den beiden wieder zu.

Und täglich ging um's Abendroth
das Mägdlein zu den Steinen,
in deren Schooß der liebe Gott
die Hülf' ihr ließ erſcheinen.
Dort lag ſie betend auf den Knien,
und dankte Gott und lobte ihn. —

* * *

Schon Farrenkraut und Quendel blüht'
auf ihres Vaters Grabe,
und ſie ſchlich alt und lebensmüd'
gekrümmt einher am Stabe,
und neben ihr ein wackrer Greis,
wie ſie ſo alt, ſo ſilberweiß.

Es war ihr Mann. Der Himmel gab
der Ehe reichen Segen,
drei Enkel konnten ſchon das Grab
des wackern Günzers pflegen;
doch ſtellt den Weg zu dem Geſtein
die fromme Alte nimmer ein. —

„Großväterchen, kommt heute denn
Großmutter gar nicht wieder?“
ſo frug den Greis ein Enkelchen.
Schon ſank die Nacht hernieder;
dem Greiſe bangt's: Sollt' am Geſtein
ſo ſpät noch meine Käthe ſeyn?

Er eilt hinaus und ſieht von fern,
— die Augen gehn ihm über —
ein Engel, wohl geſandt vom Herrn, —
ſchwebt zum Geſtein hinüber,
und nimmt dort Käthchens Leiche auf,
ſchaut hold ſie an, und küßt ſie drauf.

Und küßt ſie dreimal, bindet ihr
das Kleinod dann vom Nacken.
Rings ſtrahlten prächtig wie Porphyr
die öden Felſenwacken,
mit roſ'gem Scheine angethan
ſchwang ſich der Engel himmelan. —

Drauf naht der Greis ſich tiefbewegt
der heil'gen theuern Leiche,
küßt ſie und betet ſtill und trägt
ſie heim auf dunkelm Steige,
und weint mit ſeiner Enkel Schaar
um ſie, die Allen Mutter war.

Und ſprach: „Haut morgen ins Geſtein,
wo ſie im Herrn verſchieden,
ein Grab. Ihr Schlaf wird ſanft dort ſeyn,
fand ſie ja ihren Frieden
ſchon einmal in den Steinen dort!“ —
Vollbracht ward treu des Greiſes Wort.

* * *

Vom Steigerhaus iſt keine Spur
der Nachwelt übrig blieben,
die fromme Wunderſage nur
lebt wie in Erz geſchrieben,
und jener grauſe Fels allein
ſteht noch; das iſt der Käthchenſtein.

11.

Der Schuster

aus

Groitzsch.

Diese Sage fällt in das erste Viertel des siebzehnten Jahrhunderts, ohngefähr 1617, als der Sultan Mustafa I. regierte, welcher nach einjähriger Regierung 1618 abgesetzt ward.

Im Garten des Sultan Mustafa war
beschäftigt der Sclaven unglückliche Schaar,
von duftigen Mohn- und Kamelienbeeten
das allesumrankende Unkraut zu jäten.

Der Gärtner ging musternd bald auf und bald ab,
und drohte den Trägen mit knotigem Stab.
Nur Einer war rastlos; den rief er bei Seite,
und bezeigt' ihm darüber die herzlichste Freude.

„Ja, Herr, sprach der Sclave, ich mühe mich sehr,
und fällt mir die Arbeit auch eben nicht schwer!
Auch bin ich stets froh; nur eins macht mir Schmerzen
mein Groitzsch und mein Liesel, das liegt mir am Herzen.

Drauf frug ihn der Gärtner, woher er denn wär',
und wer ihn gefangen, und mancherlei mehr,
wie alt er jetzt wäre, und wie er sich nenne,
und ob er was anders, als gärtnern, noch könne.

Der Sclave erwiederte: „Meyer heiß' ich,
und Korsen aus Tripolis kaperten mich.
Groitzsch war meine Heimath. Ihr werdet's wohl kennen,
man hört es gewöhnlich Pantoffelgroitzsch nennen."—

Da kratzt' sich der Gärtner im Kopfe und spricht:
„Pantoffelgroitzsch? — Nein, das Land kenn' ich nicht.
Doch sagt mal, ihr seid wohl was Rechtes gewesen,
und könnt wohl gar rechnen und schreiben und lesen?"

„Nun freilich, — spricht Meyer, — ich führe den Kiel,
doch besser die Pfrieme! Und lesen? — Nicht viel.
Ich bin auch nicht oft in der Schule gewesen,
doch habt ihr was Deutsches, das will ich euch lesen."

Da langte der Gärtner ein Briefchen heraus,
und sagte: „Das sieht wie was Deutsches da aus,
Seht, ob ihr's verstehet! Ich fand es heut morgen
dort tief in der Liliendolde geborgen."

Und Meyer entfaltet das Briefchen geschwind,
und ruft: „Ach herzliebster Herr Gärtner, das sind
gar kritzliche Züge so hüben wie drüben,
das hat ein verliebtes Mamsellchen geschrieben!"

Er buchstabirt' und vertürkischte ihm,
was Alles da stand in dem Briefe geschrieb'n:
„Du Meyer, — so hieß es, — nur Du kannst lesen,
was lang meines Herzens Geheimniß gewesen."

„Ich liebe Dich innig, ich muß es gestehn;
Du wirst nicht das Herz einer Deutschen verschmähn.
Der Odalisken [1]) schönste, Babuse,
wirft Dir sich, um Liebe Dich flehend, zu Fuße."

„Heut Abend im Pavillon harre ich Dein!
Da stelle am Pinienbade [2]) Dich ein:
dann wird meine Zofe schon weiter Dich führen;
nur laß Dich von keinem der Wächter erspüren."

„Und sage dem Gärtner, er solle den Plan
verschweigen und fördern, wo immer er kann.
Babusa, die mächtige, werde schon morgen
ihm eine gar reiche Belohnung besorgen."

„Noch einmal, Du Holder, begehre ich Dein,
und lade zur Wonne der Liebe Dich ein.
Sey wacker, und harre am Bade im Garten,
und sag' es dem Gärtner, und laß mich nicht warten!"—

Das hörte der Gärtner mit schmunzelndem Blick,
und sagte: „Du, Deutscher, uns lachet das Glück!
Mir werden da reiche Belohnungen fließen,
und Du kannst die schönst' Odaliske genießen."

„Nein, — sagte drauf Meyer, — da stimm' ich nicht bei;
der Liesel, der Liesel, der bleib' ich getreu.
Genad' mir der Himmel! He, wenn die erführe,
daß ich mit Ob'lisken hier 'rumcareſſire!"

„Ei, was dà!“ — rief haſtig der Gärtner darauf, —
bei den Türken hört Treue und Chriſtenthum auf!
Jetzt komm in mein Stübchen, und laß uns erwägen,
wie die ganze Geſchichte wir machen wohl mögen.“

Er predigte lange noch auf ihn hinein:
I, ſo mach' nur! Du wirſt doch ſo'n Eſel nicht ſeyn!“
Doch mählig nur konnte ſich Meyer entſchließen,
in der Treue fürs Lieſel ein Böckchen zu ſchießen.

Drauf führt ihn der Gärtner beim Mondenſchein
ganz leiſe zum Bade. Dort harrte ſchon ſein
die Zoſe, und führt' ihn die Quere und Länge
durch dunkle Platanen-[a]) und Piniengänge.

Am Pavillon ſpricht ſie: „Da wären wir ja;
ſchon lange iſt meine Gebieterin da.
Geht, eilet; ſie wartet! Und ſeyd nur nicht blöde;
Babuſa iſt heute gewißlich nicht ſpröde.“

Sie eilte von dannen. Der Schuſter hält
die Klink' in den Händen: „Ach Elend der Welt!
Der Geiſt meiner Lieſel, er mag mir's vergeben;
ich muß ja — es geht ja auf Tod und auf Leben!“ —

Leis trat er hinein in das Liebesaſyl.
Da gab es der köſtlichen Dinge gar viel;
für Augen und Ohren, für Gaumen und Naſe
war da zu genießen im reichlichſten Maaße.

Eine Ampel an goldenen Ketten beſtrahlt
eine Venus im Bade, auf Elfen gemahlt;
dabei ſtand ein Tiſchchen mit vollen Pocalen
und würzigen Früchten in ſilbernen Schaalen.

Den Boden bedeckten Tapeten von Sammt,
die Decke war bläulich und golden geflammt,
an den Wänden, nicht ohne ein heimliches Grauen,
waren Scenen aus Langbein's Schwänken zu ſchauen.

Der Schuſter vollendet ſtilllachend die Schau,
und beguckt und beſchnuppert ſich Alles genau,
und denket: „Das haben gewißlich die Nonnen
vor Zeiten im Pegauer Kloſter erſonnen!“

„Mein Seele, hier iſt es kein Wunderding nicht,
wenn einem zuletzt die Cont'nance gebricht!
Man iſt nur ein Menſch, und kann ſtolpern; indeſſen
mein Lieſel, das will ich denn doch nicht vergeſſen.“

Nach dieſem ſo heilſamen Seelengeſpräch
wird dennoch die Neugier auf's Neu' in ihm reg;
nur Schade, die Hälfte des Zimmers entrücken
zwei Vorhänge ſeinen begierigen Blicken.

„Halt! — denkt er, — hier kommt ein verdecktes Gericht;
hier find' ich gewiß das Obliskengeſicht!“ —
Er lüpfet den Vorhang, und — ſtaunet und zittert,
vom Anblick der reizenden Huldin erſchüttert.

Auf ſchwellender Sammtottomane, da lag
Babuſa, ſo ſchön wie der werdende Tag.
Wie ſtrahlte ſie herrlich im taftenem Kleide,
wie wiegte der Buſen das Perlengeſchmeide!

Es blühten die Wangen, wie Roſen erblühn,
es glühten die Augen, wie Sonnen erglühn,
der Mund ſchien geſchaffen, nur Küſſe zu geben,
ſchwarz glänzte das Haar wie geglättetes Eben.

Und Meyer, als Kenner, geſtand es ſich zu,
Herr Muſtapha habe den richtigen Goût,
und um hier der Liesel getreu zu verbleiben,
da müſſ' er aus Leibeskräften ſich ſträuben.

Drauf hob ſich Babuſa allmählig empor,
und trat wie ein Engel zu Meyern hervor,
und lispelte freundlich: „Ich kenne dich, Meyer;
doch woher? das Geheimniß bewahre ich theuer.“

„Dir gnüg' es zu wiſſen, daß du mir bekannt;
auch ich bin aus deutſchem, aus ſchwäbiſchen Land,
und die Liebe zum Vaterland hat mich getrieben,
dich ſchönſten der Jünglinge feurig zu lieben.“

„Drum ſei nicht ſo blöde, und ſetze dich hier,
und trinke und ſchmauße und ſcherze mit mir!
der Sultan iſt ferne, und kann nicht verhüten,
daß Landsverwandte die Hände ſich bieten.“

Sie rückte die Kiſſen, und theilte das Mahl,
und reicht ihm den kühligen Sorbetpokal,
ſie zog ihm zum Kuſſe, ſie drückt' ihm die Hände,
doch that er, als ob er ſie unrecht verſtände.

„Was ſträubſt du dich, Holder? Sag, bin ich nicht ſchön?
Wird ein Sklave den Schatz eines Sultans verſchmähn?"
„„Ach, ſeufzte da Meyer, ich darf euch nicht lieben,
ich hab' ja mein Herz ſchon der Lieſel verſchrieben!""

„Was Lieſel! — verſetzte Babuſa geſchwind, —
die weiß ja nicht, daß wir beiſammen hier ſind!"
„„So? denkt ihr? ſprach Meyer, das ändert die Sachen
da könnte das Ding ſich am Ende doch machen.""

Drob wurde Babuſa gar luſtig und froh.
Doch im Ernſte meinte das Meyer nicht ſo,
und entſchloß ſich im Stillen, von dannen zu fliehen
und zuvor ihr die Schuh von den Füßen zu ziehen.

Denn er, als ein tüchtiger Schuſtergeſell,
erkannt in den Schuhen ein neues Modell,
und kam er erſt wieder zu Hauſe nach Sachſen,
ſo konnte ihm großer Gewinn draus erwachſen.

Er ſah ihr nicht Ein Mal in's holde Geſicht;
ſein Auge ſchien nur auf ihr Füßchen erpicht,
und ſchmeichelnd bat er ſie um das Entzücken,
ohne Schuhe die niedlichen Füßchen zu blicken.

Still lachte Babuſa, und freute ſich ſehr,
daß er endlich ein wenig vertraulicher wär',
und ſtreifte die Schuhe nachläſſig vom Fuße,
und ward nun erſt recht die verliebte Babuſe.

Doch Meyerin feſſelt kein Kuß und kein Arm,
und ſpricht er: „Mamſellchen, mir wird es ſo warm!
Mir wird es ſo ſchwummrig, als ging's an ein Köpfen,
ich möchte wohl friſche Luft einmal ſchöpfen."

„Erlaubt ihr es, geh' ich in's Kühle hinaus,
und kurir' mich mit Nachtluft und Mondenſchein aus."
Babuſa wohl muß ihm die Bitte gewähren,
und bittet nur, baldigſt zurückzukehren.

„Ei freilich, Mamſellchen!" ſpricht Meyer gar keck,
ſtiebietzt ihr die Schuhe ohn' Hinderniß weg,
und ſchleicht, wie die Katzen vom Taubenſchlag ſchleichen,
von dannen, die Mauer behend zu erſteigen.

Er tappet und ſuchet im Garten umher,
wo wohl das Erwiſchen am leichteſten wär',
und entdeckt eine Ceder; von ihren Zweigen
kann er glücklich die Höhe der Mauer erreichen.

Er haspelt ſich glücklich hinab von der Höh',
und ſagt noch Babuſen ein ſüßes Adje,
und läuft wie ein Schuſter durch dick' und durch dünne,
damit er des Sultans entrinne.

So ſollte die gute Babuſa dich ſehn!
Die muß in den Strümpfen nach Hauſe nun gehn! —
So feixt' er im Innern, und wünſchte ihr Ruhe,
und drückte an's Herz die geſtohlenen Schuhe.

So flieht er drei Nächte, und endlich erreicht
er glücklich ein friedliches Städtchen, und ſchleicht
zum Thore hinein, und eilt, auf den Gaſſen
ſich ja nicht von Türken erwiſchen zu laſſen.

Doch plötzlich hält ihn ein Muſelmann an:
„Wohin denn ſo eilig, du loſer Kumpan?
Geſteh' es, du biſt ein entlaufener Sklave,
und entgeheſt nun nimmer der gräßlichen Strafe!"

Da bettelte Meyer den Türken recht ſchön:
„Ach, liebſter Herr Türke, ach laßt mich doch gehn!
Ein Löſegeld kann ich euch freilich nicht geben,
doch möchte ich gerne ein Weilchen noch leben."

„Das glaub' ich — verſetzte der Muſelmann ſchnell —
auch ſcheinſt du zur Arbeit ein ſtarker Geſell,
drum, um zu entrinnen der gräßlichen Strafe,
ſo diene ein Jahr lang mir treulich als Sclave."

Und Meyer, dem's juſt nicht an Pfiffigkeit fehlt,
hat raſch von zwei Uebeln das kleinſte gewählt,
und ſpricht: „Meintwegen, doch euer Verſprechen,
das dürft ihr mir aber dann auch nicht brechen!"

Der Türk', in deß Hauſe Saffian gemacht ward,
beſchwört's bei den Houri's und Mahomed's Bart,*)
und nimmt ihn flugs mit ſich, als ſeinen Geſellen
beim Laugen und Gerben ihn mit zu beſtellen.

Und Meyer bezeigte da Fleiß und Geſchick.
Das ſahe der Türke mit freundlichem Blick,
und lernte ihm alle die Vortheil gehörig,
und Meyer bewies ſich gar flink und gelehrig.

Bald macht' er die ſchönſten Saffiane allein,
und lachte ſich heimlich in's Fäuſtchen hinein;
denn die Kunſt im Gehirn, das Modell in der Ficke,
was fehlte ihm weiter zum künftigen Glücke?

Als das Jahr nun zu Ende, da löſte ſein Wort
der Türke, und gab ihm die Freiheit ſofort,
und Meyer focht ſich mit ſeltnem Geſchicke
recht glücklich zur harrenden Lieſel zurücke.

Und wie aus der Ebne die Vaterſtadt ſteigt,
da wird ihm vor Freuden das Auge ſo feucht;
flugs eilet er, ohne Jemanden zu grüßen,
zum Hauſe der Lieſel mit trabenden Füßen,

Und klopfet an's Fenſter: „He, Lieſel mach' auf!
Dein Meyer iſt da und geſund und wohlauf!"
Die Lieſel macht auf. Es umhalſen ſich Beide,
und kuſſen ſich herzlich, und weinen vor Freude. —

Den Sonntag darauf von der Kanzel ſpaziert
Meiſter Meyer mit Lieſeln, und wird copulirt.
In den Schuhen Babuſens, auf Meyers Verlangen
iſt die herzige Lieſel zur Trauung gegangen.

Kaum ſahen die Leute die türkiſchen Schuh,
da ſtrömten unzählige Kunden herzu,
und Meyer verſtand es, mit türkiſchen Muſtern
ein hübſches Vermögen zuſammenzuſchuſtern.

Die Schuh', die er einſt der Babuſa entwandt,
hat er ſcherzhaft deswegen Babuſen genannt;
Und heute noch machen die fleißigen Hände
der Groitzſcher Herrn Schuſter Babuſen ohn Ende.[5])

Anmerkungen.

[1]) **Odaliſken**, Odaliken, ſind die in dem Oda, d. i. in einer Zimmerabtheilung des Serail wohnenden Luſt-Mädchen des Sultans.

[2]) **Pinien**, Pineen, eine ſüdliche Kieferart.

[3]) **Platane**, ein morgenländiſcher, dem Ahorn ähnlicher Baum, mit handförmigen, ſpitz auslaufenden, glatten Blättern.

[4]) **Houri's**, ſind die 70 wunderſchönen Frauen, welche Mahomed den Gläubigen im Paradieſe verſprach. Bei ihnen und bei Mahomeds Bart ſchwören, iſt bei den Türken der höchſte Schwur.

[5]) Geſchichtlich wahr **ſoll** an dieſer Erzählung ſeyn, daß ein Groitzſcher, Namens Meyer, in türkiſche Gefangenſchaft gerathen, dort das Saffianmachen gelernt, und das erſte Paar Babuſen mit nach Groitzſch gebracht.

12.

Das Kind auf dem neuen Neumarkte

zu

Leipzig.

Diese Sage fällt wahrscheinlich in die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Was und ob überhaupt etwas geschichtlich Wahres an ihr sey, oder ob das wirklich noch heute sichtbare steinerne Bild eines Kinderkopfes an dem, der löbl. Kramerinnung gehörigen Eckhause auf dem neuen Neumarkte in Leipzig eine andere Veranlassung gehabt habe, läßt sich nicht entscheiden. Der sandsteinerne Kinderkopf, so ziemlich in natürlicher Größe, ist neben dem Fenster der ersten Etage, zunächst der Ecke am Kupfergäßchen, eingemauert. Noch ist zu bemerken, daß, ehe man die Straßen-Laternen kannte, die Stadt mit Pechpfannen erleuchtet ward, welche mit einbrechender Nacht auf spitze, im Pflaster eingerammelte Pfähle aufgesteckt wurden.

In Leipzig war gar große Noth,
der Feind lag vor der Stadt,
und drinnen fehlt' es arg an Brod,
nur Wen'ge aßen satt.

Am Neumarkt hoch wohl unterm Dach,
da lebt' ein Zimmermann,
blutarm, doch fromm und gut, und ach,
der war am schlimmsten dran.

Sein Weib gebar bei wildem Schmerz
ein Knäblein wunderschön,
und allzugleich brach ihr das Herz,
sie sollt' ihr Kind nicht sehn.

Der Vater drückt' das Aug' ihr zu,
stürzt' auf die Leiche hin.
„Weh mir, o stärb' ich auch, wie du!
Ich hätt' deß mehr Gewinn!"

„Hie steh' ich nun so ganz allein,
verhungern muß mein Kind!
Ich will der Qual nicht Zeuge seyn,
will eh'r mich weinen blind."

Da naht ein Engel ihm, und spricht
mit Aeolsharfenton:
„Verzweifle, armer Vater, nicht!
Gott schützet deinen Sohn.“

„Das Knäblein steht in Gottes Hand,
der ist ein treuer Hort,
hat mich zum Troste dir gesandt.“
Er sprach's und schwebte fort.

Da stürzte betend auf die Knie
der arme Zimmermann:
„Ja, Gott verläßt die Seinen nie,
nimmt sich auch meiner an.“

Und wundersam gestärkt nimmt er
den Kleinen an die Brust, —
da tönet hell von unten her
das Jauchzen wilder Lust.

Der Feind zieht ab, die Noth ist aus!
so tönt's die Gass' entlang,
und jubelnd schallt's von Haus zu Haus:
Gott sey es ewig Dank!

Brodwagen unter Hörnerschall
ziehn funfzehn in die Stadt,
und jeder ißt zum ersten Mal
seit langen Monden satt.

Drob wie ein König freute ſich
der arme Zimmermann:
„Wie dank' ich Gott, was er für mich
und für mein Kind gethan!"

„Mein Kind kann ich geſättigt ſehn
mit Milch und friſchem Brod,
kann wieder an mein Tagwerk gehn
ums nächſte Morgenroth." — —

Er geht zur Arbeit Tag für Tag,
und läßt das Kind allein:
„Gott will ja, wie der Engel ſprach,
ſein treuer Hüter ſeyn."

Doch laß nicht, guter Zimmermann,
dein Knäblein ſo allein!
Gott iſt getreu, doch drum ſoll man
nicht unvorſichtig ſeyn.

Wenn du mal Abends kommſt nach Haus,
und findſt dein Knäblein todt,
dann zank' und ſchilt dich ſelber aus,
und hadre nicht mit Gott. —

Vom Tagwerk einſt müd' und gebückt
ſchleicht er die Straß' herauf,
zum Fenſter ſeines Stübchens blickt
er ſtill zufrieden auf.

Und ſieht, — ihm flirrt es vorm Geſicht,
er glaubt nicht recht zu ſehn, —
ſieht ſein dreijährig Knäblein dicht
am offnen Fenſter ſtehn.

Hilf Gott, wie er ſich nieder beugt, —
jetzt faßt der Schwindel ihn, —
er ſtürzt. — Der Vater ſieht's, erbleicht,
und ſinkt vernichtet hin. — —

Hat das nun Gott der Herr gethan?
O nein, die Schuld iſt dein.
Wirſt fürder, du geſchlagner Mann,
nicht ſo fahrläſſig ſeyn.

Doch ſteh' nur auf! Dein Kind hängt dort
am Feuerpfannenpfahl.
Es lebt. Gott war ſein treuer Hort,
und warnte nur diesmal.

Wie aber, wenn es auf's Geſtein
zu Tod gefallen wär?
Nie könnteſt du da ruhig ſeyn,
und nimmer fröhlich mehr. — —

Es lebt das Kind. Der liebe Gott
hat ſeinen Sturz gelenkt,
daß nur drei Spannen überm Tod
es noch am Kleidchen hängt.

Dicht glitt es nieder an dem Pfahl,
der vor dem Hauſe ſtand,
und dieſer ſpießt, ſpitz wie von Stahl,
das flatternde Gewand.

Der Kleine ſchreit, der Vater läuft
und drückt ihn an ſein Herz,
und küßt den Pfahl, und dankbar ſchweift
ſein Auge himmelwärts.

Er ſtehet ſtumm Minuten lang,
das Herz iſt ihm ſo reich;
die Sprache arm für ſeinen Dank,
dem droben gilt's ja gleich!

Und endlich ruft er: „Gott, der du
ſo treu biſt in Gefahr,
o rechne mir's dereinſt nicht zu,
daß ich ſo ſorglos war."

„Gern rief ich's mit gewalt'gem Wort,
ſo weit die Erde iſt,
daß du allein ein treuer Hort
und mächt'ger Helfer biſt."

„So kann ich's nicht, doch was ich kann,
das bring' ich dir zum Dank,
will müh'n und placken mich fortan
mein ganzes Lebelang."

„Und friſte du mir meine Zeit,
bis daß ich's hab' vollbracht,
und was der Tag mir nicht verleiht,
das fordr' ich von der Nacht."

„Will darben, bis ich gnug erſpart,
dann muß mein Kind von Stein,
der am Altar geweihet ward,
ein Künſtler conterfein."

„Feſt maur' ich's in die Mauer hier,
dort zeig's der Nachwelt an,
was du, o lieber Gott, an mir
und meinem Kind gethan." —

Der wackre Mann! Mit regem Fleiß
blieb dem Gelübd' er treu,
verdiente ſich mit Müh' und Schweiß
des Kindes Conterfei.

Am Neumarkt hoch am Kramerhaus,
iſt es noch heut zu ſehn;
es ſieht ſo ſanft und freundlich aus,
als ſpräch's: Gott grüß dich ſchön!

13.

Der Reiter ohne Kopf auf dem Ziegenberge

bei

Zwönitz.

Der Ziegenberg, über den die Straße von Zwönitz nach Grünhain führt, ist fast 300 Ellen hoch, und scheint wegen seines steilen Ansteigens kegelförmig zu seyn. Diese Erzählung, welche bloße Sage ist, dürfte in das siebzehnte Jahrhundert fallen.

„Ei, ei, doch, Babette! Was soll doch der Schmuck?
Ha, ich merke, du willst wohl zum Reigen?
Bleib heute daheim!“ — Der Vater bat sehr,
doch lockend schallten von drüben her,
die lustigen Pfeifen und Geigen.

„„Aber Vater, von Grünhain kommt heute mein Max,
er versprach mir's, zum Tanze geritten.
Wie nun, er käme und hielt mir sein Wort,
und ich brächʼ ihm meines und wäre nicht dort?!
Drum, Väterchen, laß dich erbitten!““

Dem Thränlein im Auge, der streichelnden Hand
kann der Vater nicht widerstehen:
„Meinetwegen, so geh denn! Doch bleibe nicht lang,
ich weiß nicht, mir ahnet es heute so bang,
als sollte dir Unheil geschehen.“

Das versprach sie mit Freuden, und eilte behend
nach dem Wirthshaus zum fröhlichen Reigen,
Sie zog's wie mit Ketten, sie eilte gar sehr,
denn lockend schallten von drüben her
die lustigen Pfeifen und Geigen.

Sie war Kunzens, des Müllers, einziges Kind,
denn ob der Ehe mit Scharfrichters Rosen,
— was geht auch der Liebe der Reichthum an? —
war iht Bruder, ein rüſtiger Zimmermann,
von Vater enterbt und verſtoßen.

Doch härmte ſich dieſer gar wenig darum,
er plackte ſich redlich ſechs Tage,
wenn aber der Sonntag, der ſiebente, kam,
dann ging er geputzt, wie ein Bräutigam,
zum Tanz und zum Feſtesgelage.

Auch heut war er längſt mit dem Weibchen zu Platz
und ſchwang ſie im wirbelnden Reihen:
„Ei ſieh doch, Babettchen, die Schweſter, iſt da!
Gott grüß' dich! ſo ſprach er und ſcherzte, — na, na,
wie wird dein Geliebter ſich freuen!

„Sprich, weiß es der Vater, daß du dir den Max,
den lockern Geſellen erkoren?
Dir zürnt er gewiß nicht; der Förſter hat
ja des nichtigen Titels und Geldes ſatt,
das locket den alten Thoren!“

„Mich hat er verſtoßen, verflucht und enterbt,
weil ich wollte mein Röſel nicht laſſen.
Gott mög's ihm verzeihen! Du kannſt nicht dafür,
drum hab' ich auch keinen Hader mit dir,
und könnte dich nimmermehr haſſen!“ —

So ſprach der biedere Bruder, und zog
Babetten zum fröhlichen Reihen,
und drehte ſie luſtig im Tanze dahin,
ud küßte und herzt' ſie mit ſchäkerndem Sinn,
als thät' er im Ernſt um ſie freien!

Da trat der Geliebte zur Thüre herein,
und ſahe das Herzen und Küſſen.
„Ha, treuloſe Bettel! — ſo knirſcht' er voll Wuth—
mir ſchwureſt du Treu, und biſt Andern gut,
das ſollſt du mir fürchterlich büßen."

Er kannte den künftigen Schwager noch nicht,
und wähnte ſich treulos verrathen.
Doch ſtellt' er ſich fröhlich und tanzte mit ihr,
dann flüſtert' er leiſe: „Komm, folge mir,
hinaus in die grünenden Saaten!"

Nichts ahnte Babette und folgte ihm gern
zum Garten ins Dunkel der Buchen.
Da küßt' er ſie: „Nicht wahr, du biſt wohl ſo gut?
Ich verlor dort am Berge die Federn vom Hut,
komm, Liebchen, und hilf ſie mir ſuchen!"—

Leicht täuſchte die Lüge das harmloſe Herz.
Sie gingen in mondlicher Helle
den Grünhainer Weg bis zum Fichtenwald;
da grollte der Förſter ein tückiſches: „Halt!
Feinsliebchen, hier ſind wir zur Stelle!"

„„Nun denn, — erwiedert Babette, — hab' Acht,
bald hab' ich die Federn gefunden!““
„Ha, laß doch die Federn! Was hilft mir der Schmuck?
Erst nimm mir vom Herzen den laſtenden Druck!
Viel entſcheiden die nächſten Sekunden!“ —

„Babette, ich liebte dich innig und treu,
du ſchwatzteſt vom feurigſten Triebe.
Doch führte ein Andrer dich heute zum Reihn,
er küßte und drückte dich obendrein,
ſprich, Mädel, geſchah das aus Liebe?“ —

Da ſchaudert das Mädchen erſchrocken zurück:
„„Was willſt du? Aus Liebe? Nun ja denn!““
„Aus Liebe!“ ſchrie Max, und ſchlug an die Stirn,
Verzweiflung durchzuckte ſein raſendes Hirn.
„Die Braut hat den Bräut'gam verrathen!“—

„„Hilf Heiland, was iſt dir geſchehen, mein Max?
Was treibt dich ſo jählings zum Schmerze?
Und ſie fiel um den Hals ihm, und küßte ihn ſüß,
doch der Wüthende faßte ſie grimmig, und ſtieß
ihr das Meſſer in's ſchuldloſe Herze.

Und ſterbend ſank ſie in's ſchwellende Gras:
„„O Jeſu, was hab' ich verbrochen?““ —
Da beugte Max jammernd ſich nieder zu ihr:
„Babette, du brachſt ja die Treue an mir,
die du mir auf ewig verſprochen.“ —

„„Ha,— ſtöhnte ſie leiſe, — jetzt wird mir's klar,
die Eiferſucht hat dich verblendet!
Mein Bruder war's, — ich ewig — dir treu,
Geliebter — leb wohl!"" — Ein Schmerzensſchrei,
und ſie hatte ihr Leben geendet.

Da taumelt der Mörder verzweiflungsvoll auf:
„Ihr Bruder? Sie ſchuldlos! Wär's Lüge? —
Nein, Wahrheit! — Ich habe unſchuldiges Blut
vergoſſen! Weh, weh mir, in thörichter Wuth
gemordet mein Glück in der Wiege!"

Weit warf er das blutige Meſſer hinweg,
umhalſte noch einmal die Leiche,
auf die todtkalten Lippen den Scheidekuß
noch drückt' er, dann ſchwankt' er mit ſchlotterndem Fuß
zurück auf dem Zwönitzer Steige. —

Noch ſchrillten die Geigen, noch lärmte der Reihn,
ihr Bruder tanzte noch immer:
da kam mit ſcheuem verwilderten Blick
und blutigen Händen der Mörder zurück,
und ſtürzte wahnſinnig in's Zimmer.

Und trat zum Bruder Babettens, und ſchrie
mit des Wahnſinns verzweifeltem Muthe:
„Was biſt du ſo luſtig? Das Tanzen laß ſeyn,
und hol' deine Schweſter vom Berge herein,
dort liegt ſie ermordet im Blute."

„Was gafft ihr? 's iſt Wahrheit! Ich hab' es gethan!
Mit dem Meſſer erſtach ich das Mädchen.
Auf, führt mich zur Stadt. Ich entfliehe euch nicht,
mich verlangt es ſo ſehnlich nach Halsgericht!" —
Und ſie führten hinein ihn in's Städtchen. —

Drei Tage vergingen, da ſang man der Braut
die kläglichen Todtenlieder,
drei Monden, da ſtarrte der Bräutigam,
den das Richtſchwert der Hölle im Herzen entnahm,
vom Rade bei Grünhain hernieder.

* * *

Ein Roſenbuſch kündet noch heute den Fleck,
wo die blutige That einſt geſchehen.
Die milchweißen Roſen mit Blute geſprengt,
und die Blätter ſo traurig zur Erde geſenkt,
hat mancher bei Nacht ihn geſehen.

Dorthinwärts herüber vom Rabenſtein
ſoll der Mörder um Mitternacht reiten.
Den Kopf unterm Arme durchſprengt er den Wald,
und macht bei dem Roſengeſträuche erſt Halt,
und verkündet unglückliche Zeiten.

14.

Der Hahn in der Spitalkirche zu Großenhain.

Dieser Hahn, das Wahrzeichen von Großenhain ist in der Kapelle des Jakobhospitals vor dem Wildenhainer Thore, auf einer Altartafel gemahlt.

Vorm Wildenhainer Thor, im Stern, *)
da dient' ein Hausknecht, recht und schlecht.
Er stand gar gut bei seinem Herrn,
denn er war ein getreuer Knecht,
und gerne hätte er sein Leben
für seinen Herrn dahin gegeben.

Wer recht thut, kann auch fröhlich seyn!
Der arme Jakob war stets froh,
und eins nur kränkt' ihn noch allein,
daß ihn des Wirthes Tochter floh,
ohn' daß er doch die Jungfer Jette
mit irgend was beleidigt hätte.

Er hatte Jetten herzlich lieb,
und hätte gern um sie gefreit.
Doch leider, wenig Hoffnung blieb
ihm wegen seiner Dürftigkeit,
zumal da Jettens Vater wollte,
daß sie nach Gelde freien sollte.

Im Haus des Wirthes war dazu
ein arger Burſch, der Philipp hieß,
und der dem Mädel keine Ruh
auf jedem Schritt und Tritte ließ.
Doch Jette konnte ihn nicht leiden,
und wich ihm ſeitab ſchon von weiten.

Darob entſpann in Philipps Bruſt
ſich Eiferſucht, und dachte er:
Ein Andrer hat ihr Herz! Du mußt
nur klüglich erſt erforſchen, wer?
Und er beſchließt, ihr ungeſehen
auf jedem Tritte nachzugehen.

Er forſcht und ſpäht wohl Tage lang,
und weiß ſo wenig wie zuvor;
da muß mal Jakob einen Gang
mit Jetten vor das Meißner Thor.
Nachſchleichet Philipp ungeſehen,
und kann noch ihr Geſpräch verſtehen.

„Was weichet ihr — hub Jakob an —
ſeitab vor mir auf jedem Tritt?
Hab' ich euch was zu Leid gethan?
Bei Gott, ich weiß es nicht womit!
Die Andern grüßt ihr ſchon von weiten;
warum doch könnt ihr mich nicht leiden?"

„„Ach, Jakob — ſprach das Mädchen drauf —
du haſt mir nichts zu Leid gethan;
doch paßt mir Jemand immer auf,
ob ich dich freundlich ſehe an,
und will ich mir's nicht merken laſſen,
muß ich — doch ſcheinbar nur! — dich haſſen.““

Drauf Jakob freudig zitternd ſpricht:
„Was, Jungfer, was verbergt ihr doch?
O, eure Augen lügen nicht —
ihr ſeyd mir gut! Nun hoff' ich noch!“
„„Nicht — ſpricht ſie — wollt' ich dir's geſtehen,
doch nun, wie Gott will, mag es gehen.““

Da drückt ihr Jakob heiß die Hand,
und ſchwört ihr freudig ew'ge Treu;
ſie ſchließen ihrer Liebe Band,
und Zeug' iſt ihnen Gott dabei.
Der Lauſcher, mit geballten Händen,
knirſcht: „Gräßlich ſoll das Blatt ſich wenden!“

Kurz vor den Weiden kehrt er heim,
und lügt von Weh und Uebelkeit,
trinkt Quendelthee und Honigſeim,
und geht zu Bett bei guter Zeit,
und harrt mit ängſtlichem Verlangen,
bis All' im Haus zur Ruh gegangen.

Und als nun kommt die Mitternacht,
und Alles ruhig ſchläft im Haus,
da ſchleicht er ſich gar leis und ſacht
zu ſeiner Kammerthür heraus,
und hält behutſam ſeinen Oden,
und ſchleicht in Strümpfen auf den Boden.

Er tritt in Jakobs Kammer ein,
— der lag im Bett in guter Ruh, —
und findet auch beim Mondenſchein
und nimmt des Hausknechts neue Schuh',
und ſchleicht mit vorgeſtreckten Aermen
hinaus zum Hauſe ohne Lärmen.

Verſchneit war überall die Bahn,
man konnte jeden Tapfen ſehn.
Dies ſchickte ſich zu Philipps Plan,
den Hausknecht zu verdächtigen;
denn da er deſſen Schuh genommen,
ſo muß die Schuld auf dieſen kommen.

Er zieht die Schuhe haſtig an,
und eilt zum Hospitale [2]) hin,
und ſteigt die Mauer ſtill hinan,
und lauſcht, ob Alles ruhig drin.
Drauf öffnet er mit Diebsgeräthen
ganz heimlich einen von den Läden,

Und ſteigt hinein, und ſchleicht ſich ſtill
bis in die Kirche, und erfaßt
die Leuchter vom Altar, und will
hinweg damit in ſcheuer Haſt;
da kräht ein Hahn, als wenn er ſähe,
was Gräßliches jetzt hier geſchähe.

Und dreimal warnend kräht der Hahn,
und Philipp ſteht in Todesangſt,
doch denkt er: „Ei, was ſicht dich an,
daß du vor Hahnenruf erbangſt?
Die Hähne krähen oft; deswegen
wird ſich hier außen Niemand regen.“

Er eilt davon gar ſtill und leis,
und kommt zum Gaſthaus ungeſehn,
und läßt im Schnee recht mit Fleiß
die Tapfen unverſtrichen ſtehn,
und ſchleicht mit angehaltnem Oden
ſich leiſe wieder auf dem Boden.

Und legt, der Bube! ſtill und ſacht
den Raub in Jakobs offne Truh,
und ſtellt daneben mit Bedacht,
ihn zu verdächtigen, die Schuh'.
Drauf legt er ſich ganz ohne Sorgen
zu Bett, und lauert auf den Morgen.

Kaum daß es noch im Osten tagt,
da klopft der Frohn schon an die Thür,
und ruft: „He holla, aufgemacht!
Der Dieb ist in dem Hause hier!
Man kann im Schnee ganz deutlich sehen,
wie bis hieher die Tapfen gehen."

Der Wirth macht auf: „Was soll das Schrein?
Ein Dieb? Gewißlich irret ihr,
doch 's wird sich finden. Kommt herein!
Ich will euch führen; folget mir!"
Drauf führt er ihn in alle Gaden,
und öffnet willig ihm die Laden.

Und so durchsuchen sie das Haus
nach dem gestohlnen Kirchengut,
und suchen auch den Boden aus,
wo liebeträumend Jakob ruht,
und finden die durchnäßten Schuhe
und auch die Leuchter in der Truhe.

Der Frohn nimmt eilends einen Schuh
und setzt ihn in die Tapfen ein,
und sieh, er paßt genau dazu!
Schnell kehrt er um: „Der muß es seyn!"
und reißt den Hausknecht aus den Betten,
und fesselt ihn behend mit Ketten.

Halb wach nur ſtarrt ihn Jakob an,
und denkt, es träume ihn ſo ſchwer,
und fragt den Wirth, warum der Mann
ſo früh zu ihm gekommen wär?
„Nun, — ſpricht der Wirth, — weil du geſtohlen,
iſt er gekommen, dich zu holen.“

Da ſchreit der Hausknecht: „Jeſu Chriſt,
wer trug die Leuchter da hinein?
Ich bin, ſo wahr Gott Zeuge iſt,
unſchuldig! Dieſe Schuh' ſind mein,
hab' aber ſie an Werkeltagen,
das wiſſen Alle, nie getragen!“

Doch lachend ſpricht der Frohn darauf:
„Schon gut! Hier hilft kein Leugnen mehr!“
Er rafft die Schuh' und Leuchter auf,
und ſtößt den Hausknecht vor ſich her,
und zerrt ihn fluchend an der Kette
zum Thurme. Weinend ſieht es Jette.

Und Niemand in dem Hauſe weiß,
ob Jakob ſchuldig oder nicht.
Man hält ihn ſchuldlos, denn mit Fleiß
übt' er ja immer ſeine Pflicht.
Doch zeugen gegen ihn die Schuhe
und auch die Leuchter in der Truhe.

Das peinliche Gericht verhört
den Hausknecht. Der betheuert hoch,
daß er unschuldig sey, und schwört,
er wisse nichts. Da aber doch
die Schuhe keinen Zweifel ließen,
ward er erklärt als überwiesen.

So ward der Strang ihm zuerkannt.
Der Wirth verwendet sich für ihn,
doch kann sein Wort ihn nicht der Hand
des peinlichen Gerichts entziehn.
Das Urthel auf gewohnten Wegen
geht der Vollstreckung rasch entgegen.

Allmählig sieht es Jedes ein,
daß Jakob doch wohl schuldig sey,
nur Jungfer Jette noch allein
spricht ihn von dem Verbrechen frei,
und jammert tief, und ringt die Hände,
und klagt nnd weinet ohne Ende.

Da spricht der Vater streng zu ihr:
„Pfui, schäme dich! Was weinest du?
Hätt' er nicht was gehabt mit dir,
du weintest nicht so sehr dazu!
Hab's euch schon lang im Aug' gelesen,
daß ihr mit 'nander eins gewesen."

„Ja — ruft ſie drauf — was leugn' ich's noch?
Ich bin dem Jakob herzlich gut!
Und ſtirbt er, nun ſo weiß er doch,
was dann die treue Jette thut.
Iſt's unten nicht, ſo ſey es oben!
Der Tod — der Tod mag uns verloben!"

Da ſchrickt der Vater auf, und ſchweigt,
und blickt verzweifelnd himmelwärts,
und alle Schranken überſteigt
ſein ſtummer ungemeßner Schmerz.
Auch Philipp ſpricht von großem Leide,
doch hüpft ſein Herz vor Schadenfreude.

So kommt der Tag der Hinrichtung,
die Schreckensſtunde rückt heran.
Wie ſtrömt zum Galgen Alt und Jung,
wie luſtig wallt's den Berg hinan!
Wie mag doch auf ein Menſchenleben
das rohe Volk ſo wenig geben!

Wie kläglich wimmert das Geläut!
Jetzt geht er ſeinen letzten Gang,
gehüllt in's Armeſünderkleid,
ihm links der Henker mit dem Strang,
der Geiſtliche zu ſeiner Rechten,
und nebenher ein Troß von Knechten.

Beim Stern vorüber geht's. Da ſtand
am Fenſter Jette, ihn zu ſehn,
und winkt ihm luſtig mit der Hand,
und ruft: „Nur Muth, bald iſt's geſchehn!
Ich folge dir!“ — Drauf ohne Oden
ſtürzt ſie beſinnungslos zu Boden.

Und Jakob hört's mit ſtiller Luſt,
und kommt getroſt an's Hochgericht.
Wer ſich nur keiner Schuld bewußt,
den ſchreckt der Strang des Henkers nicht.
Er betet einmal noch zum Himmel
und ſchauet ernſt auf das Getümmel —

Und ſpricht: „Wohlan, ich ſterbe gern;
Gott richtet ja nicht nach dem Schein,
und ſo 's gefiele Gott dem Herrn,
ſo könnt' ich noch gerettet ſeyn!
Er gab mir einſtens dieſes Leben;
ich will's ihm gerne wiedergeben!“

Er ſpricht's, und will nichts weiter mehr,
und winkt. Der Henker knüpft den Strang —
da ſpringt der Frohn vom Thore her
und haſtig durch den Volksgedrang,
und ſchreit: „Halt ein, um Gottes Willen!
Es wird ſich wunderſam enthüllen!“

Und weiter ſchreit's das Volk, und weicht
dem Frohn gewillig aus dem Weg;
denn das verſtumpfte Mitleid zeigt
ſich jetzt in Jedem wieder reg.
Die Menge lauſcht im tiefſten Schweigen;
der Frohn fährt fort mit lautem Keuchen:

Hört, was geſchah! Wie jetzt beim Mahl
die edlen Herrn des Rathes ſind,
da tritt der Sternwirth in den Saal,
im Arme ſein ohnmächtig Kind,
und ſchreit: „Ihr, die ihr ihn gerichtet!
Seht her, die habt ihr mit vernichtet!“

„Euch trügt der Schein! Begnadigt ihn,
und rettet mir mein armes Kind!
Wo nicht, wohlan! ſo nehmt ſie hin!
Mich macht vielleicht der Jammer blind,
daß ich das Gräßlichſte nicht ſehe;
nun geh's, wie 's will, wohl oder wehe!“

Er rief's verzweifelnd, und ein Guß
von Thränen ſchoß von ſeinem Aug'.
Das Mädel lag zu ſeinem Fuß
ſo ſtarr und kalt, ſo bleich und lauch.
Die Rathsherrn ſahn des Mannes Schmerzen
wohl alle mit zerrißnem Herzen.

Zuletzt der Bürgermeister sprach:
„Gott tröst' euch, guter armer Mann!
Daß euer Knecht die That verbrach,
da ist kein Zweifel mehr daran,
und wo so sichre Dinge zeugen,
da muß der Richter Mitleid schweigen."

„Denn seht! So wahr hier dieser Hahn
gebraten in der Schüssel liegt,
und nimmer wieder krähen kann,
und nimmer mehr von dannen fliegt:
bei Gott, so wahr wird euerm Knechte
der Strang zu Theil mit vollem Rechte!"

Da, Wunder! taucht der Hahn hervor,
und flattert unter seiner Hand,
und fliegt befiedert hoch empor,
und setzt sich auf der Schüssel Rand,
und kräht drei Mal, und legt sich wieder
gebraten in die Schüssel nieder. —

So spricht der Frohn. Betäubt aufs Knie
fällt Jakob, und schaut stumm hinauf
zum Himmel und die Menge schrie
in ihrer Freude jauchzend auf.
Der Henker selbst steht tief erschüttert,
im Aug' ihm eine Thräne zittert.

Der Geiſtliche beginnt darauf:
„Die Unſchuld wird nun offenbar!
Jetzt, Gott, jetzt decke uns noch auf,
wer ſolcher Tücke fähig war,
auf daß er für die ſchwere Sünde
die wohlverdiente Strafe finde!“

Da drängt ſich Philipp wild heran,
ein blankes Meſſer in der Fauſt,
und brüllt: „Ich habe das gethan,
wovor euch Allen alſo grauſt!
Den Hahn hört ich ſchon einmal krähen;
die Hölle ruft! Es iſt geſchehen!“

Tief ſtößt er ſich den Stahl in's Herz,
und ſtürzt dumpfröchelnd in den Sand.
Das Volk blickt ſchaudernd himmelwärts:
„Gott, das iſt deine Rächerhand!“
Und tiefergriffen ſteht die Menge,
ſieh, da erhebt ſich ein Gedränge.

Und Jette — Jette ſtürzt daher
mit wildem Blick und loſem Haar,
und ruft: „Wo iſt, was zögert er?“
und wird des Knieenden gewahr,
„ja, Gott, du haſt, du haſt Erbarmen!“
und liegt ihm ſprachlos in den Armen.

Da freud'gen Blicks zu Gott gewandt
tritt ernst der Priester vor, und spricht:
„Nie trenne fürder Menschenhand,
was Gott verlobt am Hochaericht!
Ich weihe euch in seinem Namen."
Und alles Volk rief: Amen, Amen! —*)

Anmerkungen.

[1]) Der Gasthof zum Stern, der jetzt vor dem Nauendörfer Thore ist, befand sich sonst vor dem Wildenhainer.

[2]) Das Jakobshospital liegt vorm Wildenhainer Thor, fast ganz isolirt.

[3]) Um nicht den Gang des Gedichtes durch eine lange Anmerkung zu stören, noch auch das Ende im Voraus zu verrathen, ist diese Bemerkung bisher verschoben worden. —

Die Chronik erzählt nemlich: Es sey ein junger Bauer wegen beschuldigten Diebstahls in einem Wirthshause, an den Galgen gehangen worden. Seine Mutter, welche über sein Außenbleiben unruhig worden, ihn in der Stadt aufsuchen wollen, und bei dem Galgen vorbeigegangen, habe ihn am Galgen lebendig angetroffen und sein gehabtes Schicksal erfahren. Sie sey geschwind in die Stadt zum Bürgermeister gegangen, welcher gleich mit einem Collegen einen gebratenen Hahn essen wollen, und habe ihm das Wunderwerk erzählt. Der Bürgermeister habe sich darüber entsetzet und gesagt: So wenig der gebratne Hahn könne wieder lebendig werden und Federn kriegen, so wenig könne auch ihr vor drei Tagen gehängter Sohn noch leben. Und, o Wunder, der Hahn soll Federn gekriegt, gekräht und in der Stube herumgeflattert, sich aber auch wieder entfedert und gebraten in die Schüssel gelegt haben. Weil nun der Gefangne ausgesagt, daß ihn der heilige Jakob lebendig erhalten, sey ihm zu Ehren die Kapelle erbaut und die Stadt der große Hahn genannt worden." —

Diese papistische Fabel würde gewiß noch eben so im Munde des Volkes leben, wenn D. E. Dietrichs Schauspiel: die Verlobung am Hochgericht, auf dieselbe einginge. So aber ist die Dichtung dieses Schauspiels und die Erzählung der Chronik zu einem wirren Gerede verschmolzen, welches, da es die jetzt gangbare Sage ist, hier in klaren Zusammenhang zu bringen das Beste schien, wobei noch zu bemerken, daß deshalb die hier erzählte Sage viel später spielt, als die Fabel der Chronik.

15.

Der Gewinneberg

bei

Taucha.

Der Gewinneberg ohnweit Taucha, hart am Dorfe Dewitz, ist ein unbedeutender, mit Birken bewachsener Berg und sollte wohl der Wynberg heißen, weil hier wahrscheinlich das Schloß Wyn stand, welches die Hussiten 1430 zerstörten. — Den Namen Gewinneberg erklärt eine verworrene und abgeschmackte Sage von zwei Brüdern, welche sich befehdet, und ein Treffen auf diesem Berge geliefert hätten. Der Sieger, ein Ritter von Plößigk, hätte deshalb den Berg Gewinneberg genannt. — Nachstehende Sage, welche etwa in das 14. Jahrhundert fällt, ist die gangbarste von diesem Berge.

Auf dem Gewinneberge ſchreitet
ein Geiſt umher um Mitternacht,
mit bleichem Wolkendunſt bekleidet,
und ſtöhnt und wimmert tief, und läutet
mit einer Schell', und hält die Wacht,
damit er ſich den Schatz bewahre,
der in des Berges Innerm ruht,
und der, in dunkelrothe Gluth
aufflackernd, alle hundert Jahre
ſich männiglich zu wiſſen thut. —

In Taucha lebt' einmal vor Zeiten
Max Wulfrad, ein geplagter Mann,
der mußte öfters Hunger leiden,
weil er mit ſeinen Handarbeiten
ſich nur gar kargen Lohn gewann.
Doch war er gnügſam und zufrieden,
und hatt' er Salz nnd trocken Brod,
ſo dankt' er ſeinem lieben Gott,
daß er ihm Hülfe ſtets beſchieden,
und Sättigung nach Hungersnoth.

Einſt ſchlief er auf dem Binſenlager
in guter Ruh um Mitternacht,
da tritt ein Geiſt, gar lang und hager,
im weißen Sterbekleid an's Lager,
und ruft und rüttelt ihn mit Macht:
„Mann, der du ſtill dein Loos getragen,
du biſt zu Großem auserſehn!
Bevor die Hähne wieder krähn,
und uns in unſre Särge jagen,
wird großes Heil an dir geſchehn.“

Max bebt, doch ſucht er ſich zu faſſen
und folgt dem Geiſt mit bangem Sinn.
Der führt ihn durch die ſtillen Gaſſen
und Felder, ohn' ihn ruhn zu laſſen,
nach dem Gewinneberge hin,
und oben auf des Berges Höhe,
da ſpricht er; „Siehſt du dort die Gluth?
Wie's blutig brennt? Darunter ruht
der Schatz, ſeitdem ich ſpuken gehe,
Merk' auf, und ſey auf deiner Huth!“

„Du ſollſt — ſo fährt er fort — ihn heben,
dein iſt das Geld von heute an;
doch mußt du Wort und Hand mir geben,
ſtets alſo fromm und gut zu leben,
wie du bis dieſen Tag gethan.

Und wende deine neue Habe
wohl an, und thue deine Pflicht,
ſonſt findeſt du dereinſtens nicht
die Todesruh' in deinem Grabe,
an der es jetzt auch mir gebricht."

„Schon hundert Jahre ſind vergangen,
ſeitdem ich dieſen Schatz beſaß.
Ich hatte ihn wie du empfangen,
und kann zur Ruh nun nicht gelangen,
weil ich der Warnung bald vergaß.
Ich muß allnächtlich irre gehen,
und bin nun endlich erſt erlöſt!
Du weißt nun, an welch Werk du gehſt,
und wie es wird mit dir geſchehen,
wenn du nicht beſſer einſt beſtehſt."

„Nimm dieſe Schelle! Trag' ſie immer
getreu am Schnürlein auf der Bruſt!
Dich warnt ihr Läuten, daß du nimmer,
geblendet von des Goldes Schimmer,
vergißt, was du jetzt ſchwören mußt."
Der Geiſt hängt ihm die Warnungsſchelle
um ſeinen Hals an weißem Band,
und reichet ihm die kalte Hand,
und ſpricht: „Für Himmel oder Hölle
iſt dieſer Schwur ein Unterpfand!"

Und Wulfrad ſchwört mit innerm Beben,
ſtets recht zu thun, mit Wort und Hand.
Der Geiſt heißt ihn den Keſſel heben,
der da, mit Ketten rings umgeben,
in einer Erdvertiefung ſtand,
und ſpricht: „Geh, löſ' ihn von der Feſſel,
und trag' ihn dir getroſt nach Haus,
und ſchütte aber nichts heraus,
denn ſonſt zerſpringt der ganze Keſſel,
und mit dem Schatze iſt's dann aus." —

Der Geiſt — wie ſolche Geiſter pflegen —
verſchwand ohn' allen Saus und Braus.
Und Max bat Gott um ſeinen Segen,
und trug auf den bekannten Wegen
den Keſſel wohlgemuth nach Haus,
und ſchüttet dort in Gottes Namen
das blanke Gold in Haufen hin,
und wühlet mit Vergnügen drin;
doch keine böſen Lüſte kamen
in ſeinen gottgetreuen Sinn.

Er denkt: Du willſt auf Gott vertrauen
und hüten dich vor Uebermuth,
du willſt ihm eine Kirche bauen,
im Land nicht ſchöner wo zu ſchauen,
von dem ſo leicht gewonn'nen Gut.

Und kaum beginnt der Tag zu grauen,
da nimmt er Handwerksleute an,
die fangen flugs nach seinem Plan
am Gotteshause an zu bauen,
weil sie gar reichen Lohn empfahn.

Max ist mit seinen Handwerksleuten
so gut, und zürnt dem Müden nicht,
und alle hören es mit Freuden,
wenn seine Schelle schon von weiten
den Matten einen Trunk verspricht.
Dann kommt er selbst heran, und theilet
die Kannen unter ihnen aus,
und zieht wohl viel Gewinn daraus,
denn Jeder hat ihn lieb, und eilet
und rafft sich in der Zeit des Bau's.

Der Kirche Dach war noch zu decken,
da wird der Schatz allmählig klein,
und Max gewahret es mit Schrecken,
und rechnet, daß, solch Dach zu decken,
der Schatz noch kaum wird gnügend seyn.
Er fängt die Leute an zu treiben,
und zürnt und schimpft und plagt sie sehr,
so daß in Kurzem keiner mehr
in seiner Arbeit würde bleiben,
wenn nur wo anders welche wär'.

Sie hören nicht, wie sonst, mit Freuden,
sie hören's ängstlich und erschreckt,
wenn sie das jetzt verhaßte Läuten
der Warnungsschelle schon von weiten
aus jeder kurzen Rastung weckt.
Dann kommt der Wüthrich mit dem Riemen,
und quält in seinem bösen Muth
die Handwerksleute bis auf's Blut,
und haut sie voll geschwollner Striemen
in seines Aergers wilder Wuth.

Blos, um nicht zum Gespött zu werden,
baut er noch fort am Gotteshaus,
doch als sich Kosten und Beschwerden
von Tag zu Tage mächtig mehrten,
da baut er es nicht weiter aus.
Er hört nicht mehr der Schelle Warnen,
mit dem Gelübde ist's vorbei,
er läßt sich von der Schwelgerei
und Wollust ungewehrt umgarnen,
und sündigt ohne Scham und Scheu.

Einst schlief er Nachts auf weichem Pfühle,
von Trunk und Wollust müde, aus,
da wehte nach der heißen Schwüle
des Julitages eine kühle
Gewitterluft durchs ganze Haus.

Die Donner huben an zu grollen,
und Blitze zuckten fürchterlich.
Du, sichrer Sünder, raffe dich!
Hörst du die Rachedonner rollen?
Wach' auf! Dein Ende nahet sich!

Den Trunknen kann kein Donner wecken;
er muß in seinen Sünden fort!
Ein Blitz — es brennt! — Die Mauern decken
des Schläfers Leichnam jach mit Schrecken,
und flackernd fliegt die Flamme fort.
Wie sind die Wolken roth gelichtet!
Den Bau, auf welchem Fluch und Blut
gepeitschter Handwerksleute ruht,
hat Gottes Rächerhand vernichtet
durch ihrer Blitze blaue Gluth.

Mar ward am dritten Tag begraben,
und Niemand folgte seinem Sarg,
und sagt man, daß drei Mal drei Raben
sein Leichenlied gekrächzet haben,
weil er gelebt so schlimm und arg.
Was von dem Schatz ihm noch geblieben,
das legte jenes Geistes Hand,
der nun erst Ruh' im Grabe fand,
ins Erdloch auf dem Berge drüben,
wo früher schon der Kessel stand.

Auf dem Gewinneberge ſchreitet
noch Marens Geiſt um Mitternacht,
mit bleichem Wolkendunſt bekleidet,
und ſtöhnt und wimmert tief, und läutet
mit ſeiner Schell', und hält die Wacht,
damit er ſich den Reſt bewahre
des Schatzes, der im Berge ruht,
und der, in dunkelrothe Gluth
aufflackernd, alle hundert Jahre
ſich männiglich zu wiſſen thut.

16.

Das Besperlied

in

Pegau.

Diese wahre Begebenheit fällt in das Jahr 1644. Der schwedische General Torstenson, Graf von Ortela, hatte der Stadt Pegau den Untergang geschworen, weil zwei berüchtigte Pegauer Räuber, Flachbreit und Fiedelhannes, die Abgeordneten dieser Stadt, welche die Brandschatzungsgelder zu ihm nach Leipzig schaffen wollten, angefallen, die dieselben begleitende, schwache, schwedische Bedeckung verwundet, die Gelder geraubt, und eine im Zuge befindliche schwedische Gräfin ermordet hatten.

Graf Torſtenſon, der Schwede, lag
seit Tagen ſchon vor Pegaus Mauern,
und harrte noch, doch endlich brach
ihm die Geduld zum müſſ'gen Lauern.
Er drohet ſchwer; doch, treu der Pflicht,
trotzt Pegau, und ergiebt ſich nicht. [1])

Da zürnt der tapf're Torſtenſon:
„Das ſoll das Neſt mir gräßlich büßen!"
und läßt am nächſten Morgen ſchon
die Stadt gar fürchterlich beſchießen.
Wie qualmt's an allen Ecken auf,
wie flammt's zum Himmel hoch hinauf!

Ha, Feuer hier und da und dort!
Wie fliegt es durch die engen Gaſſen!
Wie wälzen ſich lauiknatternd fort,
vom Sturm gepeitſcht, die Feuermaſſen!
Bald frißt die Flamme nimmerſatt
die Hälfte der bedrängten Stadt. [1])

Und was das Feuer nicht ergreift,
zerschlägt der dichte Kugelregen,
und wo man steht und geht, da läuft
dem sichern Tode man entgegen,
und drin ist Rettung nicht, noch Rath,
und draußen Feinde vor der Stadt. *)

Ernst schaut der tapfre Torstenson
mit stillem Mitleid ins Verderben;
von drinnen hallt der Jammerton
der Opfer, die im Feuer sterben.
Ha — denkt er schaudernd — nimmer fand
ich solch vermessnen Widerstand!

Da öffnet sich das Thor der Stadt;
heraus mit feierlichen Schritten
in weißen Todtenhemden, naht
ein Zug dreist durch der Feinde Mitten,
zwölf Knaben, deren Führer war
ein Geistlicher im Amtstalar.

Sie kommen flugs zu Torstenson,
und knien um ihn im engen Kreise,
und singen mit bewegtem Ton
das Lied in rührend frommer Weise:
„Wenn wir in höchsten Nöthen seyn,
und wissen nicht wo aus noch ein."

Wie ſteht der würd'ge Ephorus
so tief gebeugt vom innern Harme,
wie fällt er flehentlich zu Fuß
dem Schwedenheld, und ringt die Arme:
„Erhör' des Jugendfreundes Flehn,
laß Gnade hier für Recht ergehn!“

Und Torſtenſon ſteht tiefbewegt,
und ſchaut ſtier in des Prieſters Züge,
und ſpricht beſtürzt: „Ha, ſeh' ich recht?
Wallt's Gott, daß dein Geſicht nicht lüge!
Du biſt mein Lange! Ja du biſt,
der einſt mein Freund geweſen iſt!“ *)

Er hebt ihn auf, und küßt ihn heiß,
und Thränen netzen ſeine Wange:
„Ach guter Lange, — ſeufzt er leis,
ach Lange, was bliebſt du ſo lange? *)
Jetzt raſch und meld' es deiner Stadt,
daß Torſtenſon verziehen hat!“ —

Zum Abſchied drückt er ihm die Hand,
und geht ſtill weinend ins Gezelte,
und eh' noch eine Stunde ſchwand,
war ſchon kein Feind mehr auf dem Felde.
Frohlockend dankt die ganze Stadt
dem, der für ſie gebeten hat.

Doch der zeigt himmelwärts, und spricht:
„Der droben half, daß mir's gelungen!
Ihn preiset, und vergesset nicht
das Lied, das heute wir gesungen!“
Er sprach's. — Das Lied beginnt derseit
den Vespergottesdienst noch heut. *)

Anmerkungen.

[1]) Dieser tollkühne Trotz war die Schuld des Obersten Gersdorf, der mit 100 Pferden und 5 Fahnen die Stadt besetzt hielt, den Befehl zu solchem trotzigen Widerstande sich selbst vom Kurfürsten erbeten hatte, und eine zweimalige Aufforderung zur Uebergabe abwies. Daher auch Torstenson's Erbitterung.

[2]) Wohl mehr, als die Hälfte, da in den Schreckenstagen, vom zweiten bis fünften December, außer wenigen Privathäusern, nur die Kirchen, das Kloster und die dazu gehörigen Gebäude stehen blieben.

[3]) Unter den Aeußerungen der Verzweiflung ist das fußfällige Gebet eines Bürgers: „Komm, Herr Jesu, sey unser Gast, segne, was du bescheeret hast!" psychologisch merkwürdig.

[4]) Der Superintendent Lange soll früher Lehrer im Hause des Generals oder dessen Universitätsfreund gewesen seyn.

[5]) Torstensons eigne Worte.

[6]) Mit Geld und Gut konnte die Stadt ihren Retter nicht belohnen, denn sie war selbst ja ganz verarmt. Zum Andenken aber ward auf die neue Superintendur nach Morgen hin eine mit dem Namenszuge Langens und der Jahrzahl 1647 bezeichnete Fahne, und

nach Abend hin, wo das Schwedenlager gewesen, ein Kreuz aufgestellt. Auch Langens Ermahnung, das Lied: Wenn wir in u. s. w., nie zu vergessen, ward dankbar beachtet, und heute noch beginnt jeder Nachmittagsgottesdienst in Pegau mit diesem Liede, wobei auch die jetzigen Pegauer noch dankbar und segnend ihres damaligen Superintendenten und Pfarrers gedenken.

17.

Doktor Faust in Auerbachs Keller zu Leipzig.

Johannes Faust, ein berühmter Goldmacher, dessen Geburtsort zweifelhaft ist, war eines Bauern Sohn, und studierte in Crakau die schwarze Kunst, welche er, nach Verschwendung einer großen Erbschaft, auf Reisen übte.

Die hier erzählte Sage fällt ins Jahr 1523, und noch jezt ist in Auerbachs Keller ein altes Gemälde davon zu sehn.

In einem Keller Leipzigs saß
ein Kleeblatt [1]) von Studenten,
die guckten ohne Unterlaß
mit langen Blicken in das Glas,
ihr Räuschchen zu vollenden.
Schon wurden ihre Zungen schwer,
doch sangen sie und lärmten sehr,
bis daß sie sich die Lungen
und Kehlen wund gesungen,
und auch zu Ende war der Wein;
da traten zween Herrn herein.

Der Eine, prächtig ausstaffirt,
war Doctor Faust. Der hatte
in Crakau die Magie studiert
und Teufelskünste practizirt
im ganzen deutschen Staate,
bis ihn ob solchem bösen Ding
zuletzt der Meister Satan fing.
Dem hatt' er sich für drüben
mit seinem Blut verschrieben,
so, daß auf vier und zwanzig Jahr
ein Teufel sein Bedienter war.

Der Zweite, dieſer Famulus,
hatt' Augen, wie die Räder,
feu'rrothen Rock und Pferdefuß,
am Hute noch zum Ueberfluß
die lange Hahnenfeder.
Der Kerl hieß Mephiſtopheles, *)
und konnte Unnatürliches,
und reiſte für die Hölle
mit möglichſt raſcher Schnelle,
und lud auf Erden Groß und Klein
zur Subſcription auf drüben ein.

Sein Seelenkauf ging flott; er fand
ſogar bei vielen Damen
auch ſeine Rechnung, und am Rand
der Liſte in Fracturſchrift ſtand
auch Fauſt's berühmter Namen.
Zu dieſem hatt' er ſich geſellt,
und reiſte mit ihm durch die Welt.
Sie hatten nach Belieben
ſich lang herumgetrieben,
und kamen jetzt von ohngefähr
direct vom Dorfe Rippach *) her.

Studenten, wie das Sprüchwort geht,
ſind groß in luſt'gen Streichen,
und wiſſen, wie man Naſen dreht,
und ſelbſt der heil'gen Facultät
iſt dieſe Tugend eigen.

*) Göthe's Fauſt, S. 136.

Drum traten kaum die Zwei herein,
ſo fiel es den Studenten ein,
die Beiden zu vexiren,
und einer von den vieren,
hub alſobald zu Fauſten an:
„Ihr ſeyd wohl fremd? Man ſieht's euch an.“

Fauſt hatte eben wenig Luſt,
hier viel zu demonſtriren,
und winkte ſeinem Famulus,
der ſo fein omn' in omnibus, [3])
das Wort für ihn zu führen.
Und dieſer folgt dem Winke gern,
und feirt gar höflich: „Meine Herrn,
ja, wir ſind fremd, und Preußen, [4])
die jetzt mit Weinen reiſen,
und wenn's den Herrn gefällig wär',
ſo ſchafft' ich gleich die Proben her.“

Ei ja, ei ja, das wünſchen wir!
— ſo riefen die Studenten —
und iſt der Wein wie dieſer hier,
ſo werden flugs wir alle Vier
uns an die Herren wenden.
Drauf Mephiſtopheles: „Wohlan,
ich ſchaffe gleich die Proben an!
Vielleicht kann Einer eben
mir einen Bohrer geben,
und noch ein wenig Wachs ſodann,
daß ich die Pfropfen machen kann.“

Wozu den Bohrer und das Wachs?
Ihr wollt uns wohl veriren?
Herr, hütet euch des Schabernacks,
wir möchten sonst vielleicht uns straks
handgreiflich revangiren!
So droh'n die Viere, doch indeß
sucht jodelnd Mephistopheles
das Werkzeug zum Probiren
im Keller auszuspüren,
und findet auch mit Teufelsglück
in einem Kästchen Stück für Stück.

Drauf knetet' er in seiner Hand
das Wachs zu kleinen Pfropfen,
und bohrte in des Tisches Rand
vier kleine Löcher, und verstand
sie meisterhaft zu stopfen,
und frug: „Was tränken wohl die Herrn
just für ein theures Weinchen gern?"
Liebfrauenmilch! ruft Einer,
der And're: Nierensteiner!
der Dritte: Ich, Madeirawein!
der Vierte: Nein, 's muß Medoc seyn!

„Schon gut!" spricht Mephistopheles,
und brummt den Hokuspokus.
„Jetzt, meine Herrn, jetzt trinkt; indeß,
vergießt ihr auch nur Weniges,
tunc dolor sit hic jocus!" *)

*) d. i. dann läuft der Spaß schlecht ab.

Raſch an ein Loch hält Jeder drauf
das Glas, und zieht den Pfropfen auf,
und Alle werden's innen,
wie ſchon die Weine rinnen,
und trinken auf der Fremden Wohl,
und ſchrein und jubeln drob wie toll.

In ſolchem dulci jubilo
ſchweppt Einer mit dem Glaſe,
und ha, der Wein brennt lichterloh,
und flackernd fährt dem Studio
die Flamme um die Naſe.
„Helft, Feuer, helft, die Hölle brennt! *)
Was ſoll das heißen? Sapperment!"
ſo ſchrien die Studenten,
die Meſſer in den Händen.
„Vermaledeite Zauberei!
Stoßt zu! der Kerl iſt vogelfrei!"

Doch der mit Zauberſprüchelchen
changirt ſogleich die Gruppe;
die wüthenden Studenten drehn
ſich dreimal rund herum, und ſtehn
ſteif wie 'ne Kleiſterpuppe.
Sie ſehn in ihrem Unglückswahn
einander für Weinſtöcke an,
und reden irr, und glauben,
die Naſen ſeien Trauben,
und heben ihre Meſſer ſchon
zur Naſenamputation.

Und wäre Mephiſtopheles
allein nur da geweſen,
ſo hätten ohne Weiteres
die Viere ſich die Zierde des
Geſichtes weggefreſſen.
So aber winkte noch zum Glück
ihm Fauſt mit mitleidvollem Blick,
er möchte von der böſen
Naſomanie *) ſie löſen,
und alſobald, doch gar nicht gern,
gehorcht der Famulus dem Herrn —

Und knurrt und murmelt wieder was,
und löſt des Zaubers Bande.
„Ja ſeht, das war ein Teufelsſpaß!“
ſo ruft er, und beſteigt ein Faß,
das auf den Kufen ſtande.
Ein Gleiches thut der gute Fauſt,
und alſo wohlberitten ſauſt
das Paar hinaus zur Thüre;
nach ſtaunen ihm die Viere,
und ſehn nun, daß es offenbar,
Gott ſey bei uns! † † † der Teufel war. *)

Anmerkungen.

[1]) Ein Kleeblatt, nach Göthe's Trauerſpiel, S. 128. ein vierblättriges, mit Namen: Siebel, Froſch, Brander und Altmayer.

[2]) Mephiſtopheles, nach Göthe der Fürſt der Hölle ſelbſt, der Sage nach aber ein untergeordneter Teufel.

[3]) Omne in omnibus, ein Alles in Allen, ein Menſch, den man zu Allem gebrauchen kann.

[4]) Preußen. Fauſt war wahrſcheinlich ein geborner Brandenburger, obgleich man als ſeinen Geburtsort auch Knittlingen bei Maulbronn im Würtembergiſchen und Kundlingen im Anhältiſchen angiebt.

[5]) Hölft — brennt und unten: Zauberei — vogelfrei! Siehe Göthe's Fauſt, S. 144 u. 45.

[6]) Naſomanie. Wuth nach Naſen.

[7]) Fauſts Tod ſoll ein entſetzlicher geweſen ſeyn. Denn nachdem die vier und zwanzig bedungenen Jahre verfloſſen waren, überraſchte der Satan denſelben um Mitternacht im Dorfe Rimlich, packte ihn mit ſeiner Krallenfauſt im Nacken, drehte ihm den Hals um, und führte ihn mit ſich durch die Lüfte fort. Dafür hatte aber Fauſt auch recht hübſche Kunſtſtücke erlernt, die er bald mit ſeinem Mephiſtopheles, bald allein practizirte. Einen dem hier erzählten ähnlichen Spaß ſoll er in Salzburg ausgeführt haben, wo er einen Schaffner, an ſeinem Zaubermantel klebend, durch die Luft entführte und auf den Gipfel eines hohen Baumes niederſetzte. Das ihm beigelegte Buch „Fauſts Höllenzwang" iſt mit wunderlichen Charakteren und gemißbrauchten

Bibelsprüchen angefüllt, und hat einen andern Verfasser: Hinter dem Chemnitzer Schlosse, am Wege nach dem Küchwalde, soll es unter einem Dornstrauche vergraben seyn. — Uebrigens ist dieser Faust nicht mit Joh. Faust, dem Goldschmidt zu Mainz, zu verwechseln, welcher Guttenbergs Genosse zur ersten Buchdruckerei war, und schon 1466 starb.

18.

Der Harrassprung

bei

Lichtewalde.

Diese Sage, deren geschichtliche Grundlage ungewiß und vielfach bestritten ist, behält den Namen Dietrich von Harras bei, obgleich der Roman: Geschichte zweier Frauen aus dem Hause Blankenau, ihn Curt von Harras nennt, und die Sage viel früher setzt. Nach der gewöhnlichen Angabe aber fällt sie in das Jahr 1499, welche Jahrzahl auch die Grabschrift des Ritters Dietrich in der Eversdorfer Kirche nennt. Was die Geschichte der Schönberg betrifft, so ist dies wohl eine spätere Vervollständigung der Sage, welche sich füglich an die geschichtliche Wahrheit angeschmiegt hat.

All' Abend zum Ufer der Zschopau geht
der Ritter von Hainas, [1]) und blicket,
still lauschend in's Weidigt gedrücket,
am Flusse hinunter. Ein Wimpel weht
von ferne ihm Kunde; ein Mädchen steht
im Nachen, und rudert verwegen
dem wogenden Flusse entgegen.

Der Schifferin scheinet der Lauscher bekannt,
sie steuert zum Weidigt hinüber,
und ihr Auge wird ernster und trüber!
Drauf hängt sie den Nachen mit zagender Hand
an's Gesträuch des Ufers, und tritt an's Land,
und der Ritter springt auf, sie mit Küssen
und heißer Umarmung zu grußen.

Sie sträubt sich: „O laß mich! Ich komme heut nicht
mit Freude, zu kosen und herzen,
ich komme mit Jammer und Schmerzen!"
Da schaut ihr der Ritter erschreckt in's Gesicht:
„„Was soll das, Sybille? [2]) Ich verstehe dich nicht!
Was sollen die Klagen und Thränen?
Läßt die Furcht dich ein Unglück wähnen?""

„Wollte Gott — spricht Sybille — es wäre ein Wahn,
so gäb' es noch bessere Wahrheit!
Doch so, in der gräßlichsten Klarheit
drängt sich das Unglück auf uns an!
Die in den Gräbern sind Schuld daran,
und rächen die irdischen Leiden
nach Jahrhunderten an uns beiden. —

Heut folgte mein Vater zum Garten mir nach,
und herzte und drückte mich innig,
und wurde drauf düster und sinnig,
und zerdrückt' eine Thräne im Aug', und sprach:
„Lieb' Tochter, die Zeit kommt allgemach,
wo ich werde von hinnen müssen,
und möcht' ich geborgen dich wissen."

„Drum suche dir einen Gespons aus
nach deines Herzens Verlangen,
er soll meinen Segen empfangen.
Nur Einem verschließ' ich als Vater das Haus,
dem Ritter Harras; den wähle nicht aus!
Es möchte sonst unter der Erden
der Schlaf mir verkümmert werden."

„Wohl weiß ich, ihr liebt euch, und zürne euch nicht;
der Dietrich ist wacker und bieder,
doch er ist meinen Ahnen zuwider.
Denn auf dem Geschlechte der Harras liegt
meiner Ahnfrau Fluch, wie die Chronika spricht;
den müssen die Schönberge wahren,
sonst sollen sie Gleiches erfahren."

„Einſt gefiel einem Harras der Schönberge Gut,
und iſt er als Freier gekommen,
und hat eine Schönberg genommen,
und hat ſie im gräßlichſten Uebermuth
gequält und gepeinigt wohl bis aufs Blut,
ſo daß ſie das Martern und Plagen
nicht länger mehr können ertragen."

„Da iſt ſie gerannt auf den Hauſtein [3]) hinaus,
nur von einer der Zofen begleitet,
und hat ſich zum Tode bereitet,
und den Gatten verflucht in Verderben und Graus,
ſo daß alle Sproßen aus ſeinem Haus
mit dem Namen zugleich das Verderben
und den Fluch einer Sterbenden erben."

„Und nie ſolle fürder eine Schönberg mehr
einem Harras zum Weibe ſich geben,
bis dieſer auf Tod und auf Leben
im Vollmondſcheine vom Hauſtein her
hinab in die Zſchopau geſprungen wär'.
Drauf hat ſie verzweifelnd tief unten
in den Wellen ihr Grab gefunden."

„Dies iſt meiner Ahnfrau heiliger Fluch.
Die Bedingung wird keiner erfüllen;
drum, um unſrer Wohlfahrt willen,
laß ab von dem Dietrich; und zeitig genug
wird kommen der Freier unzähliger Zug,
da magſt nach Gelüſten du wählen,
mein Jawort ſoll nimmer dir fehlen."

Sie ſchluchzt. Der Ritter blickt jammernd drein,
und preßt im zermalmenden Schmerze
das Mädchen gewaltig an's Herze:
„Und kannſt du auch meine Gemahlin nicht ſeyn,
ſo bleibet mein Lieben und Leben doch dein,
und daß wir uns meiden ſollen,
das wird Gott, das kann er nicht wollen.“

Er faßt wehmüthig ihre Hand:
„Sprich, ſoll ich dein fürder entbehren?
Wirſt du morgen nicht wiederkehren?“
Weinend reicht ihm das Mädchen ihr Tuch als Pfand,
und ſteigt in den Nachen, und ſtößt vom Land,
und, ohne das Ruder zu rühren,
läßt ſie vom Waſſer das Fahrzeug führen.

Der Ritter ſchaut iht ſo traurig nach,
und ſieht noch den Wimpel von weiten,
und den Kahn auf den Wellen entgleiten,
und betrachtet das Tuch. Aus dem Auge brach
ihm ein perlendes Thränlein allgemach;
heim kehrt' er im Vollmondſchimmer
ſo ernſt vom Fluße, wie nimmer.

Er knüpfet das Tuch in den Koller hinein,
und legt ſich mit Kummer nieder,
und erwacht mit demſelben wieder,
und ſitzet tief ſinnend im Gaden allein.
Da tritt gar leis ein Knappe herein:
Ein Harfner, Herr! Ob's euch gefiele,
daß er vor euch ſinge und ſpiele?

„Er komme!“ sprach Dietrich, vielleicht daß sein Sang
einlullt die nagenden Schmerzen,
und Ruhe bringt meinem Herzen.“ —
Der Harfner kam; stolz war sein Gang,
sein Antlitz ehrwürdig, sein Bart so lang;
er grüßte den Ritter bescheiden,
und sang in die Klänge der Saiten:

„Was trauerst, du Herz in der liebenden Brust?
Was magst du dich kümmern und zagen?
O laß es den Sternen dir sagen,
daß dem Himmel dein Lieben und Leiden bewußt,
und zögert das Schicksal dir neidisch die Lust,
magst dennoch nicht sorgen und zagen;
nach Leiden wird Freude dir tagen.“

Der Harfner schwieg. Der Ritter sprang auf:
„Ja, nach Leiden wird Freude mir tagen,
drum will ich nicht sorgen und zagen! —
Was ist euer Lohn?“ Der Sänger spricht drauf:
„Herr Ritter, mein Weg geht nach Böhmen hinaus,
und bitt' ich statt Lohnes für heute,
bis Schellenberg sicher Geleite.“

Dazu ist der Ritter ihm gern bereit;
und befiehlt einem Knechte ohn' Säumen
den Dänen zu satteln und zäumen,
und giebt dem Harfner durch den Wald das Geleit,
und als sie von Schellenberg nicht mehr weit,
dankt dieser dem Ritter. Drauf scheiden
mit herzlichem Handschlag die Beiden.

Der Harras reitet zurück durch den Wald
in der abendlich heimlichen Stille,
und denket an seine Sybille.
Da sprengen zwei Reiter von hoher Gestalt
seitweges herüber, und fernher schallt
ein wildes verworrenes Rufen
und Gedröhn wie von stampfenden Hufen.

Die von Schellenberg *) sind's und ihr reisiger Troß,
die verruf'ne Weglägrergilde;
und führen nichts Gutes im Schilde.
Es stürzen die zwei auf den Harras los,
der aber wendet sein bäumendes Roß,
und schlägt mit sausendem Schwerte
den Jüngsten der Brüder zur Erde.

Da knirschet der Ält're, und schäumet und brüllt:
„Das soll mir, beim Heiland der Welten,
das soll mir dein Herzblut entgelten!
Haut wacker, ihr Knechte, haut wacker! Es gilt
ein seltenes, lange belauertes Wild!“
So schreit er! Von blitzenden Klingen
sieht Harras sich dräuend umringen,

Und hebt sich im Sattel, und schwinget das Schwert,
und dränget zum Führer der Rotte,
und reizt ihn mit beißendem Spotte:
„Herr Ritter, was habt ihr denn meiner begehrt,
und weichet mir seitab, und wendet das Pferd?“
Da würmet dem Räuber die Ehre,
und er setzt sich wüthend zur Wehre.

Sie kämpfen und hauen auf Leben und Tod
mit längen gewaltigen Streichen,
und Keiner dem Andern will weichen.
Da sieht sich der Harras im Rücken bedroht,
und das Schwert wird ihm treulos in dieser Noth,
der Stahl ist vom Griffe gesprungen,
und er sieht sich zur Flucht gezwungen.

Er schleudert dem Räuber den Griff in's Gesicht,
und packt ihn mit grimmigem Arme,
und dränget ihn zwischen dem Schwarme
der Knechte hindurch, und läßt ihn nicht,
bis er bügellos aus dem Sattel fliegt,
und spornet den Dänen von dannen,
auf den Fersen die feindlichen Mannen.

Und treuer als das Schwert hält aus sein Roß,
die Verfolger bleiben zurücke,
und schon sieht er mit freudigem Blicke
im Vollmondscheine sein rettendes Schloß;
da theilt sich behend der verfolgende Troß,
zu Fuße auf kürzeren Stegen
dem Ritter den Weg zu verlegen.

Der Harras gewahrt es, und weichet seitab,
und verreitet sich in den Gehölzen,
und kommt auf den Hausteinfelsen,
und blickt in die schaurige Tiefe hinab,
das Roß bäumt zurück vor dem offenen Grab;
und hinten und zur Rechten und Linken
sieht er feindliche Schwerter blinken.

Er blickt zum Himmel. Der Vollmond ſchaut
ſtill mahnend auf ihn hernieder,
und er denkt an Sybillen wieder,
und ob's ihm auch vor der Tiefe graut,
's gilt Freiheit und Leben und Liebe und Braut!
Er ſpornet den Danen zum Bluten,
und ſetzt hinab in die Fluthen. —

Hoch ſpritzt an den Felſen der toſende Giſcht,
das Roß ſinkt zerſchmettert tief unter,
und mit ihm der Reiter hinunter. *)
Die Wellen ſcheinen mit Blute gemiſcht,
der Mond im Geſpinnſte der Wolken erliſcht,
und dem donnernden Brauſen und Brauſen
folgt der Todtenſtille Grauſen. —

Da rudert ein Nachen den Fluß herauf,
und Sybille kommt, den Liebſten zu ſehen,
und kann ihn ach, nirgends erſpähen. —
Jetzt hellen die Wolken vorm Monde ſich auf,
aus dem Waſſer taucht ſchwimmend ein Ritter herauf,
und ha! — bei des Vollmonds Schimmer
erkennt das Mädchen den Schwimmer.

„O Jeſu Maria!" — ſie ſchaudert zurück.
Der Schwimmer rühret die Hände,
und faſſet des Nachens Ende,
und ſchwingt ſich hinein. Es ſchwindelt ſein Blick
zu der gräßlichen Höhe des Felſen zurück;
das Bewußtſeyn kehrt klar ihm wieder,
und er ſinkt auf die Kniee danieder.

Er betet ſchweigend, ſein Herz iſt voll,
und Thränen die Augen ihm fullen,
und ſtürmiſch umhalſt er Sybillen;
„Biſt mein nun, auf ewig die Meine! Nichts ſoll
uns trennen. Dem Schickſal bezahlt' ich den Zoll,
und was deine Ahnin bedungen,
mir iſt es mit Gott gelungen."

Drauf erzählt er Sybillen, was mit ihm geſchah.
Die hört es, und weinet vor Freuden,
und nach Sachſenburg ſteuern die Beiden.
Wie dort ſie der Vater des Mädchens erſah,
frug er haſtig: „Herr Dietrich, was wollt ihr da?
Hat Sybille euch nicht berichtet,
was den Bund eurer Liebe zernichtet?"

Da erzählet das Mädchen dem Vater getreu,
wie Dietrich vom Hauſtein geſprungen,
und ſich kaum noch der Tiefe entrungen.
Der Vater ſteht tief ergriffen dabei,
und faſſet die Hände der liebenden Zwei:
„Seyd glücklich! Der Fluch iſt geendet;
Gott hat es zum Beſten gewendet!"*)

Anmerkungen

[1]) Die Ritter von Harras besaßen Lichtewalde seit der Mitte des 15. Jahrhunderts bis 1561. Lichtewalde liegt ohnweit der Zschopau, und die Wiese, wo Ritter Dietrich das Stelldichein hatte, heißt die Mundwiese.

[2]) Sybille, Fräulein von Schönberg, die Tochter Caspars von Schönberg auf Sachsenburg, welches am rechten Ufer der Zschopau ohngefähr 1½ Stunde von Lichtewalde entfernt ist.

[3]) Der Haustein, ein schroffer 212 Fuß hoher Felsen am rechten Ufer der Zschopau, Lichtewalde gegenüber.

[4]) Schellenberg, das Raubschloß, ward 1547 durch den Blitz zerstört.

[5]) Die Zschopau ist hier 12—14 Ellen tief, und 8—12 Ellen breit.

[6]) Zum Andenken hing Dietrich in der Eberdorfer Kirche ein silbernes Hufeisen auf, statt dessen ein eisernes noch jetzt da ist. Das Harrasmonument steht auf der Mundwiese, bei einer alten Eiche, dem Haustein gegenüber. Es ist eine einfache, viereckige Sandsteinsäule, welche auf den beiden Hauptseiten das Wappen derer von Harras, mit Inschriften: Dem tapfern Springer — Ritter von Harras, und auf den Nebenseiten einen erhaben gearbeiteten Sporn und ein Hufeisen zeigt.

19.

Der Greifenstein

bei

Thum.

Der Greifenstein, eine halbe Stunde südlich von Thum im Erzgebirge, ist ein aus Granitblöcken aufgeschichteter Felsenkegel, der sich in halber Höhe in zwei Theile theilt.

Im 11. Jahrhundert, wo diese Sage spielt, war noch die ganze Gegend ein großer, unwirthbarer Wald, nur spärlich von Kohlenbrennern, aber desto reichlicher von Bären und Wölfen bewohnt. Ueber Böhmen herrschte damals Herzog Wratislav, der unter der Regierung Kaiser Heinrichs IV. erster König dieses Landes wurde.

Auf dem Söller im roſigen Abendſchein
ſtand Arbliska, die Burgfrau von Greifen,
ſie ließ in die nebelnde Ferne hinein
die Blicke ſo ſehnend ſchweifen:
„Ihr dunkelnden Berge am Himmelsrand,
bewacht mir mein böhmiſches Vaterland! —
Was nützt ihr mir Armen, ihr Thränen?
Ihr löſcht mir doch nimmer mein Sehnen.“

Da naht ihr der greiſe Kaſtellan,
ihr lächelndes Söhnlein im Arme:
„Was kündet der Thau im Auge an?
Was bewegt euch zu ſolchem Harme?
Noch heut kehrt euer Gemahl zurück;
was fehlt euch noch mehr zum ſchönſten Glück?
Und ſtrahlet nicht himmliſcher Segen
euch im Lächeln des Kindes entgegen?“

Doch die Gräfin wandte den thränenden Blick
ſo ſcheu auf des Knäbleins Züge,
als wär' das geprieſene Mutterglück
nur des Leichtſinns entehrende Lüge,

und das Kind ergreifend in verzweifelnder Hast,
drückt sie fest an den Busen die theure Last:
„Kannst lächeln? — Was sündig empfangen,
wird die Höll' einst zum Opfer verlangen!“—

„Was schaudert ihr, alter ehrwürdiger Mann?
Nun ja, ihr kennt nicht die Sünde;
sie schreit den Himmel um Rache an,
drum wehe, weh meinem Kinde!
Das reißt ins Verderben noch zeitig genug
sein mütterlich Erbtheil, der Vaterfluch,
das wird mit der Hölle Qualen
die Schuld seiner Mutter bezahlen!“

„Fünf Jahre sind es, da sah mich der Graf
auf einem Bankette bei Hofe,
der Gemahlin des Herzogs Wratislav
dient' ich damals gerade als Zofe.
Er drückt' mir im Tanze so glühend die Hand,
er zog mich mit Hast an des Altans Rand;
sein Kuß, wie Feu'r — „„Dich erwerben!—
schwur er kniend — oder sterben!““ —

„Tags drauf, nicht achtend den bittern Groll,
der unsere Väter entzweite,
kam Otto, der süßesten Hoffnungen voll,
im prunkenden Freierskleide.
Mir ahnte es gräßlich. Mein Vater lag
an der Gicht darnieder im stillen Gemach,
doch als er die Werbung hörte,
da fuhr er aufstehend zum Schwerte:“

„„Du erfrechſt dich, Elender, der Dirne Hand
von mir, deinem Todfeind, zu bitten?
Dein giftiger Kuß hat das heilige Band
der kindlichen Liebe zerſchnitten.
Dir zieh' ich vor den erbärmlichſten Knecht,
du biſt für die feilſte Dirne zu ſchlecht!
Ins Verließ mit dir ſchamloſen Gecken!““ —
Fortſtürzte der Junker mit Schrecken.“

„Und was ich weinte, und was ich bat,
vergebens war Bitten und Weinen.
Zurück hielt mich von der gräßlichſten That'
nur des theuren Jünglings Erſcheinen.
Er ſchlich wie ein Dieb, ſo leiſe und ſacht,
ſich unter mein Fenſter um Mitternacht:
„„Noch harre, ſein Liebchen, bis morgen,
ich entführ' dich, dann ſind wir geborgen!““

„Die folgende Mitternacht kommt er behend,
legt leiſe die Leiter an's Fenſter;
da wird mir ſo bange, der Fußboden brennt,
mich umſchwirren grauſe Geſpenſter.
Doch mein Herz zog mich jählings zum Liebſten hinab,
o Jeſu! da donnert's vom Schloſſe herab
und ſcholl durch die Thäler und Gründe:
„„Fluch, Fluch dem ehrloſen Kinde!““ —

„Wir entflohen glücklich. Der Morgen ſah
uns hier in den ſächſiſchen Wäldern;
der Angſt nun ledig, wie fühlt' ich da
ſo ſchwer den Verluſt der Eltern.

Mit der Dämmrung kam Ottos reißiger Troß,
ſie fällten den Wald und erbauten das Schloß;
doch kein Segen von Prieſterhänden
kann den Vaterfluch abwenden.“ —

Sie ſpricht's. Dem gutherzigen Greiſe gehn
die Augen von Thränen über;
da klingt es von fern, wie Hörnergetön
aus dem Thumer Walde herüber.
Die Rüden bellen, das Jagdhorn ſchallt,
heimkehrt der Graf vom Tannenwald,
ihm entgegen mit eilenden Füßen
fliegt Ardliska, den Gatten zu grüßen.

Den Schloßberg heran zog der reiſige Troß,
beladen mit reichlicher Beute,
voran Graf Otto, hoch zu Roß,
trug ein Mägdlein im dürftigen Kleide;
und wie er ſein Weib in der Ferne erſah,
frohlockt' er: „Ein Töchterlein bring' ich dir da!
Den kleinen Engel, dort unten
im Walde hab' ich ihn gefunden!“ —

Da drückt die Gräfin das Mägdlein an's Herz,
und heißt es mit Küſſen willkommen;
Aber plötzlich ergreift ſie ein ahnender Schmerz:
„O möge der Fund uns frommen!“
Doch die Kleine ſchaute ſo freundlich drein.
„Nein, wirſt nicht zum Unheil gegeben uns ſeyn!
Wenn dich fühlloſe Eltern verleugnen,
ſey unſer Kind, gleich dem eignen.“ —

Und ſie nahmen das Mägdlein an Kindes Statt an,
und liebten ſo herzlich es beide,
denn Emma — ſo hieß die Kleine fortan —
wuchs auf zu der Pflegeltern Freude.
So waren ſechszehn Sommer entflohn,
da eilte Werner, des Grafen Sohn,
gerüſtet mit Panzer und Speere
hinaus zu des Kaiſers Heere.

Wie ward ihm die Trennung ſo bitter und ſchwer!
Die Thränen, die das Auge ihm trübten,
ſie galten den Eltern, der Schweſter nicht mehr,
ſie rannen der Inniggeliebten.
Zur Liebe reifte die mächtige Zeit
der Geſchwiſter unſchuldige Herzlichkeit;
in den Küſſen glücklicher Stunden
war der Jugendwahn entſchwunden.

Im Kampfe, in blutiger Männerſchlacht,
meint' Werner die Holde zu ſehen,
all überall bei Tag und bei Nacht
ſah Emma den Jüngling ſtehen,
und der Trennung trotzend, ohn' Kuß und Wort,
brannt' im Herzen der Beiden die Flamme fort;
da kehrte der liebende Krieger
zum heimiſchen Schloſſe als Sieger.

Und als nächtliches Dunkel das Thal umfing,
da ſchlichen die Beiden in's Grüne,
an den purpurnen Lippen der Jüngling hing,
wie an Cytiſusblüthen die Biene.

Doch wehe, im nimmersatten Geschwelg'
leerten sie mit den Hefen den Liebeskelch. —
Weint, Jungfrauen, weinet! Dorten
ist euer Eine weniger worden. —

Erstickt war auf immer im sünd'gen Genuß
das schuldlose Glück der Beiden,
das trauliche Wort, der zufriedene Kuß,
sie wichen der Angst und den Leiden.
Schon keimte der Sünde unselige Saat,
da zog der Junker im Waffenstaat
mit der Reisigen lärmenden Troße
hinweg von der Maid aus dem Schlosse.

Ihn rief zu Hülfe des Vaters Freund,
der alte Scharfensteiner.
Sie müssen scheiden; die Dirne weint.
„Weine nicht, ich denke deiner!
Meine Liebe zu dir ist fester wie Stahl!
kehr' ich heim, flugs werd' ich dein Ehegemahl,
und sollte drob Himmel und Erden
in Trümmern geschlagen werden!" —

Er sprach's, und sprengte in's Thal hinein.
Von der letzten Hülfe verlassen
schleicht Emma in's einsame Kämmerlein,
und weiß sich vor Gram nicht zu fassen,
und ob er auch Treu ihr geschworen hat,
das Mägdlein wird nimmer des Weinens satt,
und wirft sich auf's Knie, in den Nöthen
zur heiligen Clara zu beten.

Sie betet so brünstig. Da knarrt die Thür,
herein mit wuthenden Blicken
tritt der Pflegevater, und spricht zu ihr:
„Zeit ist's, dich festlich zu schmücken!
Der Tag ist gekommen! Heut wird die Braut
dem Geliebten auf ewig angetraut!
Jetzt schmücke dich, wie ich's befohlen,
will selbst dich zum Altar holen!“

Und klirrend wirft er die Thür ins Schloß,
und ruft im Hofe den Leuten.
Die Dirne schaudert, die Angst ist groß:
„Was soll der Larmen bedeuten?
Der Tag ist gekommen, heut wird die Braut
dem Geliebten auf ewig angetraut?
Ha, gelöst sind der Liebe Banden,
ich gestoßen in Kerker und Schanden!“

Anlegt sie sich schluchzend mit zitternder Hand
die schimmernden Kleider und Spangen,
ihr scheint der Sammt, wie Leichengewand,
von den schlotternden Gliedern zu hangen.
„Doch reißt auch des Lebens Faden entzwei,
dir, mein Werner, bleib' ich im Tod auch treu!
Mir nur, nicht dir und dem Kinde,
behalte der Himmel die Sünde!“ —

Da tobte der alte Graf herein,
ihm nach die nervigen Schergen,
doch keiner wollte der Henker seyn,
sie konnten die Tyrannen nicht bergen.

„Was ſteht ihr ſo müſſig?“ rief der Graf voll Wuth,
„Hinweg mit der Metze! Die giftige Brut
hat des Sohnes Herz mir entwendet,
und mein adlig Geblüte geſchändet.“

Und er faſſet das Mägdlein beim goldenen Haar,
und ſchleudert ſie nieder zur Erde:
„Verflucht ſey der Schooß, der dich gebar,
verflucht die Bruſt, die dich nährte.
Heut iſt die Hochzeit! Der Altar ſey
ein Kerker, der Feſtgeſang Eulengeſchrei,
der Brautkranz ſey eine Kette,
ein Stein das Hochzeitbette!“

So raſt' er, und ſchleppte in's tiefſte Verließ
die ohnmächtige Dirne hinunter:
„Hier geh' ſammt der Brut, die dein Leib mir verhieß,
lebendig begraben unter!
Ich erkannte ſchon längſt die verworfene That,
doch der Bube bewachte dich früh und ſpat;
jetzt, da dir der Hüter genommen,
iſt die Rache über dich kommen.“

Schier drohte die modernde Kerkerluft
den wüthenden Mann zu erſticken,
raſch eilt' er hinweg aus der ſcheußlichen Gruft,
und wandte hohnlachend den Rücken.
Die Riegel klirrten ſo dumpf und bang
wie Grabgeläute und Todtenſang.
Ohnmächtig vom Schreck und vom Kummer
ſank Emma in fiebernden Schlummer.

Ach, wäre ſie nimmer zum Leben erwacht,
nie wäre die Unthat geſchehen! —
Sie hatte ein Knäblein zur Welt gebracht
bei wilden unſäglichen Wehen.
Das Kleine wimmert. Der Jammerſchrei
treibt die Mutter zur gräßlichſten Raſerei,
und der Wahnſinn krampft ihre Hände —
ſie ſchleudert es gegen die Wände!

Da wankten die Mauern, ein Wetterſchlag
warf das Sparrwerk des Thurmes zuſammen,
am ſchwarzüberflorten Himmel brach
ſich blutroth der Schein der Flammen.
Es rollte der Donner, es heulte der Sturm,
laut krachte zur Erde der lodernde Thurm,
und die rauchenden Trümmer haben
tief Mutter und Kind begraben. — —

Der Tag bricht an. Mit verſtörtem Geſicht
tritt der Graf in den Hof zu den Knechten,
und beginnt ob des Löſchens verſäumter Pflicht
mit den müſſigen Gaffern zu rechten.
„Aber, Herr, es kam ja der nächtliche Brand
aus Gottes vergeltender Richterhand!
Die gefräßige Gluth trotz dem Sturme
ward ſatt am Gefängnißthurme.“ —

Abgruben die Knechte den Schutt und Kies,
und fanden mit bangem Erbleichen
tief unten im eingeſtürzten Verließ
die beiden zerſchmetterten Leichen,

und kommen zum Grafen. Der hört erſchreckt,
was die Knechte tief unten im Kerker entdeckt,
und bringt mit wahnſinnigem Munde
der Gräfin die Schreckenskunde.

Nun war auf immer die Freud' und Ruh
aus dem Schloſſe der Greifen entwichen,
ſtumm winkten die Knechte einander zu,
wenn ſie über den Burghof ſchlichen.
Ohne Regung ſaß der alte Graf,
als ſchlief er den langen Todesſchlaf;
Ardliska zerrauft' ſich die Locken,
ihr Auge ward nimmer trocken.

Nach zweien Tagen tönt Grabgeläut
vom Kapellenthurme hernieder,
und rings in den Thälern weit und breit
nachhallen die Todtenlieder.
Der Junker hört's, als heim er kehrt,
er ſpornet in ängſtlicher Haſt das Pferd,
und ſprengt' mit dem reiſigen Troße
über Haide und Stoppel zum Schloſſe. —

(Er hätte für Bruno von Scharfenſtein
den völligen Sieg errungen,
den feindlichen Führer im Zweikampf allein
mit kräftiger Lanze bezwungen,
und führte in Ketten den ſtarken Mann,
Graf Relko, zum Scharfenſtein hinan.
Doch der Gefang'ne, trotz Bruno's Grimme,
begann mit feſter Stimme:

„Nicht fürcht' ich den Tod noch der Folter Qual,
doch laßt ihr mir Freiheit und Leben,
so will ich das Kind, das ich euch einſt ſtahl,
zum Danke euch wiedergeben."
„„Hilf Jeſu! — rief Bruno — wo iſt mein Kind?""
„Halt, alter Narr, nicht ſo geſchwind!
Erſt muß euer Wort ich haben,
ſonſt wird es mit mir begraben."

Drauf als der Greis mit Handſchlag und Wort
ihm Freiheit und Leben verpfändet,
da fuhr der Gefeſſelte alſo fort,
den Blick nach Burg Greifen gewendet:
„Da drüben weilt euer Töchterlein,
das edle Fräulein von Scharfenſtein.
Ich legt' in den Wald ſie dort unten,
dort hat ſie Graf Otto gefunden!" —

Da umhalſte Werner den glücklichen Greis,
und rief mit ſchmeichelnden Blicken:
„Eure Tochter, ich liebe ſie innig und heiß,
ihre Hand nur kann mich beglücken;
ich führe ſie zu euch hierher auf's Schloß!"
Er ſprachs, und ſchwang ſich aufs wiehernde Roß,)
und hörte ihr Grablied von weiten
und die Sterbeglocken läuten.

Und ſprengte hinein durch das offene Thor,
und fragte der Knechte Einen:
„Wem gilt das Geläut' und der Trauerchor?"
und der Knecht antwortet' mit Weinen:

„Dem Fräulein Emma und ihrem Kind,
die vor dreien Tagen geſtorben ſind.“
Da ſtürzt ohne Leben und Oden
der Junker vernichtet zu Boden.

Und als das Bewußtſeyn ihm wiederkehrt,
da wähnt er geträumet zu haben,
es hätte ſein Vater, von Wuth bethört,
die Braut ihm lebendig begraben,
und wüthend faßt er den Grafen an:
„Du Rabenvater, was haſt du gethan?
Du haſt die Braut mir erſchlagen,
ihr Blut wird vor Gott dich verklagen.“

Drauf ſchlich er im Wahnſinn ſich heimlich hinaus,
und raufte Schierling am Bache,
und der Abend kam, da kocht' er daraus
die lebenzerſtörende Lache,
und als die Nacht auf die Fluren ſank,
da ſchlürft' er hinunter den giftigen Trank,
in den dämmernden Morgenſtunden
hat der Bräutigam die Braut gefunden.

Nach zweien Tagen tönt Grabgeläut
vom Kapellenthurme hernieder,
und rings die Thäler weit und breit
nachhallen die Todtenlieder.
Uebern Burghof ſchwankte der Leichenzug,
der den Junker zum Hochzeitbette trug.
Wie der Mörder ſo ſcheu, von weiten
folgte Otto den Trauerleuten.

Er trat ſtierblickend zum Sarkophag,
und ſchlug mit der Fauſt ſich die Stirne:
„Geduld, mein Werner! Bald folg' ich dir nach,
mich fordert das Blut der Dirne!“ —
Als der Mond am nächtlichen Himmel ſtand,
da war er hinüber in's Gottesland.
Ihn trieb's mit eignen Händen,
ſein Leiden und Leben zu enden.

Ardliska hörte des Gatten Tod
mit des Wahnſinns verzweifelndem Lachen:
„Ich bin ja die Mörd'rin! Was hat's für Noth?
Mich ſoll es nicht traurig machen!“ —
Da ſchwebt ihres Vaters Geiſt herein,
gehüllt in wolkichtem Schwefelſchein,
wie erſtickende Grabesluft wehte
durchs Gemach die gräßliche Rede:

„Dreifache Mörd'rin! Des Vaters Fluch
iſt in grauſe Erfüllung gegangen.
Dich wird in's Gericht noch zeitig genug
Mann, Sohn und Tochter verlangen!
Deine Seele, gebannt in kalten Stein,
ſoll dem Gatten auf ewig verbunden ſeyn,
und der ſündigen Nachwelt zum Schrecken
werdet beide zu Felſenblöcken!“

Dumpf rollte der Donner, der Geiſt verſchwand,
aus der Erde flackerten Flammen,
die Thürme zerbrachen, es borſt die Wand,
die Gewölbe ſtürzten zuſammen.

Das Schloß mit Allem, was drinnen war,
verschwand von der Erde auf immerdar;
der Morgen mit grauendem Scheine
umweht die zwei riesigen Steine.

In schwindlicher Höh' überblicken das Thal
noch immer die beiden Felsen;
das ist Ardiska und ihr Gemahl,
umgürtet von schwarzen Gehölzen.
Dort wandelt Emma um Mitternacht,
das Kind im Arm, das sie umgebracht,
und jammert und weint, und hält mit Verlangen
das kalte Gestein umfangen.

20.

Das Wappen der Bienewitze

in

Leisnig.

Diese Begebenheit fällt den 23. April 1547, wo Kaiser Karl V. gegen den Kurfürsten Johann Friedrich den Großmüthigen nach Mühlberg zog.

Nach Mühlberg zieht des Kaiſers Heer,
und ſpricht in Leisnig ein;
die Bürger müſſen dem Begehr
der Krieger dienſtbar ſeyn,
und äßen ſie mit Speiſ' und Trank,
und haben's gleichwohl keinen Dank,
und ſehn am dritten Tag mit Freuden
die wilden Gäſte wieder ſcheiden. [1])

Nur Bienewitzen [2]) wurde faſt
der frühe Abſchied ſchwer,
denn Hauptmann Falkenberg, ſein Gaſt,
war gar ein lieber Herr.
Der trat zu ihm, und ſprach bewegt:
„Herr Rathsmann, hört! Die Stunde ſchlägt!
Schon harren auf mich meine Reiter,
's iſt keine Friſt, wir müſſen weiter!"

„Und Dank euch, guter lieber Mann,
und eurem Töchterlein!
Ihr nahmt euch mein ſo freundlich an,
und Lisbeth pflegte mein.

Da Jungfer, nehmet dies Geschenk,
und bleibt mein immer eingedenk,
bis ich vielleicht mit unserm Heere
in diese Stadt mal wiederkehre."

„Weiß Gott, wann mir einmal der Stern
der süßen Ruhe scheint,
doch wie's auch sey, nah oder fern,
ich bleibe euer Freund!
Lebt wohl!" Er spricht's, und reißt sich los,
und schwingt sich auf sein wiehernd Roß,
und grüßt sie noch einmal von weiten;
wehmüthig sehn ihm nach die Beiden.

Die Gassen sind schon ziemlich leer,
der Markt ist wieder frei,
da schallt vom Niederthore her
ein freudiges Geschrei.
„Was soll das Schrein?" fragt Bienewitz
den Nachbar Schopp. Der spricht: „„Gotts Bitz!
Herr Rathsmann, habt ihr nicht erfahren,
wie dankbar unsre Gäste waren?""

„Daß ich nicht wüßte!" — „„Nun, so hört!
An vierzig Wagen Stroh
hat Graf Toledo[3]) uns verehrt,
drum schreit die Menge so.
Sie balgen sich am Thor herum,
es ist ein wahres Gaudium!
Seht, wie sie mit den Schütten laufen,
das rennt und läuft und schleppt zu Haufen!""

Der Nachbar ſpricht's und lacht ſich ſatt,
doch Bienewitz lacht nicht:
„Ach, lieber Schopp, der Teufel hat
oft Engelsangeſicht!
Glaubt, Nachbar, aus Toledo's Hand
mag ich umſonſt kein Gnadenpfand!
Erſt macht er unſre Stadt zur Scheuer,
und dann — — Bewahr' uns Gott vor Feuer!"

Da ſprengt, als ob's ſein Leben gält',
ein Reitersmann heran —
's iſt Hauptmann Falkenberg! Er hält
bei Bienewitzen an,
und ruft: „Um Gott, ich muß mit euch
ein Wörtlein ſprechen, aber gleich!
jetzt iſt's noch Zeit, und ſpäter nimmer!
nur raſch, nur raſch in euer Zimmer!"

Und Bienewitz erbleicht und ſpricht,
durch Mark und Bein erſchreckt:
„Taugt's auch für meine Lisbeth nicht,
was ihr mir jetzt entdeckt?"
„„Nein, nein! nicht für das Mädchenherz,
's taugt nur für eine Bruſt von Erz!
Auch darf es — euer Kind in Ehren! —
für jetzt von mir kein Drittes hören!""

Da zog ihn eilends Bienewitz
in ſein Arbeitsgemach,
und reicht' ihm einen Polſterſitz,
und wand die Händ', und ſprach:

„Hier hört uns Niemand, redet frei!
und was es Gräßliches auch ſey,
ſo ich von euch werd' hören müſſen,
ich will's mit Gott zu tragen wiſſen."

Drauf Falkenberg beginnt: „„Ihr denkt,
daß Alles nun vorbei,
und daß, was euch Toledo ſchenkt,
ein Gratiale ſey?
Ihr irrt! Das Heer iſt noch vorm Thor;
euch ſteht Entſetzliches bevor!
Gericht wird über euch ergehen;
habt ihr den Leichenzug geſehen?""

„Warum Gericht? Ich ſah den Zug,
doch hatt' ich deß nicht Acht!"
„„Ich glaub' es. Hört denn, man erſchlug
in der verwichnen Nacht
dort vor der Stadt ein Brüderpaar,
deß Ohm der Graf Toledo war,
beliebt bei Kaiſer und Soldaten —
das Ende könnt ihr nun errathen.""

Und Bienewitz ſtiert himmelwärts,
und ſchlägt ſich vor die Stirn:
„O Gott! — das war ein Stich ins Herz,
ein Schlag aufs morſche Hirn!
Und doch, was bin ich ſo erſchreckt?
Ich wußt' es, eh' ihr mir's entdeckt!
So traf es ein! Toledo's Gabe
iſt das, was ich gefürchtet habe."

„„Ja, armer Mann! — ſpricht Falkenberg
ihm zu mit Freundeswort —
der Kaiſer auch ſcheut ſolches Werk,
und ritt ſchon länger fort.
Jedoch der Fürſt Solmona[4]) hat
Befehl, zuvor die ganze Stadt
zu plündern, und an allen Ecken
ſie dann ſogleich in Brand zu ſtecken.““

„„Jetzt auf, und macht euch eilends fort
mit euerm Töchterlein;
Hiſpania iſt das Looſungswort;
das wird euch nöthig ſeyn.
Und was ihr heimlich tragen könnt,
Gold und dergleichen, nehmt behend;
nur raſch, daß ich noch ſelbſt euch Beide
bis vor das Thor hinaus geleite!““

Und jener ſtarrt zum Fenſter hin,
und weint und klaget ſchwer:
„O Gott, wie ändert ſich der Sinn
der Menſchen doch ſo ſehr!
Der uns vordem ſo hoch geehrt,
ſcheucht uns vom väterlichen Herd!
Der uns dies Wappen einſt gegeben,
er gönnt uns jetzt kaum noch das Leben!“

Im Fenſter oben war ein Bild
von ſchönem bunten Glas:
Ein Doppelaar im goldnen Schild
mit ſchwarzen Flügeln ſaß,

und eine Krone drüber war,
darinnen noch ein zweiter Aar,
den in gemeſſnen Zwiſchenräumen
blaurothe Wolken rings umſäumen.

Auch Falkenberg erblickt das Bild:
„„Weß iſt das Wappen? Sprecht!
Der ſchwarze Aar im goldnen Schild —
das iſt Apian's Geſchlecht!““
„Ja wohl! ſpricht Bienewitz — Apian,
das iſt ein vielberühmter Mann,
ein Doctor, dem in Kaiſers Reichen
an Forſchgier keiner zu vergleichen!“ [5])

„Der Kaiſer hat ihn hochgeehrt
und hat ihm den Gebrauch
des Wappens da zum Dank gewährt,
und uns, den Brüdern, auch.
O wüßt' er, daß das Vaterhaus
verſinken ſoll in Schutt und Graus,
es würde über ſolchen Dingen
vor Gram des Bruders Herz zerſpringen!“

„„Wie kann der euer Bruder ſeyn?
Ihr nennt euch Bienewitz?““
„Ja, Herr, Apian heißt auf Latein
ſo viel als Bienewitz.“
„„O ſtarker Gott! wie wundervoll!
Apian! — das Wappenbild! — Es ſoll —
gehabt euch wohl auf Wiederſehen!““
Beſtürzt läßt er den Rathsmann ſtehen —

Und sprengt zur Stadt hinaus sofort,
und Bienewitz begreift
nicht Falkenberg's Geberd' und Wort,
und sieht vom Schreck versteift,
und sinnt. Da tritt ihn Lisbeth an:
„Was hat der Hauptmann hier gethan?“
Rasch kommt die Angst ihm da zu Sinnen,
und auch die Sorge um's Entrinnen.

Sie bergen sich in schlechtes Kleid,
und nehmen wenig mit,
und eilen fort — es drängt die Zeit
mit ängstlich flücht'gem Schritt,
und kommen vor das Thor; dort war
versammelt schon die Feuerschaar;*)
Toledo unterweist sie eben,
der Fürst Solmona hält daneben.

Und wie sie seitwärts schon vorbei,
sieht sie der Fürst, und fragt
von Bienewitzen, wer er sey,
und was ihn also jagt,
„Ach Herr! — spricht der — ich weiß es wohl,
wie's unsrer Stadt ergehen soll!
Dies ist mein Kind, mein Trost im Grame,
und Nicol Bienewitz mein Name.“

Drauf jener: „Wenn ihr Bienewitz,
der wackre Rathsmann, seyd,
so ist die Flucht euch wenig nütz,
denn euch geschieht kein Leid.

Harrt hier, bis daß er wiederkommt,
vielleicht, daß euch die Kunde frommt,
dem Kaiser iſt er nachgeritten,
ihr mögt von Gott ihm Kraft erbitten."

Drauf wendet er das Roß geſchwind
von Bienewitzen weg
zum Graf Toledo, und beginnt
mit dem ein ſcharf Geſpräch,
und Bienewitz hört froh das Wort:
„Herr Graf, zum Kaiſer ſandt' ich fort;
ihr harrt, bis daß ich es befehle,
das bind' ich ſtreng euch auf die Seele!"

Doch bald Toledo wiederum
das Zeichen laut verlangt,
und höhnt den Fürſten: „Sprecht, warum
euch ſo vorm Feuer bangt?
Heißt das des Herrn Befehlen treu?
Die Zeit zum Aufbruch iſt vorbei!
Ihr ſollt den Rächerarm nicht binden;
der Kaiſer will's, ich laſſe zünden!"

Da ſpricht der Fürſt: „Wohlan, es ſey!
Nur fünf Minuten noch,
dann geb' ich euch den Willen frei;
ſo lange harrt jedoch!"
Und unruhvoll ruft er hinauf
zum Thorthurmwächter: „He, ſchau auf,
ſchau auf einmal nach jener Seiten!
Siehſt du nicht Staub? nicht Jemand reiten?"

Der Wächter lugt und ruft: Ach nein!
doch ja! dort bei dem Bruch,
wie Wolken ſtreicht's den Berg herein,
es ſchwenkt ein weißes Tuch! —
„Dank dir, o Gott! Dein Engel iſt
gekommen noch zu rechter Friſt!“
ſo ruft der Fürſt mit frommen Thränen;
Toledo knirſchet mit den Zähnen.

Der Bote ſprengt den Weg heran,
der wackre Falkenberg.
Iſt Er's? — Ja, Er hat es gethan,
das ſchöne, ſchwere Werk!
Er ſteigt vom Pferd und kommt zu Fuß,
und bringt vom Kaiſer Brief und Gruß:
„Gnade, Herr, bringt dieſes Schreiben,
die Stadt ſoll unbeſchadet bleiben!“

„Beim Kaiſer langt' ich glücklich an,
und ha, kaum hörte er,
daß ſein geliebter Apian
von Leißnig bürtig wär',
da ſprach er freundlich: Nicht ſo, nein!
ſo undankbar mag Karl nicht ſeyn!
Drauf ließ er dies den Dolmetſch ſchreiben,
und thät ihn baß zur Eile treiben.“

Der Fürſt las laut: „Bekümmert hat
der Kaiſer Karl gehört,
daß des Apianus Vaterſtadt
ſein Brandbefehl zerſtört.

Da nun Ypian sein werther Freund,
den er zu kränken nicht gemeint,
so soll der Stadt kein Leid geschehen,
und Gnade hier für Recht ergehen." — *)

Flugs läßt der Fürst des Kaisers Huld
kund thun bei Hörnerschall,
da wogt im freudigen Tumult
heran der Bürgerschwall,
und lust'ger als der Hörnerklang
schallt's Lebehoch! und tausend Dank!
Wie drängen sich die frohen Städter,
zu sehn, zu danken ihrem Retter!

Und Bienewitz küßt Falkenberg
die Hand gerührt, und spricht:
„Gott lohne euch für solches Werk!
Wir können's ewig nicht!
O daß die kleine, arme Stadt
kein Kleinod, euch zu lohnen, hat!
Ja, trüg' ich eine Königskrone,
ich böte sie euch jetzt zum Lohne!"

Doch Falkenberg blickt Lisbeth an,
und spricht so sanft und hold:
„Ihr habt ein Kleinod, wackrer Mann,
wohl mehr, als Kronengold!"
Der Vater faßt der Rede Sinn,
und das Entzücken reißt ihn hin;
er führt das Mädchen ihm entgegen:
„Da nehmt sie hin und meinen Segen!"

Die junge Liebe iſt ſo warm!
Wie drückt der Kriegersmann
das Mädchen mit dem ſtarken Arm
an ſeinen Panzer an!
Er ruft begeiſtert: „Leute, ſchaut,
der Engel da iſt meine Braut!
Heimführ' ich ſie, wenn ich vom Heere
des gnäd'gen Kaiſers wiederkehre!“

Da blickt Solmona himmelan,
und ruft: „O Leipzig, merk'
die Namen eines Apian
und eines Falkenberg.
Der Bienewitze Wappen mag
in Ehren halten dieſer Tag!“ *)
Er ſpricht's — gerührt die Bürger ſchweigen —
und giebt zum Aufbruch drauf das Zeichen.

Anmerkungen.

*) Der Kaiser war der Stadt Leisnig gehässig, weil sie den Kurfürst Joh. Friedrich den Großmüthigen, als er im Jan. 1547 den Herzog Moriz von Sachsen in Leipzig belagerte, unterstützt hatte. Daher mochte die Disciplin im kaiserlichen Heere, als es nach Leisnig kam, wohl minder streng seyn.

*) Nicol Bienewitz war seit 1546 Rathsmann in Leisnig, und wohnte am Markte in dem Hause, welches später (1753) Andreas Liebigen gehörte.

*) Der spanische Graf Anton von Toledo, ein bösherziger Mann, führte 4 Fahnen Fußvolk und 3 Geschwader Reiterei.

*) Gewöhnlich heißt dieser Oberbefehlshaber Prinz von Uranien, vielleicht der bekannte Wilhelm von Oranien, doch war dieser damals erst 14 Jahr alt. Daher ziehn wir, wie auch Kind in seiner trefflichen dramatischen Bearbeitung dieser Begebenheit, den Namen Solmona oder Solmonien vor, womit auf dem Leisniger Rathhaus derjenige genannt wird, dem sich die Stadt, nach der Aufforderung am 20. April früh 10 Uhr, ergab.

*) Peter Bienewitz, genannt Apian, geboren 1493 zu Leisnig, ging 1516 auf die Universität zu Leipzig, ward 1524 Professor der Mathematik zu Ingolstadt, und starb als solcher am 21. April 1552. In der Mathematik und Astronomie war er der Gelehrteste seiner Zeit. Karl V. unterredete sich oft mit ihm zu Ingolstadt, erhob ihn zum Dank und um seines Verdienstes willen zugleich seine Brüder Gregor, Nicolaus und Georg, 1541 in den Adelstand, und verlieh ihnen das obenbeschriebene Wappen.

*) Damals gab es bei den Heeren noch Feuerschaaren oder Brandknechte, welche ein Brandmeister anführte.

*) Am 1. Mai 1547 erhielt die Stadt eine Schutzschrift vom Kaiser zugeschickt. Auch ließ der Kaiser 10 Leibpferde zum Schutze der Stadt zurück.

*) Das Wappen in dem Fenster des Bienewitzischen Hauses war bis zum Brande in Leisnig 1700 zu sehen.

21.

Der thörichte See

bei

Satzung.

Der thörichte See, ein kleiner, nur 150 Ellen im Umkreis haltender See liegt im erzgebirg. Amte Wolfenstein, 1 ¼ Stunde oberhalb Satzung, in einer mergligen öden Gegend. Die Zeit nachstehender Erzählung ist das 16te Jahrhundert.

Weit ſtinket bei Satzung der thörichte See
mit giftiger, modernder Lache;
es verwimmert und buttet dort jeglicher Baum,
dort ſpukt es, dort iſt ein unheimlicher Raum,
dort niſtet der Lindwurm und Drache.

Nur dürftige Kiefern umſtehen den Pfuhl
mit dürren verwitterten Zweigen;
rothklumpiges Moos, wie geronnenes Blut,
bedeckt ſeine Fläche, es dunſtet die Fluth
ſo giftig wie modernde Leichen. —

Einſt fällte ein Mann von Sebaſtiansberg,
Jörg Kaſtner, ſich Holz am Gewäſſer,
da ſprengte von weitem ein Reiter heran,
ſtahlblau von unten bis oben hinan,
an der Seite ein blitzendes Meſſer.

Das Pferd, das er ritt, war so blau auch wie er,
blau Sattel und Kummet und Riemen.
Des seltsamen Reiters blauschuppichtes Haupt
war über und über mit Schilfe umlaubt,
sein Koller voll goldener Striemen.

Er schwang in der Rechten bald hin und bald her
eine lange spitzblättrige Ruthe,
und also in wundersam nirischer Tracht
kam er husch über Moor und Geröhricht gejagt;
und Kastnern ward's bange zu Muthe.

Doch freundlich begrüßt' ihn der Reiter, und frug:
„Kannst den thörichten See du mir zeigen?"
Und Kastner bejaht' es. Drauf bat er ihn sehr:
„So führe mich hin, und ich will auch nachher
dir gerne zum Lohne was reichen."

Und Kastner faßt Muth sich, und führet ihn hin.
Drauf schwingt sich der Reiter vom Pferde,
und klaget: „Ich bin ein unglücklicher Nix,
mich hetzet seit Monden der Zorn des Geschicks
durch die Wässer und über die Erde."

„Ich hatte ein junges, liebreizendes Weib,
ein böser Nix hat mir's gestohlen.
Ich sucht' es gar lange. Vergangene Nacht
erfuhr ich's, er habe sie hierher gebracht,
und komm' ich, sie eiligst zu holen."

„Halt indeſſen das Pferd mir, ſonſt ſpringt mir es nach!“
ſo ſprach er, und zuckte das Meſſer
wuthſchnaubend heraus aus dem ſchilfenen Gurt,
und ſchlug mit der Ruthe ſich raſch eine Furth,
und tauchte tief unter's Gewäſſer.

Kaum war er hinein in den grundloſen See,
da erhob ſich ein Jammern und Klagen,
das unkte und grunzte tief unten herauf,
drob ſcheute das Pferd ſich und bäumte hoch auf,
und Kaſtnern faßt Zittern und Zagen.

Denn das Waſſer verfärbte ſich jählings zu Blut;
drauf theilten die Wellen ſich wieder,
auftauchte der Nix, ſeine Nixin im Arm,
und drückte ſie innig und küßte ſie warm,
und legte am Ufer ſie nieder,

Und ſagte zu Kaſtnern: „Da, ſiehe mein Weib;
ich habe ſie wieder erworben!
Ich lohnte dem Räuber den frevelnden Muth,
roth färbet das Waſſer ſein tückiſches Blut,
von meiner Hand iſt er geſtorben.“

„Hab' Dank du für deinen gefälligen Dienſt!
Da, nimm dieſen Beutel zu eigen!
's iſt ein Trinkgeld darin, und ſo oft du hinein
wirſt greifen, ſoll eben das wieder drin ſeyn,
nur — magſt du hübſch Alles verſchweigen.“

So ſprach er, und reichte den Beutel ihm dar,
und ſchwang ſich behende zu Pferde,
und nahm auf den Sattel ſein Weib vor ſich hin,
und ſprengte von dannen mit freudigem Sinn,
es ſtob von den Hufen die Erde.

Verwundert ſtiert Kaſtner dem Nixenritt nach,
bis daß er dem Blicke entſchwunden,
und ſchüttelt den Kopf. Drauf fühlt er hinein
in den Beutel, und findet — viel Gold? — o nein,
einen Kreuzer nur hat er gefunden!

Und ſo oft er hinfort in den Beutel gefühlt,
hat er immer den Kreuzer gefunden:
Wie hat er das Kleinod ſo trefflich genützt!
Doch, als man es endlich ihm weggeſtiebitzt,
war der Zauber für immer verſchwunden.

22.

Der Stein auf dem Markte

in

Budiſſin.

Bei dem Rührkruge auf dem Markte zu Budissin, nahe bei der Waage, lag noch vor wenig Jahren ein Stein, einer Bank ähnlich, und erinnerte an folgende, nach Angabe der Chroniken, geschichtlich wahre Begebenheit, welche ins Jahr 1407 fällt. Dazumal war König Wenzel oder Wenzlaw von Böhmen Herr der ganzen Lausitz.

Der mächt'ge König Wenzel
zieht ein in Budiſſin,
und reitet mit dem Troſſe
flugs vor das Rathhaus hin,
und ſpricht zu ſeinen Rittern:
„Kam ich ſonſt mal hieher,
da kam man, mich zu grüßen;
jetzt ſind die Gaſſen leer!"

Er ſchickt ein Fähnlein Knechte,
daß es die Thore ſperrt,
und ſteigt herab vom Roſſe,
und zieht ſein langes Schwert,
und läßt ſtracks vor ſich fordern
die Innungen der Stadt
mit ihren Freiheitsbriefen
und auch den alten Rath.

Drauf ſchreitet er in's Rathhaus,
die Ritter hinterdrein,
und nimmt an langer Tafel
den Querſitz oben ein.

Zu beiden Seiten ſitzen
die Ritter allzumal;
der König ſpiegelt ſinnend
ſich in des Schwertes Stahl.

Vorn ſtehn die beiden Schergen,
aufs breite Beil geſtemmt,
und fordern ſtreng die Waffen
von Jedem, der da kömmt.
Scheu kommen die Rebellen
und zitternd vor's Gericht,
der alte Rath naht grüßend
mit freud'gem Angeſicht.

Die Gildenmeiſter [1]) legen
mit todesbangem Sinn
die Innung-Freiheitsbriefe
ſtumm vor den König hin,
und harren mit Entſetzen,
furchtbarer Ahnung voll,
was hier mit ihnen allen
gerechtet werden ſoll.

Der König ſpricht: „Wohl kenn' ich
die Meuterei der Stadt!
Ihr legtet vor zwei Jahren
Hand an den alten Rath.
Ihr, Burgemeiſter Schefer,
der ihr es Rechtens ſeyd,
eu'r Wort war ſtets in Ehren,
ſagt an und gebt Beſcheid!"

Der greiſe Burgemeiſter
trat traurig vor, und ſprach:
„Herr, laßt mir die Erzählung
der böſen Zeiten nach!
Es war am nächſten Morgen
nach Jeſu Himmelfahrt, [2])
als uns des Amtes Mühe
ſo arg vergolten ward.“

„Die Tucher [3]) und noch Viele
aus andern Gilden mehr
verſchworen ſich zuſammen,
und kamen früh hieher,
und trieben uns von dannen
mit böſem Schimpf und Spott;
wir hatten's nicht verſchuldet,
das weiß der liebe Gott!“

„Der wackre Reichard Schardwitz, [4])
den ihr ſo lieb geſchätzt,
der ward im Lauenthurme
in Ketten feſtgeſetzt.
Uns And're ließ man ledig
mit unſerm Jammer zieh'n,
mit unſern Aemtern haben
die Tucher ſich beliehn.“

„Drauf haben ſie den Landvogt,
den Pflug von Rottenſtein,
auf Ortenburg belagert
bis in den Herbſt hinein. [5])

Sie haben viel des Böſen
und Unfugs ausgeübt;
mag's Gott der Stadt vergeben,
ſie hat uns tief betrübt!"

Der König ſpricht: „So iſt es!
Ich weiß die Meuterei,
und nur die Fleiſchergilde
blieb von dem Frevel frei.
Die andern ſollen's büßen,
was ſie am Rath gethan!
Ihr murrt? Ich will euch zeigen,
was König Wenzel kann!"

Aufſpringt er von dem Seſſel,
und reißt in wilder Wuth
die Freiheitsbrief' in Stücken:
„Schau her, verworf'ne Brut!
Dein Recht tret' ich mit Füßen!
Sprecht, was mich hindern will,
daß ich euch nicht erwürge!"
und Alle — ſchweigen ſtill.

Die Wuth zwängt ſeine Stimme,
er ſchlägt mit ſtarker Fauſt
ſo grimmig auf die Tafel,
daß ſelbſt den Rittern grauſt.
Sein Auge rollt und funkelt,
ſein Antlitz wird ſo bleich,
die Lippe ſchäumt, — die Bürger,
ſie zittern allzugleich.

Da tritt der alte Schefer
beſänftigend ihn an:
„Herr, laßt's die Stadt nicht büßen,
was ſie an uns gethan!
Die meiſten der Verklagten,
ſie wurden erſt bethört;
und nur der Meute Häupter
ſind ſolcher Strenge werth.“

„Wohlan! — hub drauf der König
mit heiſer Stimme an —
ſo nennt mir dieſe Buben,
daß ich ſie richten kann.“
Der Burgemeiſter nennet
die Namen ängſtlich her,
die Herrn des neuen Rathes
und viele And're mehr.

Er nannte hundert Namen,
ein Ritter ſchrieb ſie auf,
der König rief vom Markte
die Reiſigen herauf,
und ſpricht zu ihrem Führer:
„Schafft dieſe Männer fort!“
und zu den beiden Schergen:
„Gleich auf dem Markte dort!“

Da ſtürzt vor ſeinem König
der alte Schefer hin:
„Ach, Herr, um Gottes willen,
erweicht den ſtrengen Sinn!

Laßt ihnen noch ihr Leben,
sie werden's schwer bereu'n,
und werden fortan besser
und wack're Bürger seyn!"

„Nein nimmermehr! — erwiedert
der König düster drauf —
das Wort, so ich gesprochen,
hebt keine Bitte auf!
Doch, daß man nimmer sage,
daß ich zu strenge sey,
wohlan, so wählet funfzig,
die will ich lassen frei!" *)

Der Burgemeister wählet
die Funfzig jammernd aus,
die andern Funfzig führen
die Schergen stracks hinaus.
Drauf spricht der König warnend:
„Ihr Bürger dieser Stadt,
merkt euch, wie König Wenzel
jetzt hier gerichtet hat!"

„Der alte Rath war bieder,
drum bleibt ihm unterthan,
daß ich mit Lust und Freuden
stets zu euch kommen kann."
Er drückt dem alten Schefer
die Hand, und winkt dem Troß,
und eilt hinaus zum Saale,
und schwingt sich auf sein Roß,

Und reitet durch die Menge
und durch der Knechte Schaar
hin zu dem Waſſertroge,
allwo der Richtplatz war.
Dort kniet ſchon Fritzſche Flücker [7])
auf einer Bank von Stein;
der Erſt' im Aufruhr, muß er
der Erſt' im Tod auch ſeyn.

Die beiden Schergen wechſeln
im gräßlichen Geſchäft,
und Ströme Blutes trieſen
herab am Beilesheft.
Die Köpfe rollen dröhnend
aufs nackte Pflaſter hin,
zwar ſtill, doch ſchaudernd ſieht es
das Volk von Budiſſin.

Der König, hoch zu Roſſe,
blickt ſtumm und finſter drein,
als wünſcht' er doch, er könnte
den Meuterern verzeih'n.
Und als das Paar der Schergen
ſein Werk vollendet hat,
da wendet er den Rappen,
und reitet aus der Stadt. —

* * *

Um Mitternacht, da wandelt
im blutigen Ornat
rings um die Peterskirche
der meuteriſche Rath.
Sie ſchreiten ſo geſpenſtig
je zwei im Zuge hin,
und ihr Erſcheinen deutet
Unglück in Budiſſin.

Anmerkungen:

[1]) Gildenmeister hieß sonst der Vorgesetzte einer Gilde oder Innung und Zunft.

[2]) Nach Jesu Himmelfahrt, nemlich am 29. Mai 1405.

[3]) Tucher, ehemals so viel als Tuchmacher.

[4]) Schardwitz war einer der abgesetzten Rathsherrn.

[5]) Drauf — hinein. Die Chronik lautet: „1405 um vincula Petri (Petri Kettenfeierfest) hat der neue Rath mit der Gemeine das Schloß Ortenburg belagert, und das Geschütz der Stadt mit Gewalt genommen, sind dafür gelegen bis Michaelis, ist damals Heinrich Pflug von Rottenstein Landvogt gewesen, der machte Frieden mit ihnen, daß sie abzogen."

[6]) Doch wurden die begnadigten Funfzig mit Weib und Kind für immer Landes verwiesen.

[7]) Fritzsche Flücker. Die Chronik: „Der König hat die Personen aus dem neuen Rathe, so die Tuchmacher gesetzt, enthaupten lassen, als: Fritzsche Flücker, George Mayfort, Hanß Müller, Nicol Oebern, Hanß Hacke, Mathes Prielisch, Groß Nicol, Peter Stusse, Conrad Raschid, Martin Schreiber, Heinrich Heuerbach, Michel Prietzel, Peter Preschwitz, (war Bürgermeister) und 12 Rathsherrn, dazu der Stadtschreiber ward geviertelt, u. s. w." — Von dem bankähnlichen Steine am Wassertroge spricht Pöhland (Geschichte der Stadt Budissin, S. 82): „Diese Hinrichtung geschah jedoch nicht auf der am Wassertroge befindlichen langen Platte, die erst später als Fischbank hingelegt wurde, wie man deren auch in andern Städten sieht." Der Sage nach aber war dieser Stein die Hinrichtungsstätte jener Funfzig.

23.

Die Thurmpflegerstochter zu Pirna.

Diese Sage, fällt ohngefähr ins Jahr 1530, ihr Ende 1532, wo in Pirna von Margaretha bis Weihnachten 1400 Menschen starben. Die Schuld der Thurmpflegerstochter, welche die Sage ihr beilegt, ist ungewiß und sehr zu bezweifeln.

„Der Ungar Liſetten zum Weibe? O nein,
Brigitte, das redeſt du nimmer mir ein!
Eh'r gehe die Maid mit dem Teufel zur Trau,
denn daß ich ſie ſehn ſollt' als Kloskomirs Frau!
Du lobſt den Ungaren? Ein Heuchler iſt er,
und ſcheucht wie ein Dieb in den Landen umher,
und wann er wo findet ein reizendes Weib,
das vergiftet der Bube an Seele und Leib."

„Du haſt erſt Liſetten das Köpfchen verrückt,
ſonſt wär' es dem Buben wohl nimmer geglückt.
Du meinſt ihr zum Glücke behilflich zu ſeyn,
und fuhrſt ſie ins gräßlichſte Elend hinein.
Ich kenne das beſſer, drum ſtemme ich mich
ſo heftig dagegen, und liebeſt du mich,
ſo mach' dir's von heut an zum ernſten Bemühn,
die Maid aus dem Garne des Ungars zu ziehn!"

So ſprach der Thurmpfleger, beſorgt um ſein Kind,
ach, aber er redete all in den Wind.
Die Mutter verdeckte mit leidiger Hand
und hegte der Dirne gefährliches Band.
Der Ungar war reich; manch Perlengehenk
und Ringlein ſchon bracht' er als Minnegeſchenk,
manch Goldſtück auch hatt' er der Mutter verehrt,
drum hielt ihn auch dieſe ſo lieb und ſo werth.

Er war wohl ein schöner liebreizender Mann,
doch sahe ihm Niemand des Guten viel an;
wohl hatt' er des Goldes wie Sand an dem Meer,
doch wußte noch Niemand, von wem und woher?
Er schien ohne Heimath, und lebte nun schon
seit Monden in Pirna als fremder Baron,
blos weil ihm die reizende Gegend gefiel,
und vergnügte mit Jagd sich und Würfelspiel.

Er kirrte Liſetten mit höfischer Kunst,
und schlich sich durch Gold bei der Mutter in Gunst.
Gern wär' er gekommen zum Mädel bei Nacht,
doch scheut' er des Alten besorgliche Wacht;
denn dieser, das wußt' er, durchschaute ihn mehr,
als Mutter und Tochter, und haßte ihn sehr,
und bei dem betagten ehrwürdigen Mann
kam er auch mit den schönsten Geschenken nicht an.

Eng hatte der Ungar das Mädel umstrickt,
sie fühlte sich gerne geküßt und gedrückt,
gern gäbe sie selber mit lachendem Sinn
dem Falschen das Kränzchen der Unschuld dahin,
nur war ihr bekümmerter Vater zu streng,
und hielt sie in Obacht gar sorglich und eng;
Doch wenn sich ein Mägdlein nicht selber bewacht,
so ist sie gar leicht um die Ehre gebracht.

Des Sonntags beim Tanze, da that sich so gern
die Maid was zu gut auf den stattlichen Herrn.
Der buhlte dann mit ihr mit lüsternem Sinn,
und gab oft des Geldes viel für sie dahin.

Drob äußerte laut ſich der emſige Neid:
„Wer weiß, was dafür ihm das Jungferchen beut!“
So gab denn in kurzer Zeit jeglicher Mund
die Schande Liſettens ganz öffentlich kund.

Ihr Vater lag nieder am Fieber gar ſchwer,
da kam ihm zu Ohren die traurige Mähr.
Er wand in Verzweiflung die Hände ſich wund,
und verfluchte Liſetten mit ſterbendem Mund:
„Du bringſt mir den Tod, du entartetes Kind!
ſprich, Mädel, wie hab' ich das um dich verdient?
Mein ehrlicher Name, mein köſtlichſtes Gut,
du haſt ihn geſchändet, du ſchamloſe Brut!“

„Fluch, Fluch deiner Mutter! Sie hat dich verführt,
ſie hat dich zur Vettel geputzt und geziert!
Jetzt hat dich der Eine, und hat der dich ſatt,
ſo hat dich ſchon morgen die ſämmtliche Stadt.
Ja buhle, du buhlſt dich dem Rabenſtein zu,
wirſt haben im Grabe dereinſtens nicht Ruh,
und ekelſt du lebend den Henker auch an,
ſo wird deine Leiche der Galgen empfah'n.“

So fluchte der Alte mit wüthendem Blick,
und ſank ohne Leben aufs Lager zuruck.
Liſette, zernichtet an jeglichem Sinn,
ſah ſtier auf den theuern Verſtorbenen hin.
Sie wand ſich die Hände, ſie weinte wie ſehr,
ſie zerrauſte das Haar ſich, ſie klagte, wie ſchwer!
Sie hielt bei dem Todten verzweifelnde Wacht,
bis daß er zur ewigen Ruhe gebracht.

Doch kaum war die Leich' auf den Friedhof hinaus,
da kam auch der Ungar in's Trauerhaus;
Seine Zunge beklagte den herben Verluſt,
doch freut' er ſich drüber in heuchelnder Bruſt.
„Der Vater begraben — nun endlich gewinnt
frei Spiel in dem Hauſe ja Mutter und Kind!“
So hoffte der arge, der ehrloſe Wicht;
ſein Hoffen, ach leider, es täuſchte ihn nicht.

Bald dämpfte der Hang zu der früheren Luſt
den Schmerz in Liſettens entzündeter Bruſt.
Am Halſe des Liebſten vergaß ſie das Leid,
ſein Gold hatt' die Sorgen der Mutter zerſtreut.
Er blieb bei dem Mädel faſt jegliche Nacht,
an die Warnung des Todten ward wenig gedacht.
So trieben's die Beiden beinahe ein Jahr,
da wurden die Worte des Sterbenden wahr.

Einſt morgens nach ſündlich genoſſener Nacht,
als Liſette von üppigen Träumen erwacht,
da ſieht ſie den Liebſten zur Seite nicht mehr,
und findet, o Jammer, das Kämmerlein leer.
Der Spatz, der die goldenen Eier gelegt,
war fort, und wie ſehr man auch forſchet und frägt,
verſchwunden aus Pirna, und Mutter und Kind
ſchau'n nach ihm umſonſt ſich die Augen faſt blind.

So lange des Geldes vorhanden noch war,
ſtellt' ihnen ihr Elend erträglich ſich dar,
doch als es zu Ende ging, wehe, da kam
der beißende Hunger, die quälende Scham.

Sie hatten geprahlt mit unehrlichem Geld,
jetzt waren dem Spotte sie Preis gestellt,
sie hatten in Hülle und Fülle gepraßt,
jetzt plagte sie Armuth mit drückender Last.

Doch war ja Lisettens Gesichtchen noch schön,
und noch nicht die Spuren des Lasters zu sehn,
noch färbte die Wangen ein blasser Karmin,
noch schien's ihr im Auge wie Unschuld zu glühn,
und dreist war ihr Reden, ihr Wesen so frei,
das lockte ihr Buhlen in Menge herbei.
So aß sie sich satt am unehrlichen Brod,
und hatte nicht Sorge, noch Kummer und Noth.

Da wurden allmählig die Wangen ihr blaß,
die Augen so trüb wie erblindetes Glas,
ihr Leib war zerrüttet; vom Reiz der Natur,
von der Fülle der Jugend blieb keine Spur.
Nun half ihr nicht Schminke und täuschende Zier
das Laster verhehlen. Es wichen von ihr
die goldenen Freier. Sie wurde zum Scheul
und jedem ehrliebenden Menschen ein Greul.

Jetzt kam ihr die Reue, ach leider, zu spät,
sie sah sich verrufen, geschwächt und verschmäht.
Nur selten gelang ihr das böse Bemühn,
freigebige Liebeler an sich zu ziehn. — —
Einst saß sie im Stübchen voll Jammer und Pein
und hungernd mit Mutter Brigitten allein,
da kommt was die Stiegen im Thurme heran;
rasch thut sie das Sundengeschmeide sich an.

Flink sprang sie entgegen dem nächtlichen Gast,
und zog ihn zum Sessel mit hoffender Hast,
doch als sie ihm näher ins Auge geschaut,
da bebte sie heftig, da schrie sie laut:
„Hinweg, du entsetzlicher schrecklicher Mann!
Fort, Falscher, du hast mir das Aergste gethan!
Wohl kamst du, dich an der Verführeten Pein
und an der Verzweiflung Lisettens zu freun?"

„„O nicht doch, lieb Schätzchen!"" erwiedert gar mild
der Ungar. „„Ich war was ganz anders gewillt!
Du solltest heut theilen dein Bettchen mit mir,
ich gebe dir Goldes in Menge dafür.
Doch, Mädel! Was machet dein Auge so bleich?
Was macht dir den Nacken so welk und so weich?
Was mahlst du die Wangen? Du warst mir nicht treu;
und machtest dich selber zu Schanden dabei!""

„„Doch weil ich dich liebe, so mag es drum seyn.
Komm hurtig, mein Liebchen, in's Bettchen hinein!
Hier, Mutter, hier habt ihr gar reichlichen Sold,
da, nehmt nur den Beutel, er strotzet von Gold.
Doch geht jetzt, und löschet das lästige Licht,
und vergesset hübsch morgen das Wecken auch nicht!""
So sprach er. Die Mutter thut, wie er gesagt,
und wecket die Beiden, bevor es noch tagt.

Da flüstert der Ungar mit hämischem Ton:
„Da gebt noch Lisetten dies Kästchen zum Lohn!"
Drauf eilt er von dannen, und schwingt sich zu Pferd,
und ist auch nie furder zurückgekehrt. —

Neugierig indeſſen eröffnet geſchwind
die Alte ihr Käſtchen, und rufet ihr Kind:
„Sieh, beſtes Liſettchen, das türkiſche Tuch!
Wie muß es dich kleiden? Mach mal den Verſuch!“

„Gut wird mich, ſpricht dieſe, wohl kleiden das Tuch,
doch iſt nun mein Kleidchen nicht prächtig genug!
Geh, kauf' mir ein beſſres, geh, kaufe mir Staat,
ſo ſchön ihn der Kaufmann im Laden nur hat!
Wie werden die Leute mich gaffend beſehn,
und die Dirnen mir's neiden! Wie will ich mich blähn!
Geh, laufe, lieb Mutter, und hole's geſchwind!“
Gern thut es die Alte zu Willen dem Kind.

Und drauf mit dem türkiſchen Tuche geſchmückt,
im ſammtenen Kleide mit Golde geſtickt,
von Federn umwallet, und ſtolz wie ein Pfau,
ſpazieret Thurmpflegers Liſette zur Schau.
Wohl gaffen die Leute, wohl wundern ſie ſich,
und doch nicht, Liſette, beneiden ſie dich.
Verächtlich beguckt dich ein Jeder, und ſpricht:
„Der Krug geht zu Waſſer, bis daß er zerbricht.“

Unglückliches Mädel, ſtolziere nicht ſo,
bald biſt du des Tuches gewißlich nicht froh!
Das Tuch iſt vergiftet, es giebt dir den Reſt;
es ſteckte dich an mit der tödtlichen Peſt.
O eile nach Hauſe, bevor du noch ſtirbſt,
und hier vor den Augen der Leute verdirbſt,
und mache geſchwind deine Rechnung mit Gott;
wohl näher iſt, als du es meineſt, der Tod!

Wohl näher war, als sie es meinte, der Tod!
Urplötzlich befiel sie die gräßlichste Noth;
sie fühlte sich übel zum Sterben und matt,
und stützte danieder aufs Pflaster der Stadt.
Wie brannte die Pest ihr durch Mark und Bein!
Sie wühlte vor Schmerz in die Erde hinein,
sie riß sich vom Halse das giftige Tuch,
und starb ohne Hülfe mit schmerzlichem Fluch.

Wohl gingen gar Viel' an der Todten vorbei,
doch wichen sie seitab mit ängstlicher Scheu,
und erst als gekommen die folgende Nacht,
ward die stinkende Leiche zu Grabe gebracht.
Im ehrlosen Winkel des Kirchhofs sank
ihr Sarg in die Erde ohn' Sang und Klang.
Ihre Mutter, gescheucht vom Gewissen, entwich
aus Pirna in Eil', und erdrosselte sich. —

Du Herrgott im Himmel, du strafest gerecht!
Doch sage, wie darf oft ein ganzes Geschlecht
das büßen, was Eines hat Uebles gethan?
Was ging doch den Keuschen die Buhlerin an? —
Durch sie war gekommen die Pest in die Stadt,
und wurde der Leichen und Kranken nicht satt.
Viel Hunderte fielen dem gräßlichen Tod,
unmöglich war Hülfe, unsäglich die Noth.

Schnell kreisen die Bahren von Haus zu Haus,
und überall schwanken die Särge heraus!
Es hauste das Uebel gar heftig und arg,
oft fehlte da Leichentuch, Bahre und Sarg,

und ſo oft man die Todten zu Grabe hintrug,
da traf auch Liſetten der gräßlichſte Fluch;
zuletzt noch empört es der Trauernden Wuth,
daß ruhig im Grabe die Buhlerin ruht.

Sie gräben bei Nacht ſie heraus aus dem Grab,
und haun mit dem Spaten den Schädel ihr ab,
und ſchleppen den Rumpf und den Schädel mit Graus
und Abſcheu im Kothe zum Galgen hinaus. —
So buhlte Liſette dem Galgen ſich zu,
ſo hatt' ihre Leiche im Grabe nicht Ruh,
ſo ging in Erfüllung, ach, ſchrecklich genug,
des ſterbenden Vaters prophetiſcher Fluch!

Gedruckt bei Eduard Hasper in Annaberg.

Sachsens Volkssagen

Balladen, Romanzen und Legenden

von

Widar Richnert.

II. Band.

Annaberg,
Verlag von Rudolph & Dieterici
1838

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Inhalt des zweiten Bändchens.

1. Das Hufeisen an der Nikolaikirche in Leipzig.
2. Der Trompeter aus Pirna.
3. Die Katzenmühle bei Buchholz.
4. Die sieben Kapellen bei Höckendorf.
5. Das Marienbild zu Eicha bei Naunhof.
6. Der Jungfernsprung auf dem Oybin bei Zittau.
7. Die Irrlichter am Grundtümpel bei Wildenau.
8. Burggraf Jeschke von Dohna.
9. Das Goldschiffchen in der Kirche zu Ebersdorf.
10. Die Entstehung von Schöneck.
11. Der Nonnenstein bei Weissig.
12. Das Trompeterschlößchen in Dresden.
13. Der Currendknabe zu Geithain.
14. Der Hofnarr zu Augustusburg.
15. Der große Topf in Penig.
16. Die Tellerhäuser bei Wiesenthal.
17. Die Kirchthürme zu Greifenhain.
18. Der Blutfleck in der Klosterkirche zu Schloß Chemnitz.

19. Die Amme zu Hirschstein.
20. Das Pagenbette auf Königstein.
21. Der Einsiedler bei Dippoldiswalde.
22. Der Gänserich zu Pegau.
23. Schlossers Gundchen von Oederan.
24. Der Bock von Bockau.
25. Die Räuberhöhle am Schafteiche bei Glauchau.
26. Der feurige Hund von Budissin.

1.

Das Hufeisen an der Nikolaikirche

in

Leipzig.

An der Morgenseite der Nikolaikirche in Leipzig ist ohngefähr eine Elle über der Erde ein Hufeisen zu sehen, in einer Nische mit Eisenstäben vergittert. Davon geht folgende Sage, welche in die Entstehungszeit Leipzigs fällt, und keine Spur von historischer Grundlage an sich trägt.

Wo Leipzig, das schöne, jetzt pranget, da stand
vor Zeiten von Linden ein schattiger Hain,
und längst an dem Hayne hinunter, da wand
sich zickzack ein Dörfchen, gar ärmlich und klein,
von diesem seitweges, nach Morgen ein wenig,
erhob sich ein Schloß, drin wohnte der König.

Der König zwar hatte nur kleines Gebiet,
doch war er gewißlich ein glücklicher Mann,
denn was er verlangte in seinem Gemüth,
das hatte das Glück ihm zu Willen gethan.
Doch traue nur Jemand dem launischen Glücke,
es schmeichelt und heuchelt mit heimlicher Tücke!

Wohl hatte der König ein stattliches Schloß,
wohl auch einen Garten voll Rosen daran,
wohl hatt' er ein schönes arabisches Roß,
wohl konnte er jagen auf waldigem Plan,
wohl konnte er fischen in Teichen und Flüssen,
wohl konnt' er ermüden in lauter Genüssen.

Wohl hatt' er zur Tochter die lieblichſte Maid,
die Augen wie Azur, die Locken wie Gold,
die Wangen wie Roſen, und weit wohl und breit
war keine mehr wie die Prinzeſſin ſo hold,
und ſittig und folgſam war Ankomarinde,
wohl hatte der König viel Freud' an dem Kinde.

Und doch war ſein Antlitz vom Kummer gebleicht,
ſein Haupthaar von Sorgen zu zeitig gegraut,
und doch war ſein Nacken vom Grame gebeugt,
die Wangen von Thränen des Jammers bethaut,
einſchlief er des Nachts und erwachte am Morgen
und trug ſich am Tage mit Thränen und Sorgen

„Was ſeufzt er zumöftern, was hilft mir das Schloß?
Mir blüht nicht der Garten voll Roſen daran!
Was nützt mir mein ſchönes arabiſches Roß?
Was Jagen und Fiſchen? Es ekelt mich an!
Mein Theil iſt der Jammer, bis mir und den Meinen
wird in der Bedrängniß ein Retter erſcheinen."

Ein ſcheußlicher Drache verheerte das Land,
und würgte mit ſcharfem zermalmenden Zahn
und verſchlang, was er irgend Lebendiges fand,
und keiner der Mannen ſich wagte hinan,
denn es ſchien faſt, als wollte mit Todtengebeinen
der Drache ſein mooriges Lager umzäunen.

Viel Kämpen, mit Kolben und Aexten bewehrt,
schon zogen wohl gegen das Ungethüm aus,
doch lebend war keiner noch wiedergekehrt,
und keiner mehr wagt sich zum Kampfe hinaus,
denn furchtbar im Rachen des Lindwurms dräuen
der fletschenden Zähne scharfzackigte Reihen.

Der Klumpen des Leibes, mit Schuppen bedeckt,
schob walzend auf niedrigen Füßen sich fort,
weiß glitzten die Weichen und blutig gefleckt,
lang dehnte den Schlund das Gelüste nach Mord,
am Rücken noch saßen zwei rudernde Flügel,
krumm schlang sich der Schweif wie ein stählerner Bügel.

Und sicher, als wüßt' er, daß Lanze und Speer
nicht könnten durchdringen sein stählernes Kleid,
kam täglich der Drache in's Dörfchen daher,
und brüllte — das schallte wie weit und wie breit! —
und schnaufte und schnappte begierig nach Beute,
und ängstlich entflohen zum Schlosse die Leute.

„Herr König, ach helfet, ach schützet das Land,
der Drach' ist im Dorfe und brüllet und schnaubt!
Herr König, ach schützt uns mit kräftiger Hand,
bevor er die Heerden uns vollends noch raubt!
Herr König, Herr König, was sollen wir machen?
Wie mögen wir wehren dem greulichen Drachen?"

Der König erwiedert mit jammerndem Sinn:
„Ich kann euch nicht schützen mit kräftiger Hand!
Gebt täglich zum Fraße zwei Schafe ihm hin,
so wird er wohl nimmer so wüthen im Land!“
Dem Rathe des Königs gehorchen die Leute,
und jagen alltäglich zwei Schafe zur Weide.

Der Drache erschnappet die Schafe geschwind,
und bleibt dann ruhig und wüthet nicht mehr.
Die Leute darüber voll Freuden wohl sind,
doch bald ach! betrüget ihr Hoffen sie sehr;
Sie eilen zum Schlosse: „Ach guter Herr König,
bald leer sind die Ställe, und Schafe noch wenig!“

„O König, Herr König, was fangen wir an?
Die Schafe sind alle, die Ställe sind leer,
und wüthend schon schnaufet der Drache heran,
und haben wir Lämmer und Schafe nicht mehr!
Herr König, Herr König, was sollen wir machen?
Wie mögen wir wehren dem greulichen Drachen?“

Der König erwiedert mit jammerndem Sinn:
„Und sind denn die Ställe der Schafe schon leer,
so gebet die Rosse und Rinder ihm hin,
da wird er wohl schnauben und wüthen nicht mehr!“
Dem Rathe des Königs gehorchen die Leute,
und jagen die Rinder und Rosse zur Weide.

Der Drache frißt täglich ein Roß oder Rind,
und bleibet dann ruhig und wüthet nicht mehr.
Die Leute darüber voll Freuden wohl sind,
doch bald ach, betrüget ihr Hoffen sie sehr.
Sie eilen zum Schlosse: „Ach guter Herr König,
wir haben der Rinder und Rosse noch wenig!“

Da weiß nicht der König wo ein mehr und aus:
„Und haben wir Rosse und Rinder nicht mehr,
so führt einen Menschen alltäglich hinaus,
dann wird er nicht schnauben und wüthen so sehr!
Doch gilt hier der Rang nicht, ihr ehrlichen Leute,
Gott selber im Himmel durch's Loosen entscheide!“

Sie machen die Loose. Die guten sind weiß,
das böse ist schwarz. Sie greifen hinein,
wie zitternd der Jüngling, wie ruhig der Greis!
Das schwarze, wem wird es behalten wohl seyn? —
Da rufet der König dem einzigen Kinde:
„Jetzt loose, jetzt loose du, Ankomarinde!“

„Ach Vater, mein Vater, mir banget so sehr!
Das schwarze, mir wird es behalten wohl seyn!““
So klagt die Prinzessin, sie klagte wie schwer,
und streckte ihr zitterndes Händchen hinein.
Das schwarze! — Sie schaudert, ihr schnürt es den Oden,
den König hinschmettert der Jammer zu Boden.

„„Ach Vater! O Himmel! Mein Vater iſt todt!
Helft, Leute! Den König vernichtet der Schmerz! —
O nicht doch! — Die Wange färbt wieder ſich roth,
und leiſe noch zucket im Buſen das Herz.
Bezwinge, mein Vater, bezwinge den Kummer!
Man ſagt ja, der Tod ſey ein labender Schlummer!““ —

Da raffte der König ſich mählig empor,
und ſchaute mit ſtarrenden Blicken ſich um,
und zerrte das Schwert aus der Scheide hervor,
und preßte den Arm um die Tochter herum:
„Hinaus jetzt, hinaus! und kämpfen und ringen,
ha, oder zwei Opfer ſtatt eines ihm bringen!“

Er ſchwankte verzweifelnd hinunter vor's Schloß,
kaum trugen die alternden Sehnen das Schwert,
da ſprengte ein Ritter auf ſchnaubendem Roß,
mit Schwert und mit Lanze gar ſtattlich bewehrt,
dem König entgegen: „Ha, greiſer Herr König,
das Schwert iſt zu ſchwer und die Kraft iſt zu wenig!“

Der Ritter war ſtattlich und herrlich zu ſchaun,
ſein Harniſch von Silber mit Sternen geſchmückt,
die Feldbinde hellgrün, der Wappenrock braun,
die Decke des Sattels mit Golde geſtickt;
ſein Auge ſchoß Blitze, ſein Federbuſch wehte
und kühlte der Wangen hochfeurige Röthe.

„Herr König! so rief er mit freundlichem Wort,
dem Greise das Scepter, dem Jüngling das Schwert!
Was treibet, was jaget zum Kampfe euch fort?
Was hat euch die zitternde Rechte bewehrt?
Sprecht, König, und führt ihr die Fehde mit Rechten,
so will ich gern euere Sache verfechten.“

Da sinket dem König das Schwert aus der Hand,
und er schaut auf den Ritter getrösteten Sinns:
„Ja — ruft er — euch hat mir der Himmel gesandt!
Ihr werdet mich retten vom blutigen Zins!“
Drauf gibt er getreulich mit jammerndem Munde
dem Ritter vom Drachen die traurige Kunde.

Der Ritter Georg vergewissert ihn fest,
er wolle versuchen den fährlichen Strauß,
und schwinget kampflustig die Lanze und läßt
sich führen zum Ende des Dörfchens hinaus.
Dort sieht er vom Haine herüber den Drachen
entgegen sich schnauben mit gähnendem Rachen.

Wie fletscht er die Zähne, wie rollt er den Schweif,
als wollt' er sich schlingen um Ritter und Roß,
wie wälzt er im furchtbar geschlängelten Reif
mit zischender Zung' auf den Ritter sich los.
Doch dieser weicht klüglich, und bohret behende
dem Drachen die Lanz' in die schuppige Lende [2]).

Wohl blutet der Drache, wohl brüllet er laut,
doch drang nicht die Lanze in's Leben ihm ein,
wild ſchnaufet er, daß es dem Ritter drob graut,
und bäumet und wälzt ſich in's Dörfchen hinein.
Der Ritter, nicht ferne ihm immer zur Seite,
gibt weichend und beugend ihm drohend Geleite.

Er lenket und zerret mit kräftiger Hand
herüber, hinüber ſein ſchäumendes Roß,
da will es nicht weiter, und ſteht wie gebannt —
es blutet am Hufe, das Eiſen iſt los!
Der Ritter gewahrt es mit bangem Erbleichen,
doch mag er nicht flüchten, doch mag er nicht weichen *).

Er ſtreichelt den Schimmel: „Du treuer Genoß,
halt aus nur, halt aus in der gräßlichſten Noth!“
Da, bäumend vor Schmerzen, ermannt ſich das Roß,
als ob es erkenne den drohenden Tod,
und der Ritter, ſtets lauernd in weniger Weite,
ſprengt weichend und beugend dem Drachen zur Seite.

Und endlich gibt ſich der Drache ihm blos.
Jach ſpornet der Ritter ſein bäumendes Pferd,
und bohret mit raſchem gewaltigen Stoß
in des Drachen Gekröſe ſein ſpitziges Schwert,
und ſchlitzt ihm die Weichen. Da ſchloß ſich der Rachen,
da zuckte zu Tode der Körper des Drachen *).

Das schaute der König vom Schlosse herab,
und eilte mit Ankomarinden herbei,
die wogende Menge des Volkes umgab
den Sieger mit Jauchzen und Freudengeschrei.
Wie zittert, wie weinet der König vor Freude,
wie jubeln, wie preisen den Ritter die Leute!

Der König spricht freudig: „Herr Ritter, sagt an,
was wollt ihr, o redet! was wollt ihr zum Lohn?
Ihr habt uns das Größte, das Beste gethan!“
Der Ritter erwiedert: „O schweiget davon!
Nicht hab' ich's gewaget, um Lohn zu empfangen,
ich that, was die Pflichten des Ritters verlangen.“

Und ob auch der König die Krone ihm beut,
der Ritter verweigert sich jeglichen Preis,
und spricht: „Herr König, hoch bin ich erfreut,
daß Ankomarinden gerettet ich weiß!
Doch wollt ihr zum Danke mir etwas verehren,
so mögt ihr den einzigen Wunsch mir gewähren.“

„Betrachtet, Herr König, betrachtet mein Roß!
Mich jammert das Thier, das getreue, so sehr,
es blutet am Fuße, das Eisen ist los,
o rufet mir doch euern Hufschmidt daher.
Der mag es verbinden und wieder beschlagen,
dann wird es getreulich noch fürder mich tragen.“

Da rief die Prinzessin den Hufschmidt wohl schnell,
der Hufschmidt gehorchte gar eilig dem Ruf,
und brachte ein anderes Eisen zur Stell',
und verband und beschlug dann aufs Beste den Huf,
und als nun dem Rosse geholfen, da scheidet
der Ritter, vom Danke der Menge begleitet.

„Nachschaut' ihm der König, und sagte alsdann
zum Schmidt: „Such' Hammer und Nägel hervor,
und heft' an die Linde das Eisen dort an,
das im Kampfe das Roß von dem Hufe verlor,
und mach' eine Blende, dem Roste zu wehren,
und männiglich soll es hoch halten in Ehren!" —

* * *

Prinzessin und König im Grabe tief hat
verschlafen manch frohe, manch traurige Zeit,
das Dörfchen ist worden zur prächtigen Stadt;
das Hufeisen hat sich erhalten bis heut.
An der Nicolaskirche, da ist es zu sehen,
als Zeichen, daß Alles wahrhaftig geschehen. *)

Anmerkungen.

1) Diese erste Wunde soll der Drache erhalten haben auf dem jetzigen Thomaskirchhofe, wo noch jetzt der Ritter im Kampfe mit dem Drachen über der Thüre eines Hauses gemalt zu sehen ist.

2) Das Hufeisen soll das Pferd verloren haben auf der jetzigen Ritterstraße, bei der Nikolaikirche, und soll auch diese Straße vom Ritter Georg den Namen erhalten haben.

3) Dies soll da geschehen sehn, wo jetzt das Georgenhaus steht, über dessen Thüre, der Ritter im Kampfe mit dem Drachen, in Stein gehauen, zu sehen ist. Auch das Georgenhaus soll den Namen von diesem Ritter Georg erhalten haben.

4) Ritter Georg, Sanct Georg, hat Inseln, Städten und Flüssen seinen Namen leihen müssen. Er soll ein Prinz aus Kappadocien gewesen, und nach der allgemeinen Legende einen Lindwurm bei der Stadt Silea in Lybien besiegt, und so eine Prinzessin vom Tode errettet und geheirathet haben. Viele wollen unter dem Lindwurm die Sarazenen, und unter der Prinzessin die Christengemeinde verstanden wissen. Die Kampfscene aber eignen sich viele Städte zu, vorzüglich Leipzig, wie wir gesehen haben. Von Leipzig soll der Ritter Georg sich nach Staupitz, sonst ein Dorf zwischen Leisnig und Döbeln begeben, und in Steinau bei Hartha sich ansäßig gemacht haben. Dort soll er einst, von Feinden auf den Spitzstein getrieben, Gott, wenn er davon käme, eine Kirche gelobt haben, und sodann herab von dem hohen Felsen zu Pferde in die Mulde gesprungen seyn, im Herabspringen aber einen Bogen Papier fliegen lassen, und als er gerettet war und denselben in der Gegend des jetzigen

Dorfe Naumhayn bei Leisnig wiederfand, soll er die Kirche daselbst erbaut haben; daher auch sein Bildniß immer noch in dieser Kirche zu sehen ist. Unchronologisch genug läßt die Legende den vermeintlichen Bekämpfer der Sarazenen als Märtyrer in der Diocletianischen Christenverfolgung 303 enthauptet werden.

2.

Der Trompeter

aus

Pirna.

Diese wahrscheinlich geschichtlich wahre Begebenheit fällt in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts.

Der Frühlingssonne falber Strahl
durchbricht die Regenwolken,
es schmilzt der Schnee von Berg und Thal,
das Eis wird trüb wie Molken.
Wer jetzt noch übern Elbstrom muß,
der eile sonder Weilen,
eh' sich die Schollen theilen,
noch heute bricht der Fluß.

Wer reitet im gestreckten Trab
vom Städtlein dort zum Strande?
's ist ein Trompeter, den der Stab
nach Pirna gestern sandte.
Der muß, er muß noch heut zurück!
Ach, himmlischer Erlöser,
und die Gefahr wird größer
mit jedem Augenblick!

Doch furchtlos kommt er an den Strand.
Dort schleicht an seiner Krücke
ein Greis, und streckt nach ihm die Hand
mit flehendlichem Blicke. —
Er hört wohl nicht des Bettlers Flehn?
Wer mag's ihm auch verdenken?
Denn will er ihm was schenken,
so wird die Zeit vergehn.

Und der Trompeter — hört den Greis,
und schaut mit bangem Blicke
erst auf das weite Feld von Eis,
dann auf des Alten Krücke,

und ſucht in ſeiner Taſche lang,
und giebt ihm eine Gabe,
— 's war ſeine ganze Habe —
ein Groſchen, neu und blank.

Der Alte ſchaut ihn dankend an:
„Gott geb' euch ſeinen Segen!“ —
„„Den werd' ich brauchen, guter Mann!
Ich geh' dem Tod entgegen!““
ruft der Trompeter, und im Nu
ſteigt er vom Pferd, und leitet
es an der Hand, und ſchreitet
dem Ufer drüben zu.

Wohl knattert unter ihm das Eis,
wohl rauſcht's wie fernes Wetter,
doch zagt er wenig, denn er weiß
im Himmel einen Retter.
Da bricht das Eis — hilf Jeſu Chriſt! —
wie er noch kaum die Mitten
des Stromes überſchritten,
und Hülf' ohnmöglich iſt.

Und Scholl' an Scholle wälzt ſich fort,
den wilden Strom hinunter,
und er in dem Verderben dort
unrettbar mitten drunter.
Er ſteht, und neben ihm ſein Pferd,
auf einer von den Schollen,
die nun mit wildem Rollen
den Strom hinunter fährt.

Allaugenblicklich drohet ihm
der Tod von allen Seiten,
jetzt macht der Schollen Ungestüm
ihn sammt dem Rosse gleiten,
jetzt droht die Scholle, die ihn trägt,
in Trümmern zu zerschellen,
wenn sie im Druck der Wellen
an eine and're schlägt.

So zwischen Tod und Leben harrt
er auf die Dresdner Brücke,
wo Mancher schon gerettet ward,
und sieht mit freud'gem Blicke
sie endlich und das Volk darauf
mit langen Rettungsleinen
in weiter Fern' erscheinen,
und blickt zum Himmel auf.

„Gott, hier bei mir, wie dort am Strand!
Du kannst mich Schwachen retten;
das Element hält deine Hand
an ewig festen Ketten.
Herr Gott im Himmel, höre mich,
wie ich um Hülfe flehe;
doch, was du willst, geschehe,
auf dich vertraue ich!"

So betet er. Am Strande stehn
wohl viele Hülferufer,
doch Helfer keine, denn es gehn
die Schollen fern vom Ufer.

Wie ſchaut ihn bis zur Brücke nach,
wie ängſtet ſich die Menge,
ob man ihn noch durch Stränge
zu retten dort vermag.

Seht, nun, der Brücke nicht mehr fern,
iſt er dem Tod entgangen!
Jetzt wird ſein Hoffen auf den Herrn
gerechten Lohn empfangen.
Ha, ſeht, wie greift er tiefbewegt
und ſchweigend zur Trompete,
die ſeines Herzens Rede
an beide Ufer trägt.

Er bläßt, wie wenn den nahen Tod
er Lügen wollte ſtrafen:
„Ein' feſte Burg iſt unſer Gott,
ein' gute Wehr und Waffen.“
Wie ſchaurig tönt der Wiederhall! — —
Huſ Gott! die Schollen haben
ihn ſammt dem Roß begraben
im wilden Fluthenſchwall. —

Gerechter Gott, biſt du gerecht?
Haſt du das Lied vernommen?
War ſeine Frömmigkeit nicht ächt?
Hilfſt du wohl deinen Frommen?
Gerecht iſt Gott wohl immerdar,
was auch geſchehen möge,
doch ſeiner Weisheit Wege
ſind — wunderbar.

3.

Die Katzenmühle

bei

Buchholz.

Diese Sage, welche von mehreren Chroniken und auch unter dem Volke erzählt wird, dürfte noch vor die Entstehung der Stadt Buchholz, etwa in die erste Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts fallen.

Man ſagt wohl oft: „Vor weiſen Männern
hat auch der Teufel ſelbſt Reſpect,“
und doch laß' ich mir's nicht beſtreiten,
daß er ſogar den weißen Leuten
ſchon oftmals unter's Dach geheckt,
und folgende Geſchichte lehrt,
daß er ſich nicht an Weißheit kehrt.

In Buchholz war vor grauen Zeiten
ein gottesfürcht'ger, weißer Mann,
ein Müller, juſt nicht reich an Schätzen,
doch auch nicht arm, da er beim Metzen
gewöhnlich auf was Andres ſann.
Die Mühle hatt' er ſich ermetzt,
und einen Stall noch dran geſetzt.

Doch kaum ach, iſt das Ställchen fertig,
und noch vom flotten Einzugsſchmauß
die Eſel ſatt, da kommt der Böſe,
und treibt durch Hiebe und durch Stöße
die grauen Thiere wieder 'raus,
worauf er ſich ganz ungenirt
und ohne Hauszins einlogirt.

Der Müller ſtreichelt ſeine Eſel:
„Na, kommt, ihr Grauen, na, na, na!“
Er zieht beim Ohre ſie zum Stalle,
jedoch ſie ſtemmen ſich doch alle,
und denken bei ſich: I, ja, ja!
Wir werden ſolche Eſel ſeyn!
und keiner ging nochmals hinein.

Als auch das Streichholz nicht will helfen,
ergiebt der Müller ſich darein,
und ſpricht: „Ihr Eſel, mit dem Stalle
iſt's nichts; doch Einer ſteht für Alle,
drum kommt nur in das Haus herein.“
So nimmt der gute liebe Mann
ſein Vieh zu Hausgenoſſen an.

Der Stall blieb demgemäß verlaſſen,
und nur der Schwarze hauſte drin,
auch hätte der gewiß begehret,
wenn's ihm der Mehlſtaub nicht verwehret,
noch in die Mühle ſelbſt zu ziehn;
jedoch ſein ſchwarzes Staatshabit
beſtäubt er ſich nicht gern damit.

Des Nachts, da poltert's in dem Stalle,
da paukt es an die Thüre an,
der Teufel raunzt zu ſolchem Spiele,
daß man das Klippeklapp der Mühle
kaum vor dem Lärmen hören kann.
So trieb er's manches langes Jahr,
da hört, welch End' vom Liede war.

Es war einmal Nachts im Dezember,
Eiszapfen hingen an dem Haus
so lang und ſtark wie Mandeldocken,
Schneewolken beutelten die Flocken
so groß wie Knäuel Garns heraus.
Feſt war das Thor der Mühle zu,
die Mannſchaft drinnen lag in Ruh.

Da ziehn von Cunnersdorf herüber,
geraden Wegs zur Mühle hin,
zwei Bärenführer mit den Bären,
als ob ſie feſt verſichert wären,
daß ſie Herberge finden drin,
und klopfen mächtig an das Thor,
und ſteh'n und harren lang davor.

Da endlich wird es hell im Hauſe,
der Müller macht das Fenſter auf,
beleuchtet mit dem Kiefernſpane
genau die Bärencaravane,
mummt ſich im Pelz, und öffnet drauf,
und nuſchelt gähnend: „Kommt nur 'rein!
Es wird ſchon Platz für Alle ſeyn!“

„Hier hab' ich einen Stall; doch freilich,
das will ich euch nur frei geſteh'n,
da drinnen ſpukt ſchon längſt der Teufel,
der wird den Bären ohne Zweifel
die Schnauze auf den Rücken dreh'n.
Weiß nicht — doch, wie ihr denkt! — Je nun,
ihr habt das Laſſen oder Thun!“

„„O dober, dober! nix zu ſaken!
Was Teufel! Hat Courag' die Bär!““
So polterten darauf die beiden
Polaken, die ſich herzlich freuten,
daß nur der Stall noch ledig wär',
und führten dann ihr Vieh zur Ruh,
und riegelten die Thüre zu.

Drauf führt der Müller ſeine Gäſte
in's Stübchen, und heizt tüchtig ein,
bringt Brandewein herbei und Eſſen,
und als ſie ſich recht ſatt gegeſſen,
da ſchleppt er Schüttenſtroh herein,
und holt zur Decke auf der Streu
zwei leere Säcke noch herbei.

Drauf wünſcht er ihnen gute Ruhe,
und nimmt das Licht, und geht in's Neſt,
wo ihn jedoch ein ſtilles Sorgen
um die zwei Bärenleichen morgen
erſt ſpät den Schlummer finden läßt.
Indeſſen ſchnarchen längſt die Zwei,
vom Marſche müde, auf der Streu.

Doch als der alte Stubenſeiger
die böſe Geiſterſtunde ſchnarrt,
da fängt's im Stalle an zu hauſen,
daß drob der Müller voller Grauſen
in ſeinem Bette munter ward.
„Hu!“ — denkt er zitternd — „hu, jetzt wird
das fremde Viehzeug maſſacrirt.“

Er ſpringt voll Aengſten aus dem Bette,
und guckt verſteckt zum Fenſter 'naus,
da hört er erſt das Kampfgetöſe,
die Flüche, Seufzer, Hiebe, Stöße,
das Bärgebrüll und das Gebraus.
Er läuft hinab und weckt die Zwei:
„Mit euren Bären iſt's vorbei!“

Da ſchrecken raſch aus ihrem Schlafe
die beiden Bärenführer auf:
„Was hat ſik? Sollten ſik die Bären
denn nik ſo mit Courage wehren?
O, wenn die Tanzbär ginge drauf!
Hat ſik das Contretanz ſtudiert,
und trägt die Stock und balancirt!“

Sie gehn hinaus, und ſehn — o Freude!
wie juſt der Teufel retirirt,
und ſich — das war doch ohne Zweifel
recht eigentlich ein dummer Teufel! —
aus ſeiner Wohnung fortſkiſſirt.
Die Bäre hatten obgeſiegt,
und waren wohlauf und vergnügt.

Der Müller hatte große Freude,
daß nun ſein Stall entteufelt war,
und brachte Sauerkraut und Schinken
und Bier und Brandewein zum Trinken
den beiden Bärenführern dar,
und auch den zott'gen Kämpfern bot
zum Lohne er ein ſchwarzes Brod.

Und als am Morgen drauf die Polen
mit ihren Bären weiter zieh'n,
füllt er mit Broden ihre Säcke,
und geht mit ihnen eine Strecke
bis in die Sehmer Waldung hin,
und spricht: „Ich danke auch recht schön,
mag's euch selbander wohl ergeh'n!“ —

Als wenig Tage drauf der Müller
bei Nacht einmal nach Hause kehrt,
da tritt mit grausigem Getöse
urplötzlich vor ihn hin der Böse,
und spricht: „Mein lieber Müller, hört!
Sind denn im Stall — ei sagt mir's doch!
die beiden großen Katzen noch?“

Der Müller schlägt ein Kreuz, und stottert:
„Ei wohl, die Katzen sind noch da!“
Da huscht mit grimmigen Gezische
der Böse abseits in's Gebüsche,
und ihn noch Niemand wiedersah.
Gewiß hat's später ihn frappirt,
daß er sich damals so blamirt.

Seitdem nun wurde jene Mühle
die Katzenmühle nur genannt. —
Wenn ich an ihr vorübergehe,
und auf den Stall daneben sehe,
denk' ich: Wie mancher Mann im Land
hat eine große Katz' im Haus,
und bringt den Teufel doch nicht 'naus!

4.

Die ſieben Kapellen

bei

Höckendorf.

Die Kapellen auf dem Wege von der Kirche zu Höckendorf nach Kunnersdorf gleichen mehr bloßen Betsäulen, und stehen von den sieben nur noch zwei, die andern fünf sind umgestürzt. Aber auch an diesen zwei übrig gebliebenen ist von Inschriften nichts mehr zu erkennen. An der geschichtlichen Wahrheit dieser Begebenheit, welche in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts fällt, möchte man wohl mit Unrecht zweifeln.

„Ei so bleibt mir vom Halse mit eurem Begehr,
ich mag es euch nimmer gewähren.
Denn was ich auch gäbe, doch würdet ihr mehr
in der andern Minute begehren.
Die himmlischen Güter, die lobet ihr mir;
und trachtet nach ird'schen mit schnöder Begier?
Das macht euerm heiligen Stande
nur Schande!"

So Konrad von Theler, [1]) ein trotziger Herr,
zu seinem Kaplane, Sylvestern,
der nun mit verdrüßlichem Pfaffengeplärr
anhub seinen Ritter zu lästern:
„Der Tag wird einst kommen, wo der Geitz euch gereut!
Wann Gottes Verdammniß der Hölle euch weiht,
dann wird, was ihr heute gesprochen,
gerochen!"

So keifte der Pater und stürzte davon,
nachscholl ihm des Ritters Gelächter:
„Schlecht steht dir das Betteln, du armer Patron,
doch wahrlich das Zürnen noch schlechter."
So höhnet der Ritter und lachet sich satt,
daß Sylvester zum Schimpfen nicht Worte gnug hat,
und läßt sich das Wüthen des Gecken
nicht schrecken.

Doch als in der Predigt des Tages darauf
der Pater ihn wieder verfluchte,
da wallte der Ingrimm im Herzen ihm auf,
daß am Pfaffen er Rache drob ſuchte.
Und da kommt in der Wuth ihm das Gräßlichſte bei,
und er eilt nach der Predigt zur Sakriſtei,
und ſtößt ihn mit blitzendem Schwerte
zur Erde.

Wie winſelt der Pater, wie krümmet er ſich,
wie verflucht er den Mörder zur Hölle!
Der Ritter erbebte im Innern, und wich
beſtürzt von der blutigen Stelle.
Wild ſcholl ihm zu Ohren des Sterbenden Fluch,
ihn faßte Verzweiflung, er brüllte und ſchlug
vor die Stirn ſich und ſtürzte ohn' Oden
zu Boden.

Und als er erwacht, iſt die tobende Wuth,
zum Jammer des Wahnſinns geworden;
dumpf heult er: „Wie ſtinken die Hände nach Blut!
Wie ſind ſie ſo müde vom Morden!
Wie winſelt, wie ächzet der fromme Kaplan!
Wie ſchreit meine Sünde zum Himmel hinan!
Wie ſchreit ſie zu Gott, mein Verbrechen
zu rächen!“

So ſchlaflos drei Tag' und drei Nächte hindurch,
zerwühlet der Ritter die Betten;
aufſpringt er am vierten, hinweg von der Burg
zerrt's ihn wie mit eiſernen Ketten

hinaus in das Weite, und haſtig gebeut
er einem der Knechte, bei guter Zeit
zwei Roſſe zu ſatteln und zäumen
ohn' Säumen.

Und als nun das Frühroth in Oſten tagt,
da beſtellt er ſein Haus noch, und reitet
von dannen behend wie zu luſtiger Jagd,
vom treuſten der Knappen begleitet,
und ſpricht unterwegs: „Wohl haben wir weit,
denn ſiehſt du, wir reiten zur Ewigkeit,
drum laß uns nur ſonder Verweilen
recht eilen."

Der Knappe frägt ängſtlich: „Wohin denn? wohin?
Wohin, Herr, wollen wir reiten?
Euch iſt ſo verzweifelt vergnüglich zu Sinn,
das mag mir nichts Gutes bedeuten."
Da lachet der Ritter: „Armſeliger Knecht,
was frägſt du ſo unnütz? Doch, haſt wohl recht.
Will Troſt mir und Ruhe für's Leiden
erreiten!"

Jach ſpornt er den Rappen, und ſprengt in den Wald,
und kommt auf die Höh' eines Felſen,
und ſtiert in die Tiefe, und ſchauerlich ſchallt
ſein Verzweiflungsruf in den Gehölzen:
„Hier finde ich Ruhe, hier ſind' ich ein Grab!
Hinunter, mein Roß! in die Tiefe hinab!
Ich will ja der Hölle mein Leben
gern geben!"

Drauf hetzt er den Rappen mit Peitsche und Sporn,
doch sonder Bewegen und Regen;
steht das Roß, und stemmet sich kräftiglich vorn
der entsetzlichen Tiefe entgegen.
Und der Knappe sprengt voller Bestürzung heran:
„Was soll das, Herr Ritter? Was sticht euch an?
Ihr stürztet, that Gott nicht ein Wunder,
hinunter!“

„Das ist nicht der Weg einen Mord zu bereu'n,
der Selbstmord führet zur Hölle!“
Mög' Gott euch den Frevel gnädig verzeih'n.
Jetzt rasch und hinweg von der Stelle!
Laßt rathen euch, Ritter, und höret mich an,
ich hab' euch ja immer zum Besten gethan!
Gott zeiget durch mich euch die Pfade
zur Gnade.“

„In's heilige Land hin lasset uns zieh'n,
um Vergebung zu flehen und bitten,
dort lasset uns beten und jammern und knie'n,
dort, wo einst der Heiland gelitten.
An des heiligen Vaters hochheiligem Thron
in Rom, da erflehet euch Absolution!
Dort ist die Vergebung der Sünden
zu finden!“

So poltert der Knappe in ängstlicher Hast,
und starr und versunken in's Sinnen,
schweigt der Ritter dazu eine ziemliche Rast,
und hält kaum die Thränen noch innen.

„Haſt recht, du Getreuer! — ſo ſpricht er bewegt —
will harr'n und bereu'n, bis mein Stündlein ſchlägt,
will pilgern nach heiligen Städten,
zu beten.“

Und ſie reiten ſelbander wohl eilends nach Rom,
und wenn ſie ein Bethaus wo finden,
in jeder Kapelle, in jedem Dom,
kniet der Ritter und bereut ſeine Sünden,
und jammert bei Tage und jammert bei Nacht,
bis daß ſie die mühſame Reiſe vollbracht
und Ablaß für's blut'ge Vergehen
erflehen.

Drauf reiten ſie weiter und ſchiffen ſich ein,
und ſegeln zum heiligen Lande,
und landen beim ſiebenten Abendſchein
am paläſtiniſchen Strande,
und wenden ſich freudig zur heiligen Stadt,
wo der Heiland am Kreuze gelitten hat,
und betreten die heiligen Mauern
mit Schauern.

Von Jeruſalem krümmt ſich ein ſteinigter Pfad
gen Golgatha hin, und die Stellen,
wo Chriſtus mit dem Kreuze geruhet hat,
bezeichneten ſieben Kapellen.
Dort ſtrömt es ohn' Ende von nah und von fern,
ſo Fürſten wie Bettler, ſo Diener wie Herrn,
und hoffen Vergebung der Sünden
zu finden.

Andächtig wohl kniet der Sünder hier,
und betet in inniger Wehmuth,
doch wie Conrad so brünstig fleht keiner mehr,
keiner kniet in so reuiger Demuth.
Drob werden auch seine Gebete erhört,
die Ruhe allmälig ihm wiederkehrt,
als ein Priester ihm, daß er entsündigt,
verkündigt.

Da kehren die Beiden nach Deutschland zurück
und kommen zum heimischen Schlosse,
und der Ritter verkündet sein seltnes Geschick
der Reisigen freudigem Trosse.
Drauf geht er zum Grab des erschlag'nen Kaplan
„Magst du mir, was Böses ich an dir gethan,
für dies und das bessere Leben
vergeben."

Und damit seine Reue nie werde alt,
gebeut er am grauenden Morgen
dem greisen Vogte, wie möglich so bald,
für kundige Maurer zu sorgen.
Die müssen ihm sieben Kapellen erbaun,
so wie sie bei Golgatha waren zu schaun,
in derselben Entfernung und Weite
und Breite.

Und täglich durchwallt er die fromme Station,
und betet in jeder Kapelle,
und sein alterndes Auge erblindete schon,
doch im Herzen blieb's immer ihm helle.

Sein Begleiter, vereinſtens im heiligen Land
führte jetzt auch den Ritter mit ſorglicher Hand,
bis Gott ihn hinauf zu den Frommen [2]).
genommen.

Jahrhunderte nagten mit fräßigem Zahn
an den Mählern herzinniger Reue,
doch von den Kapellen auf grünendem Plan
ſieht der Wandrer jetzt immer noch zweie.
Und drin, wo der Ritter die Mordthat vollbracht,
in der Sakriſtei kniet er in reiſiger Tracht,
und die ſteinernen Augen noch ſcheinen
zu weinen.

Anmerkungen.

1) Die von Theler beſaßen Höckendorf vom vierzehnten bis in das ſechzehnte Jahrhundert.

2) Konrad Theler ſtarb 1361. Außer dem Baue dieſer ſieben Kapellen oder Betſäulen beſchenkte er auch die Höckendorfer Kirche mit einem prächtigen Altar, deſſen Schnitzwerk in Wien gefertigt und 5000 Thaler, die Vergoldung und Vorhänge aber über 20000 Thaler gekoſtet haben ſoll. Dieſer Altar ſteht noch, und iſt wirklich ſchön geſchnitzt und ſtark vergoldet, doch die Summe iſt wohl etwas übertrieben. Die Herren von Theler waren von jeher reich, und wurden es noch mehr durch den Bergbau. Ihr Reichthum machte ſie übermüthig, ſie ließen die Pferde mit Silber beſchlagen, und hielten einſt in einer Weitung der Grube „Edle Krone" ein Gaſtgebot von 100 Perſonen, wobei ſie aber ein Wolkenbruch überraſchte, der die Grube anfüllte, und die Mehrzahl der Gäſte ertränkte. Seitdem kam der daſige Bergbau nie wieder recht in Schwung.

5.

Das Marienbild zu Eicha bei Rannhof.

Eicha, ein Vorwerk im Erbamte Grimma, am linken Ufer der Parde, 3 Stunden nordwestlich von der Stadt Grimma, verdankt seinen Namen einem hohen Eichenbaum, der dort stand und unter welchem die alten Sorbenwenden ihre Abgötterei getrieben haben sollen. An der Eiche war später ein Marienbild, welches durch nachstehende Begebenheit, die der Glauben jener Zeit in's Sagenhafte gezogen hat, und die den Chroniken gemäß in's Jahr 1454 fällt, ein berühmter Wallfahrtsort ward. Weil in der später hier erbauten Kirche zuerst evangelisch gepredigt wurde, so wanderten alle Sonntage solche Schaaren Leipziger hierher, daß Herzog Georg es endlich bei harter Strafe verbieten mußte.

Ein Wagen fuhr bei Rauenhof
die Leipz'ger Straße her,
er war beladen mit Gefäß
und Kaſten hoch und ſchwer.

Ein Greis im blauen Fuhrmannshemd
ſchritt langaus nebenbei,
und trieb die Gaule, daß er noch
zur Nacht in Leipzig ſey.

Der Abend zog im Nebelkleid
ſchon über Berg und Thal,
drum treibt der Fuhrmann ſein Geſpann
mit Hui und Peitſchenknall.

Da ruft ihn hinten wer von fern:
„Halt an, Fuhrmann, halt an!“
Er ſieht ſich um; lautkeuchend trappt
ein Wanderer heran.

Der buckelt' einen Mantelſack,
und trocknet' ſich den Schweiß:
„He, guter Fuhrmann, nehmt mich mit,
die Laſt macht mir es heiß.“

„Ich trage wenig Fracht, und doch
drückt mich mein Mantelſack,
als hätte mir's ein böſer Geiſt
gethan zum Schabernack."

„Drum hing' ich gerne mein Gepäck
an euern Wagen an,
damit ich leichter dann mit euch
bis Leipzig gehen kann." —

Der Fuhrmann ſpricht: „Hängt euern Sack
in Gottes Namen an;
hab' den Gefallen manchem ſchon
mein Lebetag gethan."

Drauf mit einander gehen ſie
beim Wagen neben her,
und reden von der ſchlechten Zeit
und andern Dingen mehr.

Gar viel erzählt der Wanderer,
bis ihn der Fuhrmann ſchilt:
„So nehmt doch euern Hut hier ab
vor dem Marienbild!"

Hart an dem Rand der Straße ſtand
ein Eichbaum, dick und alt,
dran hing der Gottesmutter Bild,
in Oel auf Bret gemalt.

Als dies der Wanderer gewahrt,
zieht er zwar auch den Hut,
so wie der Fuhrmann, doch er thut's
nur so, damit er's thut.

Er kniet nicht nieder, betet nicht
nach seiner Christenpflicht,
er setzt den Hut stracks wieder auf,
und drückt ihn in's Gesicht.

Der greise Fuhrmann aber hält
die Pferd' an. Drauf kniet er
andächtig vor das heil'ge Bild,
und sagt drei Ave's her.

Der And're harrt indessen sein,
bis daß er fertig ist,
und schilt ihm grollend: „Eu'r Gebet
ist ein' unnütze Frist."

Der Fuhrmann drauf: „Verzeih' euch Gott
das frevelhafte Wort!"
Drauf treibt er seine Pferde an,
doch siehe — keins will fort.

Er spricht den Pferden freundlich zu,
und streicht sie mit der Hand,
er schreit, er peitscht, er zerrt am Zaum,
sie stehen wie gebannt.

Der Boden war ſo gleich und glatt,
kein Hinderniß im Weg,
drob ſinnt der Fuhrmann hin und her,
was das bedeuten mög.'

Und flehend blickt er auf das Bild
der Mutter Gottes hin,
da fährt es jählings, wie ein Blitz,
ihm ſeltſam durch den Sinn.

Er faßt den Wandrer bei der Bruſt,
und ſchnaubt' ihn heftig an:
„Dein Mantelſack birgt Sündengut,
und das iſt Schuld hieran!"

„Was haſt du in dem Mantelſack?
Geſteh', und leugn' es nicht!"
Er rief's. Der Wandrer ſinkt todt hin
mit bleichem Angeſicht.

Der Fuhrmann faßt den Todten an,
ſchon war er ſtarr und kalt,
er ſchreckt zurück: „Ha, ſo haſt du
dein Sündengut bezahlt!"

Er reißt des Wandrers Mantelſack
vom Wagen, und erſchrickt,
als er in ihm, — o arge Greul! —
das Heiligſte erblickt.

„Im güldnen Kranz den Leib des Herrn!
Du großer Böſewicht,
den Heiland haſt du frech geraubt —
Gott hielt ein recht Gericht!“

Der Fuhrmann ruft's, und blickt gar lang
bewegt auf die Monſtranz,
und kniet vor das Madonnenbild
in Mondes Silberglanz.

„Nimm, heil'ge Jungfrau, deinen Sohn
zurück aus meiner Hand!
Will fragen überall, wo ihn
der Böſewicht entwandt.“

Drauf legt er ſacht das Heiligthum
in einen Kaſten ein,
und treibt die Pferde wieder an
mit Peitſchenknall und Schrein.

Die ziehn jetzt raſch und muthig an;
der Mutter Gottes Bann
war nun gelöſt, und bald der Weg
nach Leipzig abgethan.

Dort meldet er dem Stadtgericht,
was unterwegs geſchehn,
die glauben ſeinen Worten gern,
als die Monſtranz ſie ſehn.

Wie Spreu verbreitet durch das Land
sich rasch die Wundermähr,
der Weg zu dem Marienbild
ward fortan nimmer leer.

In kurzem ward ein Gotteshaus
an jener Stell' erbaut,
das man bei Eicha hart am Weg
noch heut zu Tage schaut.

6.

Der Jungfernsprung auf dem Oybin

bei

Zittau.

Der Dybin, ein bienenkorbförmiger 208 Ellen hoh
Sandsteinfelsen bei Zittau, hat unter andern Merkwürdigkeit
auch eine Felskluft, die man den Jungfernsprung nennt. A
dem Dybin stand seit Ende des dreizehnten Jahrhunderts
Schloß, welches der Freiherr Quahl von Berka erbaut hat
Nacherzählte Begebenheit fällt zwischen die Jahre 1343—
und ist diese Sage.

Wohl wunderschön war Irmengard
und wonnig anzusehen,
die Wangen roth, die Stirn so zart,
das Auge schwarz wie Schlehen.
Schon zog ob den Bergen der Abend einher,
und fern war die Heimath, drum eilte sie sehr.

Und wie sie tritt in's Dickicht ein,
da kommt, gar hoch zu Rosse,
des Weges Junker Tollenstein
mit seinem reis'gen Trosse.
Er bedeutet wildlachend den bärtigsten Knecht:
„He, fang mir das Mädel, es dünkt mir nicht schlecht!"

Gleich faßt die flücht'ge Dirne an
der Knecht mit starken Armen,
ihr Weinen und ihr Jammern kann
den Junker nicht erbarmen.
Er preßt auf den Sattel sie vor sich hin:
„Was weinst du, fein Liebchen? was liegt dir im Sinn?"

Und hoch bergauf nach Oybin
ging's nun im ſcharfen Trotte.
Der Michelsberger hauſte drin,
das Haupt der argen Rotte [1]).
Der grüßte die Gäſte mit vollem Pokal:
„Ha, wer iſt denn die Dirne? Herein in den Saal?“

Da ſetzten am Kamin ſich ſchnell
zum Zechgelag die Räuber,
ein alter Harfner krähte grell
das Lob verbuhlter Weiber,
und Fluchen und Jubel und Becherklang
verſchmolz mit des Harfners ſchamloſen Geſang.

Wie ward es da der Dirne bang,
ſie weinte bittere Zähren;
wie mühte ſie ſich, den Geſang
des Harfners nicht zu hören.
Sie faltete betend die Hände und ſah
zum Himmel, als hoffte ſie Hülfe von da.

Da trat des Burgherrn einz'ges Kind,
Sigmunde, ein zum Saale,
ein Fräulein, fromm und gut geſinnt,
und reicht ihr eine Schaale
voll perlenden Weins und ein Honigbrot,
und ſeufzte: „Ach, helfe dir Gott in der Noth!“

Sigmundens blauem Aug' entquoll
des Mitleids fromme Zähre,
ſie flüſterte ſo kummervoll:
„O, daß mir's möglich wäre —"
da ſtürzte der trunkene Junker herzu:
„Komm ſchöne Gefang'ne, komm hurtig zur Ruh!"

Er ſchlang den Arm ihr um den Leib,
und trug ſie fort zum Gaden: [2])
„Was ſträubſt du dich? Du wirſt mein Weib!
Ich will dich gut berathen!
Mein Stammſchloß und all' meine Habe ſey dein,
ſollſt ſchlafen auf Flaumen und baden in Wein!"

Er ſagt' ihr manches glatte Wort
von Schwelgen und Genießen,
jedoch ſie ſchwieg und weinte fort,
das thät ihn arg verdrießen:
„Ha, ſo ſpar' doch die Thränen, ſie laſſen nicht fein,
magſt mehr wohl dich freuen, mein Liebchen zu ſeyn!"

Er preßte ſie an ſeine Bruſt,
er faßte ſie am Kinne,
er ſchwatzte viel von ſüßer Luſt,
von ewig treuer Minne,
er verſprach ihr Geſchenke, er drohte Gewalt;
doch das Mägdlein blieb immer wie Marmel ſo kalt.

Da brach ihm endlich die Geduld,
und rief er zween Knechten:
„Die Närrin da, sie hat die Schuld,
kann mit sich selber rechten.
Werft tief in den Thurm sie bei Wasser und Brod!
Geschmeidig und willig wohl macht sie die Noth.“

Die rohen Knechte fassen sie
mit ihren starken Armen.
„Ha — rief sie — sparet eure Müh!
Ich ford're kein Erbarmen!
Der Tod, wie soll er willkommen mir seyn,
er wird mich aus bübischen Händen befrei'n!“

Im greusenvollen Kerker saß
sie lange, lange Wochen,
der Junker kam ohn' Unterlaß
zu ihr hinabgekrochen,
und versprach ihr die Freiheit und droht' ihr den Tod;
doch das Mägdlein blieb standhaft trotz Jammer u. Noth.

Drob sann der Junker hin und her,
doch ließ er sich's nicht irren.
„Der Hunger muß — so dachte er —
sie doch am Ende kirren.“
Er rief die zwei Knechte: „Dies ist mein Gebot,
daß ihr Wasser ihr reichet, doch nimmer mehr Brot!“

Und Irmengard im Kerker saß
zwei Tage ohne Speise,
so abgezehrt, so leichenblaß;
da stieg der Junker leise
tief zu ihr hinunter und lud sie schön ein,
in Lust und in Glück seine Buhlin zu seyn.

„Ich bin — sprach er — das letzte Mal
zu dir herabgestiegen,
kann nicht des Hungers harte Qual
dein trotzig Köpfchen biegen,
so magst du verderben! Ich wünsche gut Glück
erst wenn du verhungert bist, kehr' ich zurück!"

Er rief's erzürnt und stürmte fort,
und schwang sich hoch zu Rosse,
und zog hinaus zu Raub und Mord
mit seinem reis'gen Trosse,
und wie auch die Sonne sie brennen mag,
sie reiten und jagen den ganzen Tag.

Wie freute sich Sigmunde sehr,
als sie vom Vater hörte,
daß auf der Jagd der Junker wär',
und heut nicht wiederkehrte.
Sie strebte schon längst, aus der schrecklichen Pein
die arme gefangene Maid zu befrei'n.

Und als der Abend niederſank,
auf Berg und Thal und Wieſe,
da ſtahl ſie aus des Schergen Schrank
die Schlüſſel zum Verließe,
und ſchlich ſich, damit es ja Niemand gewahrt,
gar ſtill in den Kerker zu Irmengard,

Und ſtärket ſie mit Brot und Wein,
und löſet ihre Ketten:
„Folg mir! Schon bricht die Nacht herein!
Ich komme, dich zu retten!“
Drauf führt ſie an's Burgthor ſie leiſe hinan,
da ſprengte der Junker den Berg heran.

Wie der die Fliehende gewahrt,
gibt er dem Gaul die Sporen;
zurück wohl flüchtet Irmengard,
doch ach, ſie iſt verloren.
Kein and're Thor führte hinunter vom Schloß,
durch das Eine einſprengte der tobende Troß.

Da ſchwankt ſie auf dem Felſenſteig
bis hin zur äußern Mauer,
erklimmt ſie glücklich, doch zugleich
erfaßt ſie Todesſchauer;
denn vorwärts gähnt ſie der Abgrund an,
und hinter ihr ſtürmet der Junker heran.

Doch raſch entſchließt ſie ſich und ruft:
„Hilf Jeſu!“ und hinunter
in die unabſehbar tiefe Kluft
ſpringt ſie, und, Gott thut Wunder,
kommt glücklich zu ſteh'n auf ein Felſenſtück,
und betet und blickt nach der Höhe zurück,

Und ſpringt getroſt von Stein zu Stein,
bis ſie dem Blick entſchwunden;
der Junker ſchaute müßig drein,
und ſtierte ſtarr nach unten,
als vermöcht' er das Wunder nicht recht zu verſteh'n,
und fröhlich hat Niemand ihn fürder geſeh'n *).

Anmerkungen.

1) Seit 1319 gehörte das Schloß den Herzog Heinrich von Jauer, der es einem Schirmvoigte übergab. Am 8. December 1343 nahm es aber der Herr von Michelsberg mit Sturm und machte es zum Schauplatz der ärgsten Greuel, wobei der Junker von Tollenstein sein treuer Gehülfe war.

2) Gaden, sonst s. v. a. Zimmer, Gemach, Schlafgemach.

3) Ueber diese Sage vergl. C. Eschke's: Der Oybin und seine Ruine, S. 64. Wunderbar ist es, daß sich die hier erzählte Sage verbreitet hat, da doch die Chroniken den Namen Jungfernsprung durch folgende geschichtliche Thatsache genugsam erklären. Am 24. Juni 1601, heißt es in den Chroniken, besuchte ein Mädchen aus Zittau mit mehreren Freundinnen den Oybin, und wettete im jugendlichen Muthwillen, die Felskluft leicht überspringen zu können. Sie glitt aus und sank in die Tiefe, kam aber doch wohlbehalten unten auf einen Felsenvorsprung zu stehen, indem sie ihr, zu jener Zeit gewöhnlicher Reifrock, wie ein Fallschirm, ganz sanft niedergleiten ließ.

7.

Die Irrlichter am Grundtümpel

bei

Wildenau.

Wildenau, Dorf im Amte Grünhain, östlich von Schwarzenberg, am rechten Ufer der Pöhl, die am untern Ende des Dorfes in's Schwarzwasser fließt. In der Pöhl ist der sogenannte Grundtümpel an den Pfeilhammerwiesen, wo das Wasser immer wirbelt und unzählige Irrlichter sich sehen lassen, so daß sich diese Sage, deren Zeit und etwaige geschichtliche Grundlage übrigens keineswegs zu bestimmen ist, leicht erklären läßt.

Ein kleines Fiſcherhüttchen ſtand
vor alten grauen Zeiten
hart an der Pöhl beblümtem Rand,
umgrünt von Silberweiden.
Drin blüht' dem Fiſcher Kilian
die einz'ge Tochter ſtill heran,
friſch wie die Roſ' am Stengel,
und hold und ſanft wie Engel.

Sie war die Schönſte weit und breit,
ein Kind von ſiebzehn Jahren.
Wohl wußte ſie vor Eitelkeit
der Alte zu bewahren;
Doch junger Liebe ſtille Gluth
lacht jeder Aufſicht, jeder Huth.
Gertrudens Herzchen brannte,
eh' es der Vater ahnte.

Der war nicht mürriſch, ja ſogar
ein Freund von Jugendfreuden,
drum oft in ſeinem Stübchen war
ein Schwarm von jungen Leuten.

Die kamen mit dem Abendthau
herüber all von Wildenau;
dem ſchönſten unter ihnen
war Trudchen ſchön geſchienen.

Auch Berthold von Gertruden war
vor allen gern geſehen,
ſie ſchienen beide wunderbar
einander zu verſtehen.
Ihr Lieben war ein Blick, ein Gruß,
ein Händedruck, im Spiel ein Kuß,
doch mußten oft die beiden
vom Scherz der Andern leiden.

Die heilige Andreasnacht
ſank auf die Fluren nieder,
der Winter zog heran mit Macht
in ſchneeigem Gefieder;
da ſaß im Stübchen, traulich warm,
der jungen Leute froher Schwarm,
die Burſchen ſchnitzten Kannen,
indeß die Dirnen ſpannen.

Zuletzt ſprach Vater Kilian,
den Pfeifenſtumpf im Munde:
„Ich dächt', ihr hättet gnug gethan,
's iſt in der zehnten Stunde.
Heut' iſt der Tag der Zauberei,
Erbſchlüſſel her und Zinn und Blei,
auf daß die Mädel ſehen,
mit wem zur Trau ſie gehen."

Der Alte sprach's. Da ruhten rasch
die Messer und die Rocken,
Gertrude holte einen Asch
und alte Leuchterbrocken.
Bald schmolz das zauberkräft'ge Blei
im Löffel an der Lamp' entzwei,
und wurde durch den Schlüssel
gegossen in die Schüssel.

Jedwede goß sich einen Mann,
die einen schlanken Steiger,
die einen dicken Zimmermann,
die einen krummen Geiger.
Natürlich that die Einbildung
das Meiste bei der Auslegung;
nur Trudchen brauchte leider
nicht diese erst zum Deuter.

Sie kam, die letzte, an die Reih';
da schäkerten die Andern:
„Berthold, jetzt mußt du mit dem Blei
stracks in die Schüssel wandern!"
„Na," lachte Trudchen, „seyd doch still,
und schaut, was ich mir gießen will;
das Blei ist nur zu wenig,
sonst göß' ich einen König."

Sie goß — Was ist das? Ach, o weh!
Es zischte aus der Schüssel
ein blaues Flämmchen in die Höh,
vom Blute troff der Schlüssel.

Bestürzt fuhr rings die Schaar zurück:
„Das deutet Tod und Mißgeschick!“
Das Lachen und das Necken
ward jach zu Angst und Schrecken.

Der Löffel mit dem Zauberblei
entstürzte Trudchens Händen.
„Weiß Gott, wie nur die Gießerei
so traurig konnte enden!“
so sprach der alte Kilian,
„nun, nehmt's euch nur nicht gar so an!
Wer weiß, welch schädlich Wesen
in euerm Blei gewesen.“

„So lang ihr fromm und ehrbar seyd,
kann euch kein Teufel schaden,
bleibt bei der Tugend jederzeit,
so seyd ihr gut berathen.
Jetzt aber laßt das Trauern seyn,
und tanzt einmal den Ringelreihn!“
Der Alte sprach's. Sie thaten
geschwind, was er gerathen.

Allmählig war beim Ringeltanz
die Bangigkeit verschwunden,
die Freude hatte endlich ganz
sich wieder eingefunden.
Da sprach Bertholdens Schwester: Heut
giebt uns die Geisterwelt Bescheid!
Laßt uns nach Reisern gehen,
die an dem Wasser stehen!

„Ei ja!“ Die Andern ſtimmten bei:
„Und wenn die Knoſpen blühen,
da wird kein Freier ungetreu
dereinſtens von uns fliehen.
Nur daß Niemand ein Wörtchen ſpricht,
ſonſt hilft uns Sanct Andreas nicht.
Komm, Trudchen! In den Gerten
wird dir mehr Hoffnung werden!“

Doch Trudchen wollte nicht mit fort,
ihr war's ſo angſt und bange,
ſie gaben ihr manch gutes Wort,
doch ſträubte ſie ſich lange,
bis denn zuletzt der Vater ſpricht:
„Geh, Trudchen, mit, und furcht' dich nicht,
was mit dir ſoll geſchehen,
dem kannſt du nicht entgehen.“

Drauf ſchlichen all ſie zum Geſträuch
gar ſtill und ſtumm und leiſe,
und Jede brach ſich ihren Zweig,
umglaſt von ſprödem Eiſe.
Jetzt kam auch Trudchen an die Reih':
— „Hilf, Jeſu Chriſt, und ſieh mir bei!“ —
Ein Nix, ach! zog Gertruden
hinunter in die Fluthen. —

Zwei Spannen nur vom Waſſer ſtand
der Zweig, den ſie ſich knickte,
kein Wunder, daß der Nixenhand
der Raub der Dirne glückte.

Der böſe Nix, der ſie gerzubt,
trug eine Krone auf dem Haupt,
blau war er wie die Schlehe
vom Kopfe bis zur Zehe.

Woher er kam, man wußt' es nicht,
ſo ſchnell war er gekommen,
ſonſt hätten wohl den argen Wicht
die Burſchen feſtgenommen.
So aber ſtanden ſie verblüfft,
wie wenn der Donner einen trifft;
ſchon bargen ſeit Minuten
den böſen Nix die Fluthen.

Sie ſah'n erſchreckt einander an,
und rangen ihre Hände:
„Hilf Gott! Erfährt das Kilian,
das iſt des Alten Ende."
Sie riefen laut, ſie klagten ſchwer
am Ufer hin, am Ufer her,
doch ach, der Wellen Dröhnen
ſchien ihrem Ruf zu höhnen.

Und Berthold warf verzweiflungsvoll
ſich nieder auf die Erden:
„Herr Gott du droben, warum ſoll
ich ſo gezüchtigt werden?
Hab' ich, hat ſie, hat Kilian,
wer hat ſo Gräßliches gethan,
daß du an unſern Leiden
willſt deine Augen weiden?"

Er ſchlug ſich wüthend vor die Stirn,
zerraufte ſich die Haare:
„Zerſchmettern will ich mir das Hirn,
zerſchmettern am Altare.
Ha, oder ſtürzen mich in's Grab,
hier in den kalten Fluß hinab,
vielleicht ſeh' ich Gertruden
tief unten in den Fluthen."

„Wer will, des Schickſals Narr zu ſeyn,
ſagt an, wer will mich zwingen?"
So wüthet er, und will hinein
in's tiefſte Waſſer ſpringen.
Die Andern halten ihn mit Kraft,
wie ſie Verzweiflung ihnen ſchafft,
und zieh'n im raſchen Schritte
ihn zu des Alten Hütte.

Und Berthold bleibt ſtarrtrotzig ſtehn,
und krampft die Hand, und jammert:
„Bin ich wahnſinnig? Laßt mich gehn!
Was habt ihr mich umklammert?"
Ihm bringt in der Verzweifelung
ein Thränenſtrom Erleichterung,
er weint: „Wo iſt mein Lieben,
wo iſt's ſo plötzlich blieben?"

Und wie ſie drauf dem Hüttchen nahn,
bleibt Berthold wieder ſtehen:
„Sagt, wer von euch will uns voran
als Unglücksbote gehen?"

Da ſtehn ſie tief betroffen ſtill,
das Unglück keines künden will;
es möchte wohl der Schrecken
den Alten niederſtrecken.

Sie ſtehen eine lange Zeit.
„Was ſoll, das muß geſchehen!
Kommt, ſtillt die Thränen, bergt das L
ich will voran euch gehen!“
ſo redet mit erzwungner Ruh
den Andern Berthold jammernd zu,
und tritt mit ſchwankem Schritte
zum Alten in die Hütte.

Weh, was wird Vater Kilian
zu dem Berichte ſagen?
Scheu ſah die Schluchzenden er an,
und wagte nicht zu fragen,
bis daß er, ha, ſein Kind vermißt:
„Gertrude? Sagt, was mit ihr iſt?“
Doch keines will es wagen,
die Wahrheit ihm zu ſagen.

„Wo iſt mein Kind? Sprecht, wo ſie i
Wagt nicht, mich zu bethören.“
Da ſpricht Berthold: „Hilf Jeſu Chriſt
Ihr müßt's doch einmal hören.
Eu'r Kind — 's wird wohl verloren ſeyn,
ein Nixenkönig zog's hinein.“
Stracks ſtürzte ohne Oden
der Alte todt zu Boden.

Sie ſprangen zu. Ihr Schmerz war groß.
Sie trugen ihn in's Bette.
O Tod, wie machſt du ſchonungslos
das Haus zur Leichenſtätte! —
Sie ſchlichen durch den Morgenthau
des Leides voll nach Wildenau,
und nach drei Tagen haben
den Alten ſie begraben.

Verſtummt war Lachen, Luſt und Scherz
nun in der Fiſcherhütte,
und Berthold lenkt in ſtillem Schmerz
all Nacht zu ihr die Schritte,
Er ſchleicht einher, vom Gram gebückt,
und ſteht am Ufer ſtill, und blickt
zum Himmel, ringt die Hände,
und weinet ohne Ende.

Und ſteht und harrt bis Mitternacht,
dann ſieht er ha, Gertruden
in waſſerblauer Nixentracht
auftauchen aus den Fluthen,
die Wangen fahl und leichenblaß,
die Wimpern ach, von Thränen naß;
ſie breitet voll Verlangen
die Arm', ihn zu empfangen.

Sie ſingt, ihm dringt's durch Mark und Bein,
ſie ſingt in ſchlichten Weiſen:
„Geduld, Geduld! Ich bin ja dein,
nichts kann dich mir entreißen.

Geduld, Geduld! Bin deine Braut,
ein Jahr, dann werden wir getraut,
dann bin dem Nixenkönig
ich nimmer unterthänig."

Sie wirft ihm feur'ge Küſſe zu,
die leuchten wie die Sterne,
doch ach, es weht ſie all' im Nu
der Wind weit in die Ferne.
Er haſcht das Ufer ab und an,
ohn' daß er einen fangen kann,
er muß das ſüße Küſſen,
das ſüß' Umarmen miſſen.

Allnächtlich kehrt er zu dem Strand,
die bleiche Braut zu ſehen,
die Küſſe fliegen weit in's Land
im neid'ſchen Windeswehen.
Wie lacht ihm aus der Fluth der Tod
ſo hold entgegen in der Noth,
doch fühlt er ſich gehalten
von geiſtiſchen Gewalten.

Er blich dem Grabe zu mit Macht
hohl wurden ſeine Wangen,
da rief ihn die Andreasnacht,
die Liebſte zu empfangen.
Er kommt zum Ufer, und erſchrickt,
als er Gertrudens Leich' erblickt.
Halb überſchwemmt vom Sande
lag ſie hart an dem Strande.

Er kniet nieder neben ihr,
und fleht mit brünſt'gem Herzen:
„Herr, du mein Gott, nun gieb auch mir
das Ende meiner Schmerzen!"
Er betet lang, er weint ſich ſatt,
und ſinkt dahin, vom Jammern matt;
der Morgen ſah dort oben
die Beiden ſich verloben. —

Die kleine Fiſcherhütte ſchwand
ſeit vielen vielen Jahren
vom grünumlaubten Uferrand,
wo ſie nach Reifern waren;
vermorſcht im finſtern Kämmerlein
iſt längſt der Liebenden Gebein;
nur Trudchens Küſſe ſchimmern
noch mit unſtetem Flimmern.

Sie löſcht kein Regen, löſcht kein Thau,
ſie hüpfen vom Geſtade
herüber über Feld und Au,
zickzack auf luft'gem Pfade.
Sie lockten Manchen querfeldein,
der ſie, weil ihr unſichrer Schein
bald hier, bald dorten brannte,
aus Rach' Irrlichter nannte.

Und wo der Nix die Dirne ſtahl,
iſt's Waſſer grundlos worden,
es dreh'n die Wellen ohne Zahl
im wilden Wirbel dorten.

Der Wirbel zerret Kahn und Floß
hinunter in das Nixenſchloß,
drum nennen ihn die Leute
Grundtümpel noch bis heute.

8.

Burggraf Jeschke

von

Dohna.

Die Burg Dohna, jetzt in Trümmern, im Amte P
an der Müglitz, wurde wahrscheinlich schon im 10. Jahr
dert gebaut. Die Burggrafen von Dohna waren meist
deluſtige und räuberiſche Geſellen; daher der frühe Ruin
Burg. Die hier erzählte, meiſt geſchichtliche Begebenheit,
in die Jahre 1401, 1402 und die dritte Abtheilung derſ
etwa 1415.

1.

Wie ſtrömt es nach Dresden von nah und von fern!
Was fahren die Frauen? Was reiten die Herrn?
Von Golde umblitzt, von Rubinen umflammt,
mit Spangen und Bändern, in Seide und Sammt!

Zum Adeltanz [1]) kommen von nah und von fern
aufs Dresdener Rathhaus die Frauen und Herrn;
dort führen ſie luſtig nach fürſtlichem Mahl
den Reigen im feſtlich erleuchteten Saal.

Wie glühen die Wangen vom Feuer der Luſt,
wie funkeln die Augen, wie woget die Bruſt!
Wie reitzend die Frauen, wie artig die Herrn,
ſo einig in Ehren, vom Argen ſo fern!

Wer iſt dort die Schönſte der Schönen im Saal?
Die blonde Mathilde, des Rützſchels [2]) Gemahl,
ſo üppig vom Scheitel bis nieder zur Zeh,
die Wangen wie Roſen, die Stirne wie Schnee.

Und der Schönſte der Ritter, wer mag es wohl ſeyn?
Graf Jeſchke von Dohna, ſo tapfer wie fein.
Wie männlich ſein Antlitz, die Locken ſo lang,
wie feurig die Augen, ſo fürſtlich ſein Gang!

Doch ziert auch Mathilden der reitzendſte Leib,
ſie iſt doch im Herzen kein biederes Weib,
und iſt auch Graf Jeſchke der reitzendſte Mann,
ſo ſieht doch kein ehrſames Mädchen ihn an.

Mathilden ja fehlet die weibliche Scheu,
und achtet ſie wenig der eh'lichen Treu.
Graf Jeſchke auch haſchet auf fremden Geheg
manch Täubchen zur Frohne der Lüſte ſich weg.

Der Herr paßt zum Weibchen, das Weibchen zum Herrn,
und Gleiches zu Gleichem geſellet ſich gern.
Wie koſ't mit Mathilden der Graf ſo vertraut
und eifrig, als hätt' er ſie eben zur Braut!

Wie ſchmiegen ſie ſich an einander ſo eng,
wie küßt er ſie heiß in der Tänzer Gedräng!
Komm, armer betrogener Gatte, und treib
den Lüſtling zu Schranken, und ſtrafe dein Weib!

Wohl ſieht es Herr Rützſchel, wohl faßt ihn die Wuth,
doch er hat nicht den teutſchen, gradſinnigen Muth.
Er ſtellet dem tanzenden Grafen ein Bein —
pfui! hämiſche Rache ſteht Rittern nicht fein!

Vom Falle rafft Jeſchke ſich eilends empor,
und faſſet Herr Rützſcheln ingrimmig am Ohr,
und ſpeit ihm ins Antlitz: „Du ehrloſer Wicht!“
und ſchlägt ihm die Fauſt in das bleiche Geſicht.

Zuſpringen die Ritter, es flüchten die Frauen,
Mathilde entweichet voll Zittern und Grauen.
Ihr folget Graf Jeſchke, und führt ſie zu Roß
bei Nacht und bei Nebel aufs Dohniſche Schloß.

2.

„Was Prieſter, was Ehre? Ich liebe dich ja!
Was willſt du noch weiter verlangen?
Iſt dir denn, ſüß Liebchen, ſeitdem ich dich ſah,
ein einzig Vergnügen entgangen?
Was geht uns, ſag an, dein armſeligen Mann,
der Bube, ſag an doch, was geht er uns an?"

„Komm, Liebchen! Dir wird es hier auſſen zu kühl!
Horch, wie ſie ſich zanken im Garten;
gewiß ſind die Vettern ſchon wieder beim Spiel
mit dem Bruder in Hader gerathen."
Drauf führte Graf Jeſchke mit lüſternem Blick
Mathilden vom Garten zum Schloſſe zurück.

Jeſchkens Bruder und Vettern, Maul, Hund
drei wilde, unbänd'ge Geſellen,
erwarteten lange die Buhlerin ſchon,
daß ſie möchte ein Urtheil fällen
Sie ſollte nur ſagen ein Ja oder Nein,
ſo würde der Zweifel beſchwichtiget ſein.

Mathilde, nicht wissend, was, wie und wozu,
entscheidet mit raschem Bejahen.
„Nun gut denn! — ruft Heide — so soll er im Nu
das Absageschreiben empfahen."
Früh, als es im Morgen ein wenig tagt,
der Bote damit zum Markgraf jagt.

Der Markgraf *) hatte Graf Jeschken gedroht,
er wolle es fürchterlich rächen,
wenn solcher sich fürder nach seinem Gebot
nicht würde der Fehden entbrechen,
die er und die Grafen, Maul, Heide und John,
mit Rützscheln geführet seit Monaten schon.

Das verdroß die von Dohna, das trieb sie dazu,
mit dem Markgraf die Fehde zu wagen.
Sie harrten im Schlosse in sicherer Ruh,
daß er käme mit ihnen zu schlagen,
harren nicht lang; in der siebenten Nacht
Wohl [illegible] Markgraf vor Dohna mit reisiger Macht.
doch er hat
Er stellet der wie funkeln im Morgenroth,
pfui! hämisch in die Schwerter und Speere!
Vom Falle ra[illegible]e Kolben und Aexte den Tod!
und fasset Her[illegible] es im feindlichen Heere!
und speit ihm markgräflichen Schaaren so dicht!
und schlägt ih[illegible]en von Dohna schreckt das nicht.

Schon raſſelt die Brück' an den Ketten herab,
sie donnert vom Hufſchlag der Roſſe,
und die Fähnlein, ſie ziehen ſo muthig hinab,
und halten nicht fern vom Schloſſe.
Der Feind rückt heran, es erhebt ſich die Schlacht;
der Markgraf gewinnet die Uebermacht.

Die Mitternacht deckte den blutigen Plan,
da wichen die gräflichen Streiter.
Wie drängen ſich flüchtig die Schützen hinan,
wie ſprengen zum Schloſſe die Reiter!
Graf Jeſchke, der letzte, in gräßlicher Wuth:
„Die Schlacht verloren! — Das fordert ihr Blut!"

Und als er die Uebriggebliebenen zählt,
und findet ſo Viele nicht wieder,
und wie Graf Maul und Graf Heide fehlt,
da ſtürzt er vor Jammer nieder.
Drauf rafft er ſich auf in entſetzlicher Wuth:
„Die Beſten erſchlagen! Das fordert ihr Blut!"

Und rennt zu Mathilden: „Du ſcheußliches Weib,
gieb den Bruder, den Vetter mir wieder!
Du rietheſt zur Fehde, unſinniges Weib!"
und er ſtößt mit dem Schwerte ſie nieder.
Da ſchmettern Trompeten und Hörner vorm Schloß,
anrücket der ſiegreiche feindliche Troß.

Sie ſtürmen gewaltig, ſie brechen herein,
rechts, links, von vorne und hinten,
und drängen in Säle und Zimmer hinein,
die Grafen lebendig zu finden.
Doch, gefallen ins eigene Schwert, lag John
todt drinnen, und Jeſchke — war glücklich entflohn *).

3.

Im Hohlweg bei Ofen im Ungarland,
da lauern drei ſchwarze Geſtalten,
und ein Wagen fährt nieder am Waldesrand,
zum Brechen belaſtet und dreifach beſpannt,
und muß im Hohlwege halten.
Da ſpringen die Dreie wie Luchſe hervor,
und jach zu dem Sitze des Fuhrmanns empor,
und dolchen ihn nieder, und werfen ihn drauf
ins Dickicht, und ſetzen ſich ſelber hinauf,
und fahren von dannen, und lenken gar bald
das geraubte Geſpann in den ſchwärzeſten Wald. —

Drei Monden darauf durch den Hohlweg fährt
ein anderer, leichterer Wagen,
den ziehet ein ſchwarzes, rautiges Pferd;
drin ſitzen die Dreie, tief in ſich gekehrt,
kein Wörtlein hört man ſie ſagen.

Vorn reiten drei Reiter und hinten drei,
zur Rechten und Linken je zwei und zwei.
Sie reiten ſo ernſt, ſie reiten ſo ſtumm,
nur einer lugt oft nach dem Wagen ſich um.
Der hat in den Händen ein blinkendes Schwert,
und roth iſt ſein Wamms, und ein Rappen ſein Pferd.

Wo wollen die hin? Was reden ſie nicht;
Was ſind ſie ſo düſter und ſinnig?
Sie fahren und reiten zu blutiger Pflicht,
ſie reiten und fahren zum Hochgericht,
drum ſind ſie ſo düſter und ſinnig.
Sie kommen zur Stelle. Der Rothe zerbricht
drei Schwerter, und nagelt ans Hochgericht
drei adlige Wappen. Drauf ſchwingt er ſein Schwert,
daß es ſauſend die Hälſe der Räuber durchfährt.
Die Geköpften ſind Ritter aus fernem Land,
der Letzte — Graf Jeſchke von Dohna genannt.

Anmerkungen.

1) Der Adelstanz wurde vom Markgrafen gewöhnlich um Martini auf dem Dresdner Rathhause zur Ergötzlichkeit seiner Vasallen gehalten. Der hier erwähnte am Martinustage des Jahres 1401.

2) Rützschel von Meusegast, oder nach andern Nachrichten Rudolph von Korbitz.

3) Der Markgraf Wilhelm der Einäugige war schon längst der Nachbarschaft der unruhigen Burggrafen von Dohna überdrüßig, zumal da sie treue Anhänger des Böhmischen Königs Wenzel waren, dem der Markgraf so gehässig war, daß er mit Friedrich dem Streitbaren den Gegenkaiser Ruprecht hatte wählen helfen.

4) Dies Alles geschah im Jahre 1402. Dohna ward geschleift, Jeschke war nach Weesenstein und dann nach Königstein geflüchtet, konnte sich aber auch hier nicht halten, und floh nach Ungarn.

Druck von J. H. Nagel in Leipzig.

9.

Das Goldschiffchen in der Kirche

zu

Ebersdorf.

In der Kirche zu Eberſdorf bei Chemnitz hängt ei
etwa 1 Elle langes Schiffchen von Holz, welches ehemal
mit Gold gefüllt war. Das Gold, ſo wie alle andere K
pitalien, welche ſich das Stift Eberſdorf, durch ſein im 1
und 15. Jahrhundert ſehr berühmtes und beſuchtes Mar
enbild erworben, hat die Lichtewalder Gutsherrſchaft a
ſich genommen, dagegen aber ſich zu allen Baulichkeiten d
Kirche zu Eberſdorf, ſo wie, ſollte ſie abbrennen, zu dere
Wiederaufbau aus eignen Mitteln, ohne Zuthun der G
meinde und des Kirchenärars, verpflichtet. Die Zeit na
ſtehender Begebenheit iſt nicht zu beſtimmen, vielleicht ſch
das 14. Jahrhundert.

Wohl gräßlich iſt des Feuers Wuth,
doch rettet aus ihr ſchnelle Flucht;
weh aber, wenn des Meeres Fluth
in Aufruhr ihre Opfer ſucht!
Es ſtrecket die Arme ſo fürchterlich weit,
und giebt zum Entrinnen nicht Raum noch Zeit.—

Das große, weite Mittelmeer
durchfurcht ein Schiff mit ſchnellem Kiel,
vom heil'gen Lande kommt es her,
Venedig iſt der Landung Ziel.
Wie ſchwellen die Segel vom Morgenwind,
wie rühren die Ruder ſich ſo geſchwind!

Die welſche Mannſchaft freute ſich,
daß ihre Fahrt ſo glücklich wär',
des Schiffes Hauptmann aber ſchlich
voll bangem Ernſt am Bord umher,
und ſprach zu den Leuten: „Seid rüſtig und wacht,
hart wird es hergehen in kommender Nacht!“

Kaum ſinkt der Abend auf das Meer,
da wird die Luft ſo ſchwül und lau,
und graue Wolken, regenſchwer,
umzieh'n des Himmels reines Blau,
und umlagern das Schiff wie ein drohender Wall,
als wollten ſie's fangen, all überall.

Des Meeres Vögel schaaren sich
und flattern ängstlich um den Mast,
dumpf rauscht die Fluth, und fürchterlich
entladet sich der Wolken Last.
Die Blitze zerreißen den Mantel der Nacht,
der Sturm erhebt sich und heult mit Macht.

Heisch durch des Wetters Toben dringt
des Hauptmanns ängstliches Gebot,
wie rafft die Mannschaft sich, wie springt,
wie müht sich Jeder in der Noth!
Wie beten sie laut! Der Sturmwind verweht,
als verschmäht' es der Himmel, der Schiffer Gebet.

Todtbleich auf dem Verdecke stand,
gleich einer geistlichen Gestalt,
ein Rittersmann aus Sachsenland,
der Junker Wolf von Liptenwald.
Er kehrte vom heiligen Lande zurück,
durch Narben gewürdigt fürs schönste Glück.

Er hatt' ein Lieb im Vaterland,
ein Fräulein, wunderhold und schön,
doch konnt' er Kunigundens Hand
von ihrem Vater nicht erflehn;
er solle, sprach dieser, zuvor noch zwei Jahr
sich rühmlich erproben in Kampf und Gefahr.

Der Junker, seinem Liebchen treu,
zog flugs in's heil'ge Land hinaus,
und als das zweite Jahr vorbei,

und er beſtanden manchen Strauß,
da ſchiff' er zur Rückkehr in Joppe ſich ein,
ach Jammer! ein Opfer der Wogen zu ſein.

Er ſtand todtbleich auf dem Verdeck.
Wie flog im Sturm ſo wild ſein Haar,
wie furchte ſeine Stirn der Schreck,
wie ſchlug ſein Herz in der Gefahr!
Er ſchaute voll Angſt in den Kampf der Natur,
dem Ritter nicht bangte, dem Liebenden nur.

Und wilder wird des Sturmes Wuth,
er wirft das Schiff hinauf hinab,
und wühlet Schlünde in die Fluth,
als grüb' er raſtlos Grab an Grab;
ihm leuchten die Blitze mit blendendem Schein,
verzweiflungsvoll blicken die Schiffer darein.

Der Ritter rang die Händ', und rief:
„So ſoll ich ſie nicht wiederſeh'n?
Nicht wiederſeh'n — und muß ich tief
hier in den Wellen untergeh'n!
Gott, Herrſcher im Himmel, das Meer iſt ja dein!
Gebiete den Fluthen! Erbarme dich mein!"

Und ſchonungsloſer toſt die Fluth,
das Schiff fliegt wie ein Federball,
geworfen von des Sturmes Wuth,
hinauf hinab im Wogenſchwall.
Der Sturm macht die Mühe der Schiffer zum Spott;
ſie befehlen müſſig die Seele zu Gott.

Der Ritter ſtürzt auf ſeine Knie:
„O heil'ge Jungfrau, deren Bild
in Ebersdorf oft mich und ſie
mit freud'ger Zuverſicht erfüllt!
Wir lagen andächtig vor deinem Altar:
ach, hilf mir, ach, rette mich aus der Gefahr!"

„Sie harrt — ſie harrt daheim auf mich,
und wird in Hoffnung glücklich ſeyn,
und ha, indeß bricht fürchterlich
des Schickſals Zorn auf mich herein.
O heil'ge Maria, erbarme dich mein!
was ich Köſtliches habe, ich will dir es weih'n."

„Ein Schiffchen, voll mit Gold gefüllt,
gelob' ich dir daheim zu weih'n,
und wüßt' ich, was dir theuer gilt,
es ſollte dir zu Eigen ſeyn.
Nur gönn' mir, du Hehre, mein einziges Glück,
und führ' mich zu meiner Verlobten zurück!"

Der Ritter ruft's ſo inniglich,
ſein Auge glänzet thränenfeucht —
und ſieh, die Wolken klären ſich,
die Fluth wird ſtill, der Sturmwind ſchweigt,
und in den gelüfteten Wolken erglänzt
die Scheibe des Mondes, mit Sternen umkränzt.

Wie weht ſo ſanft der Morgenwind,
wie freuen ſich die Schiffer ſehr,
wie fliegt das Schiff ſo pfeilgeſchwind

und ſicher durch das glatte Meer!
Was innige Liebe verzweifelt begehrt,
die heilige Jungfrau hat's gnädig erhört.

Nach ſieben Tagen lief das Schiff
im Hafen von Venedig ein,
und immer mächtiger ergriff
den Ritter Wolf der Liebe Pein;
er kaufte ein wackres arabiſches Roß,
das eilends Ihn trüge zum heimiſchen Schloß.

Und als er glücklich heimgekehrt,
da grüßt ihn treuer Liebe Gruß,
ſein hocherfreuter Schwäher wehrt
ihm nicht mehr Kunigundens Kuß,
und giebt gern den Bitten der Liebenden nach,
und beraumet zur Hochzeit den zwanzigſten Tag.

Wolf aber, dem Gelübde treu,
das er der heil'gen Jungfrau that,
ſchafft freudig alles Gold herbei,
das er in ſeinen Säckeln hat,
läßt bauen vom Bildner für reichlichen Sold
ein ſauberes Schiffchen, und füllt es mit Gold.

Drauf als die zwanzig Tage voll,
und freudighell das Traugeläut
von Ebersdorf herüber ſcholl,
da eilte Wolf im Feierkleid
zur Trau, an der Rechten ſein Liebchen hold,
in der Linken das koſtbare Schiffchen voll Gold.

Und eh' die Weihe noch beginnt,
da kniet er betend am Altar,
vom Aug' ihm eine Thräne rinnt,
ſtillſchaudernd denkt er der Gefahr,
und ſchweigend legt er mit frommen Sinn
das Kleinod am Fuße des Altars hin.

Der Prieſter weiht die Beiden ein,
und ſpricht bewegt: „Nicht all das Gold,
der chriſtlich fromme Sinn allein
macht euch die Benedeite hold!
Das Schiffchen, es zeige den Pilgern fortan
die mächtige Hülfe der Heiligen an!“

10.

Die Entstehung

von

Schöneck.

Schöneck, ein sogenanntes Freistädtchen im voigtländischen Amte Voigtsberg, ist der höchstgelegene Ort des voigtländischen Kreises. Nachstehende Erzählung, obgleich eben nicht unwahrscheinlich, ist doch wohl eine später gedichtete Erklärung des Namens Schöneck, den übrigens die rauhe, wilde Gegend wohl blos der Aussicht wegen verdienen möchte. Schöneck ward vermuthlich im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts gegründet.

Der Landvoigt Heinrich [1]) reitet
früh morgens in den Wald,
laut klaffen ſeine Rüden,
ſein ſilbern Hieſhorn ſchallt.

Er ſprenget dem Gefolge
ein fein Stück Wegs voraus,
da ſtöbern ſeine Rüden
ein Bärenlager aus.

Wild ſtürzt heran die Bärin,
anhält der Voigt ſein Roß,
und ſchießt nach ihr den Bolzen,
doch fehl geht ſein Geſchoß.

Raſch aus der goldnen Scheide
reißt er ſein blankes Schwert,
das ihm im Schimpfturniere
die Kaiſerin verehrt.

Schon iſt die Bärin nahe!
Er hetzt die Rüden an,
die packen jach im Nacken
das Thier mit ſcharfem Zahn.

Die Bärin brüllt vor Schmerzen,
und reißt ſich wüthend los,
und haut die ſcharfen Tatzen
tief in des Ritters Roß.

Der Landvoigt iſt verloren!
Zu Boden ſtürzt ſein Roß,
das Schwert iſt ihm zerbrochen,
und fern der Jäger Troß!

Da läuft mit ſeinem Schürbaum
ein Köhlerbub' daher,
ſo keck, als ob die Bärin
ein duldig Lämmlein wär'.

Schon hat der Bärin Tatze
des Voigtes Arm gefaßt,
da knickte ihren Nacken
des ſtarken Schürbaums Laſt.

Drauf zieht der Köhlerbube
ſein Meſſer vor, und ſtößt
es in des Thieres Gurgel:
„Herr Voigt, ihr ſeid erlöſt!“ *)

Da ſpricht der Voigt: „„Mein Retter,
ſag an, was forderſt du
zum Dank? Ich war des Todes,
kamſt du nicht noch dazu!““

„Ko ſei! — ſpricht drauf der Köhler —
no, ſäht, i hoo ſchú ſoot,
wänn ihr für mi á Plätzle
zu á klá Haisle hoot.“

„I hoo á Schotz. Mei Vooter,
der läßt mer ſe nett nämm;
doos iß móch miſeroblig,
u dárf o nett á hämm.“

„I möcht' mer'n Haisle bae
für mi u meinen Schotz,
núr ho i no ká Spánle,
ká Holz u a ká Plotz.“

Der Landvolgt lächelt freundlich:
„„Fehlt dir nichts, als ein Haus,
ſo ſuch' in meinem Lande
dir ſelbſt ein Plätzchen aus.

Holz nimm dir aus dem Walde,
dem du am nächſten biſt,
auch Steine magſt du brechen,
ſo viel dir nöthig iſt.

Und wenn von meinen Leuten
dir's etwa Jemand wehrt,
zeig' ihnen dieſes Ringlein
und dies zerbrochne Schwert.““

Er gab ihm Schwert und Ringlein,
der Köhler dankte ſchön,
und lief zu ſeiner Liebſten,
ſtraks an das Werk zu gehn.

Die Dirne ſchürzt' ſich eilends
auf ſolche ſeine Mähr,
und zog mit ihm gar luſtig
im Lande lang umher.

Nach jeder Himmelsgegend
durchzog das junge Paar
die Gauen, ohne daß noch
ein Platz gefunden war.

Der Köhler rief wohl öfters:
„O Geſes, do is fei!"
Doch immer ſprach die Dirne:
„„Sih wögk, wos fallt dir ei?"" *)

Und was der Köhler ſagte,
die Maid beſchwatzte ihn,
und wider Willen mußt' er
ſtets mit ihr weiter zieh'n.

So kamen ſie denn endlich
auf eine Bergeshöh'
mit Wäldern und mit Wieſen,
da rief die Maid: „„O je!

Doos is á gor ſchú Eckel,
do ko mer weitaus ſcha',
dos is á gor ſchú Eckel,
do, du, do müſſ' mer ba'!"

Der Köh'er war's gewillig,
und fing flugs an zu bau'n,
und in dem nächſten Walde
die Stämme umzuhau'n.

Kam Einer von den Jägern,
der ihm darinnen wehrt',
dem zeigt' er flugs das Ringlein
und das zerbrochne Schwert.

Da zogen ſie die Hüte,
und ſagten mehr kein Wort,
und wünſchten ihm gut Leben,
und gingen ruhig fort.

Und als er war zu Stande
mit Zimmern und mit Bau'n,
da ließ er ſich vom Prieſter
mit ſeiner Liebſten trau'n.

Bald, als um jenes Häuschen
ein ganzer Ort entſtand,
ward, nach der Dirne Worten,
die Stadt Schöneck genannt.

Anmerkungen.

1) Landvoigt Heinrich. Die kaiserlichen Voigte, welche seit Ende des 10. oder Anfang des 11. Jahrhunderts über das, nach ihrer Würde benannte Voigtland erst auf Lebenszeit, bald aber erblich, herrschten, hiessen alle Heinrich Reuß. Da aber die Zeit der Entstehung Schönecks nicht genau zu bestimmen ist, so bleibt auch ungewiß, welcher von diesen Heinrichen hier zu verstehen sey, vielleicht Heinrich der Reiche, der Stammvater derer von Weida, welcher in Urkunden von 1140 bis 50 oft genannt wird.

2) Härr — ärlöst! In voigtländischer Mundart so viel, als: Herr Voigt, ihr seid erlöst!

3) Ko sei — kä Plotz. In voigtländ. Mundart s. v. a.: Kann seyn! Nun sehst, ich habe satt, wenn ihr für mich ein Plätzchen zu einem kleinen Häuschen habt. Ich habe einen Schatz. Mein Vater, der läßt mich sie nicht nehmen; das ist, mein' ich, ein Herzeleid, und ich darf auch nicht heim! Ich möchte mir ein Häuschen dann für mich und meinen Schatz, nur hab' ich noch kein Sträuchen, kein Holz und auch keinen Platz.

4) O Gefes — dir ei? voigtländ. s. v. a.: O Jesus, da ist fein (schön)! und: Geh weg, was fällt dir ein?

5) O je — mer da', voigtländ. s. v. a.: O je! Das ist ein gar schön Eckchen, da kann man weitaus schau'n, das ist ein gar schön Eckchen, da, da, da müssen wir bau'n!

11.

Der Nonnenstein

bei

Weissig.

Der Neunstein ist ein ganz eigenthümlich gestalteter Felsen, ähnlich einem aus mehrern Geschossen bestehenden Thurme, beim Dorfe Weißig, im Amte Pirna. Zeit und etwaige historische Grundlage dieser Sage ist unbestimmbar.

Donner rollten, Blitze zackten
blendend durch die schwarze Nacht,
grausenvolle Stürme packten
Baum und Strauch mit wilder Macht.
Aus dem finstern Wolken schossen
auf die körnerschwere Saat,
spitzen Pfeilen gleich, die Schloßen,
und bedeckten jeden Pfad.

Da im Wald irrt eine Dirne,
keines Zieles sich bewußt,
Todesschweiß auf ihrer Stirne,
Todesangst in ihrer Brust;
und der Sturm zerwühlt ohn' Ende
ihr das goldgelockte Haar,
und sie schluchzt und ringt die Hände,
jeder Hoffnung quitt und bar.

Denn es nagt an ihrem Herzen
sonder Rast ein gift'ger Wurm,
die Gewissensbisse schmerzen
herber als der Wettersturm.
Und sie ruft: „Ihr Elemente,
tödtet mich! Erbarmt euch mein!
Machet meiner Noth ein Ende,
und ein Ende meiner Pein!"

„Gebt den Tod, den Tod mir Armen,
da ich einmal ſtrafbar bin!“ —
Doch der Himmel hat Erbarmen
mit der reu'gen Sünderin.
Denn ein fernes Lichtchen blinket
aus dem Thal herauf zu ihr,
und ſie ſchleppt ſich hin, und klinket
ängſtlich harrend an der Thür.

Und ein Greis mit Silberlocken
öffnet ihr, und läßt ſie ein,
und betrachtet ſie erſchrocken
bei des Lämpchens düſterm Schein.
„Ha, ihr ſeyd — um Gottes Willen!
eine Nonn' im Ordenskleid! —
Weh euch, wehe, wenn im Stillen
ihr der Zell' entflohen ſeyd!“

Clara bebt, doch bald getroſter
hebt ſie an mit feſtem Ton:
„„Ja, das bin ich, meinem Kloſter
ſeit fünf Tagen nun entflohn.
Flucht mir nicht, ich will es büßen,
büßen ſchwer, ſo ſchwer ich kann,
ſeht mich hier, zu euern Füßen
fleh' ich um den Tod euch an!““ —

„Gottes Rache wird nicht ſchlafen!“
ſpricht der Greis, „früh oder ſpat
wird er die Verirrte ſtrafen,
ſtrafen dich für deine That.

Doch was flohſt du? O berichte
ſonder Falſch und ſonder Scheu
mir die traurige Geſchichte,
und was dir geſchehen ſey.

Clara trocknet ſich die Zähren
vom verbleichten Angeſicht,
und beginnt: „Ihr ſollt es hören,
und dann haltet ſtreng Gericht.
Eines frommen Mannes Erben
hab' ich, ſelbſt mir unbewußt,
um ein falſches Herz gegeben
und um trügeriſche Luſt!“

„Bin aus adligem Geblüte,
Böhmen iſt mein Heimathsland,
mancher Ritter warb ſich müde
um mein Herz und meine Hand.
Doch ſchon in dem Kindesbette
war dem Himmel ich getraut,
eines Kloſters heil'ge Stätte
nahm mich auf als Gottes Braut.“

„Und ſo lebte ich als Nonne
ſonder Harm und ſonder Arg,
bis ſich meines Glückes Sonne
plötzlich und auf immer barg.
Einſt am Sanct Urbanustage
klopft ein kranker Pilgersmann
unter lauter Schmerzensklage
an die Kloſterpforte an.“

„Gütig ward er aufgenommen,
und die greiſe Aebtiſſin
ließ mich, als die Jüngſte, kommen,
gab mich ihm zur Wärterin.
Manchen Tag am Krankenbette
hab' ich bei ihm zugebracht,
und an ſeiner Ruheſtätte
betend manche Nacht durchwacht!"

„Er genaß. Das Roth der Wangen
kehrte wieder, und ſein Blick
brannt' im feurigen Verlangen
nach der Liebe Luſt und Glück.
Einen ſchönern kann's nicht geben,
einen ſchönern nicht wie er!
Ohne ihn erſchien das Leben
mir gehaltlos, öd' und leer."

„Liebe trug ich ſtill im Herzen,
Liebe für den fremden Mann,
reich an Wonnen und an Schmerzen,
wie ein Herz nur lieben kann.
Und er las in meinen Augen,
ſchmeichelte und ſprach zu mir:
„Mägdlein, magſt hier wenig taugen!
biſt zu lieblich — geh' mit mir!" —

Leicht war ich zur Flucht beweglich,
traute ſeinem glatten Wort,
doch wie war die Flucht uns möglich? —
Ha, erſchreckt nicht! — nur durch Mord!

Denn der wackre Pförtner wachte
an der Pforte Tag und Nacht;
dieſem hab' ich — wie ich dachte,
einen Schlaftrunk — beigebracht."

„Saft aus ſilbernen Phiolen
gab der Pilger mir, und ſprach:
„Gieb ihm das im Wein verſtohlen;
tiefer Schlaf erfolgt danach!"
Und ich thats. Der Pförtner dankte,
als ich ihm den Becher bot,
trank ihn aus, und bebt', und wankte,
ſank zu Boden, und — war todt!" —

„Jammernd ſtürzt' ich auf die Leiche,
und der Pilger ſprang herbei:
„Hat's gewirkt? — Entweich, entweiche!
Liebſte, biſt nun vogelfrei;
haſt gemordet! Mir zu eigen
gabſt du dich durch dieſen Mord;
mußt nun, mußt mit mir entweichen,
raſch, Herzliebſte, auf und fort!""

„Und ich ſtand, wie ohne Leben,
ſtierte auf die Leiche hin:
„Gift, Gift haſt du mir gegeben?
machteſt mich zur Mörderin?
Unthier, fleuch aus dieſen Wänden,
fleuch aus dieſem heil'gen Haus!"
Und er zog mich bei den Händen
zu der Pforte mit hinaus."

„Morgenwärts nach dieſer Gegend
flohen wir den ganzen Tag,
bis ich matt und unvermögend
neben ihm zuſammenbrach.
Lüſtern hielt er mich umfangen,
widerſtehen konnt' ich nicht;
ſeinem ſündigen Verlangen
und der Liebe wich die Pflicht."

„O, er wußte mein Gewiſſen,
und mein letztes Widerſtehn
mit betrügeriſchen Küſſen
teufliſch zu beſchwichtigen.
Mörd'rin war ich ſchon geworden
durch die ſünd'ge Gluth für ihn;
nicht genug, ich wurde dorten
auch zur Ehebrecherin!" —

„An jedwedem Sinn durchdrungen
von der Angſt und böſen Luſt,
hatte mich der Schlaf bezwungen,
ohne daß ich's mir bewußt;
und, o Gott, als ich erwachte,
hatte mir der böſe Mann,
der mich zur Verbrechrin machte,
noch das Aergſte angethan."

„Ein Gehäng von Karniolen
und ein Kreuz von Chalceden,
hatt' er mir im Schlaf geſtohlen,
ach, und war damit entflohn.

Eins nur war mir noch geblieben,
gräßliche Erinnerung,
und für all mein treues Lieben
Reue und Verzweifelung."

„Aufgescheucht von meiner Sünde
irrt' ich sonder Ruh und Rast
durch die Wälder, durch die Gründe,
und das Leben ist mir Last.
So geschah es mit mir Armen,
seit ich meiner Zell' entwich.
Nun — ich fordre kein Erbarmen —
richte streng und tödte mich!"

Sprach's. Der Alte bebt zusammen:
„Ha, dir folgt dreifacher Fluch
auf den Fersen; dich verdammen
Meineid, Mord und Ehebruch! —
Doch wie du dich auch vergangen,
Gott wird dich dereinst dafür
vor den Richterstuhl belangen,
aber ich — verzeihe dir!"

„Will dich nicht von hinnen treiben,
meine Hütte ist zwar klein,
doch du magst schon bei mir bleiben,
und es wird zum Heil dir seyn."
So der fromme Greis. Stillweinend
nickt den Dank ihm Clara zu,
und er führt sie drauf gutmeinend
auf die Blätterstreu zur Ruh. —

Hoch im Mittag ſtand die Sonne,
längſt ſchon war der Alte wach,
da erwachte auch die Nonne
auf den Binſen allgemach:
„Süßer Traum! Die Leiden wälzen
ſich von meiner Bruſt hinweg!
Sprecht, Greis! Kennt ihr einen Felſen
himmelhoch und ohne Steg?“ —

Und verwundert ſpricht der Alte:
„Solchen Felſen kenn' ich wohl,
ſieh, dort ragt er aus dem Walde!
Aber ſage, was das ſoll? —
Ließ der Traum dir Gnade hoffen
o ſo gieb der Hoffnung Raum,
doch erzähle mir jetzt offen
und aufrichtig deinen Traum.“

Clara drauf: „Voll Angſt und Reue
irrt' ich durch den Wald, und ſchrie:
Gott im Himmel du, befreie
mich von meiner Laſt und Müh!
Nimm mir ab mein ſchweres Leiden,
nimm mir ab die Angſt und Pein!
Schluchzend rief ich's, und von weiten
nahte mir ein lichter Schein.

Näher kam's heran gezogen
über Haide, Sumpf und Moor,
viele tauſend Engel flogen
aus dem Lichtgewolk hervor.
Einer drauf im weißen Kleide
nahte mir, und fragte mich:
Was durchirrſt du Wald und Haide?
Und was weinſt du, Clara? Sprich! —

Seine Stimme klang so milde,
und ich faßte mir Vertraun,
ließ im ungeschminkten Bilde
meine Schuld ihn offen schaun.
Und er sprach: „Für deine Sünden
trägst du die gerechte Pein;
doch du wirst Vergebung finden,
und dein Gott wird dir verzeihn!

Folge mir, du Ungetreuer,
will dich führen einen Pfad,
dorten bete, dort bereue
rastlos deine Missethat!
Und er nimmt mich bei den Händen,
führt mich einen langen Steg
zwischen grausen Felsenwänden
über kahle Wacken weg.

Zitternd folg' ich. Wir erreichen
endlich einen freien Raum,
dort mit weitgespreizten Zweigen
stand ein alter Tannenbaum.
Dran, am Halse mein Geschmeide,
mit verzerrtem Angesicht,
hing, dem Rabenschwarm zur Beute,
der verruchte Bösewicht.

Und der Engel sprach: So richtet
Gott den Frevler. Schaue hin!
Ha, da stand ich wie vernichtet,
wie zermalmt an jedem Sinn.
Zittre nicht! Dein harrt die Gnade!
fuhr der Engel sanfter fort.
Siehst du abendwärts vom Pfade
jenen Felsenkegel dort? —

Auf des Felsen Scheitel führte
nie ein Weg; kein Sterblicher,
seit die Erde ist, berührte
diesen heil'gen Raum bisher.
Heilig ist er, unbetreten
von der argen Menschheit Tritt.
Bete dort, die Engel beten
alle brünstig für dich mit.

Wenn die Sonne niedergehet,
jeden Abend steig' hinan,
Gott, der auch dein Herz verstehet,
bricht zur Gnade dir die Bahn!
Drauf verschwand er. Ich erwachte.
Träume sind zwar eitler Schaum,
doch wen Kummer müde machte,
dem ist Labsal solch ein Traum."

Da, von heilger Scheu erfüllet,
blickt der Alte himmelan:
„Ha, im Traumgebild enthüllet
ihr der Himmel seinen Plan! —
Wie der Engel dir geheißen,
thue eifrig. Laß uns gehn;
will dir jenen Felsen weisen,
den im Traume du gesehn!"

Eng umzäunt von den Gehölzen
stand unendlich hoch und steil
der verhängnißvolle Felsen.
Hierher führt er sie in Eil'.
„Ja, er ist's, den ich im Traume,
just so, wie ich ihn gesehn;
laßt mich zu dem heil'gen Raume,
laßt mich, Vater, beten gehn!"

„Gott, du haſt mein Herz verſtanden,
brachſt zur Gnade mir die Bahn,
nahmſt aus Angſt und Sünd' und Schanden
gnädiglich mich wieder an.
Denn dein Sturmwind warf die Eiche
alſo an die Felſenhöh',
daß ich nun durch ihre Zweige,
Gott, zu dir zu beten geh'!"

Eine Eiche lag am Felſen,
reichte völlig bis hinan,
und, o Wunder, den Gehölzen
hat der Sturm ſonſt nichts gethan.
„Sieh, mein Kind — ſprach drob der Alte —
ſiehe Gottes Vorſehung;
dieſen Einen Baum im Walde
brach der Sturm — er war genung!" —

Jeden Abend, wenn die Sonne
in die Berge niedergeht,
ſteigt im Ordenskleid die Nonne
auf den Felſen zum Gebet,
wirft ſich vor dem Höchſten nieder:
„Gott, wie drückt die Schuld mich ſchwer!
Gott, mein Gott!" und kehret wieder
ruh'ger und getröſteter.

Und des Alten Auge thauet
freudvoll, wenn ſie wiederkehrt,
wenn er keine Thränen ſchauet,
keine Klagen fürder hört.
So vergingen zween Jahre,
und mit jedem Abendroth,
betete dort oben Clare
reuevoll zum lieben Gott. —

„Bleib ich heute auch zu lange,
guter Alter, zürnt euch nicht,
denn mir ahnt es, als verlange
mich der Himmel vor Gericht;
doch ich geh' auf guten Morgen!"
So die Nonne, und begehrt
knieend drauf des Greises Segen,
und empfängt ihn, geht, und kehrt —

Nie zurück! — Die Nacht sank nieder,
und der Mond ward hell und hoch,
Clara kehrte noch nicht wieder,
und der Alte harrte noch,
und die Sorge läßt ihm nimmer
und die Ahnung nimmer Ruh,
in des Mondes bleichem Schimmer
eilet er dem Felsen zu.

Und da sieht er an der Eiche
ihren Schleier aufgehängt,
und im Grase ihre Leiche,
roth mit Blute übersprengt.
„Ha, ihr Ahnen ward erfüllet!
seufzt der Greis im stillen Schmerz.
Ihre Leiden sind gestillet,
und geheilt ihr wundes Herz!"

Drauf trägt er sie heim zur Hütte,
gräbt ein Grab beim Mondenschein
in süßduft'ger Linden Mitte,
betet still und scharrt sie ein. —
Bald die Kunde davon schallte
flüchtig durch das Sachsenland,
und der Felsen in dem Walde
ward der Nonnenstein genannt.

12.

Das Trompeterschlößchen in Dresden.

Das Trompeterſchlößchen vor dem Seethore in Dresden iſt ein vielbeſuchtes, rühmlichſt bekanntes Gaſthaus. Die nachſtehende Sage fällt in die Mitte des 17. Jahrhunderts, bald nach dem dreißigjährigen Kriege.

In Dresden war ein ſtattlich Haus,
doch ging kein Menſch da ein und aus,
denn, hu! Niemanden litt es drin,
und zwang den Hausherrn auszuzieh'n.
Zum größten Glücke nun war das
ein Wirth, der noch ein Haus beſaß,
darin er nun ſeit einem Jahr
des Spukes will'n geflüchtet war.

Zwar litt er da auch keine Noth,
und aß wohl niemals trocken Brod,
doch war im Hauſe wenig Raum,
es faßte oft die Gäſte kaum
und dann, natürlich! wurmt' es ihn,
daß er nicht konnt' ins and're zieh'n,
und ſeufzend ſann er hin und her,
wie wohl der Spuk zu bannen wär'.

Er ſaß oft halbe Tage lang,
und las im Fauſt'ſchen Höllenzwang,
doch las er zehnmal auch das Buch,
ſo ward er doch daraus nicht klug,

und wenn ſein wäſſriger Verſtand
drin, wie der Rhein im Sand, verſchwand,
da hatt' er öfters kein Gehör
für alle ſeine Gäſte mehr.

Einſt ſaß er auch, feſt aufgeſtemmt,
bei ſeinem Buche, ſieh, da kömmt
ein bairiſcher Trompeter an,
der kaum vor Durſt noch giebſen kann,
und fordert eine Kanne Bier,
und Heu für's Pferd und Nachtquartier;
jedoch der Wirth hört nicht, und drob
wird Claus — ſo hieß der Baier — grob.

Das bringt den Wirth vom Buche auf,
er holt das Bier, und ſetzt ſich drauf
platſch! wieder hin, und lieſt, wie vor;
ſein Haarzopf ſträubt ſich ſtarr empor,
er ſummt und brummt, in ſich gekehrt,
ſein Angeſicht ſcheint hochgelehrt,
als fehlte ihm zur Quadratur
des Zirkels noch das Facit nur.

Lang ſchaut den wunderlichen Mann
gleichgültig der Trompeter an,
doch endlich platzt er laut heraus,
und ſchüttet ſich vor Lachen aus:
„Nein, ſagt mir nur, was leſ't ihr da
für eine Mordhiſtoria?
Es will mir ſcheinen faſt, verzeiht!
als wärt ihr nicht ſo recht geſcheidt."

Da legt der Wirth abseits das Buch,
und wischt den Schweiß sich mit dem Tuch,
und seufzt: „„Ach, bester Freund, ihr wißt
ja nicht, was mein Gebresten ist!
Ich habe noch ein andres Haus,
draus trieben mich Gespenster 'raus,
und gegen diese, seht, da soll
das Buch hier seyn von Mitteln voll.““

Claus hält vor Lachen sich den Bauch:
„O Jemine! Das glaubt ihr auch?
In eurem grauen Kopfe blos,
da ist vielleicht der Teufel los!
Gespenster! Ueber's dumme Zeug!
He, gelt, es rappelt halt mit euch!
Ein Schelm hat euch was weiß gemacht
und euch um euer Haus gebracht.“

Der Wirth schaut kläglich drein, und spricht:
„„Ach, lieber Gott, ach, frevelt nicht!
Wärt ihr nur Eine Nacht im Haus,
ihr kämt lebendig nicht heraus!
Ihr würdet für den Höllenreihn
ein recht gesundnes Fressen seyn!
Mein Seele! sie zerfetzten euch
in hunderttausend Stücken gleich!““

„Kreuz Schwedenland! Na, na, nur sacht!
— spricht jener wieder drauf, und lacht —
ich bleib' halt ganz, was wettet ihr?
Gebt mir ein gutes Fäßchen Bier,

ſo ſetz' ich mich heut Nacht allein
in das verherte Haus hinein,
und bleibt der Spuk nicht mäuschenſtill,
paßt auf, wie ich ihn batzen will!"

Da ſpricht der Wirth: „„Das geh' ich ein!
Das beſte Faß ſoll euer ſeyn,
wenn ihr allein die heut'ge Nacht
in meinem Hauſe zugebracht.
Doch ſeyd ihr drinnen erſt im Haus,
laß' ich vor Tag euch nicht heraus!
Nun, wie ihr wollt! Das Morgenroth
bringt Bier euch oder bittern Tod!""

Doch der Trompeter blieb dabei,
daß hier halt nichts zu wagen ſey,
und als der Seiger zehn Uhr ſchlug,
da nahm er einen vollen Krug,
und die Latern' und Licht dazu,
und wünſcht' dem Wirthe gute Ruh,
und ging in das verwünſchte Haus,
und kor ſich drin ein Plätzchen aus.

Im erſten Stockwerk war ein Saal,
und dran ein Erker, kurz und ſchmal,
der ſcheint ihm gut; er ſetzt ſich drin,
rückt' noch ein Tiſchchen vor ſich hin,
ſtellt die Laterne und den Krug
mitſamt dem Pallaſch, den er trug,
ſich hübſch zur Hand, und dachte nun
die Nacht hindurch recht ſanft zu ruh'n.

Doch der gewünschte Schlummer schließt
sein Auge nicht, so müd' er ist;
die Langeweile führt ihn heut
zum Sinnen auf vergangne Zeit;
die stille Nacht, der öde Saal —
ihm wird es heut zum ersten Mal
in seinem Wamms so grauerlich,
er greift an's Kinn, und spricht zu sich:

„Wie ist mir halt so komisch heut?
War doch seit meiner Jugendzeit
von Furcht und Aberglauben frei,
und lachte solcher Teufelei!
Wie aber, wenn an mancher Mähr
von bösen Geistern doch was wär'? —
Je nun, vor diesen Feinden ist
ja sicher jeder fromme Christ!"

„Ein frommer Christ? Mag ich das seyn?
Warum fällt mir das heut erst ein?
Bin's wohl nicht recht; ich trank so gern,
und jeder Kirche blieb ich fern,
hab' lange nicht communicirt,
und manch unschuldig Ding verführt,
hab' manche liebe lange Nacht
beim Würfelspiele durchgebracht!"

So prüft' er seine Lebensbahn,
und fand so wenig Gutes dran,
daß ihm, ganz wider seine Art,
im Herzen recht beklommen ward.

Das Bier wollt' ihm nicht munden mehr,
er warf im Stuhl ſich hin und her,
und wünſcht', er hätt' es nicht gewagt —
da ſchlug es draußen Mitternacht.

Er zählt die Schläge ängſtlich nach,
und hu! beim letzten Glockenſchlag,
da hebt der Spuk im Hauſe an,
und toſt und lärmt die Treppe heran.
Voll Angſt ſchaut der Trompeter ſtier
vorn auf des Saales Doppelthür;
da fliegt ſie auf mit einem Mal,
die Geiſter drängen in den Saal.

Zwölf Männer waren's und zwölf Frau'n,
gleich ſcheußlich alle anzuſchau'n.
Die Wangen waren hohl und fahl,
die Augen lauch, die Schädel kahl,
die Leiber den Gerippen gleich,
als hätte ſie das Todtenreich
verſtoßen, und ſtatt Mantel trug
ein Jegliches ein Leichentuch.

Sie henkten ſtumm zum luft'gen Reih'n
die klapperdürren Arme ein,
und ſtampften ſich den Takt, und ſah'n
den zitternden Trompeter an,
und winkten ihm mit finſterm Blick,
daß er begänne die Muſik,
und dieſer, der den Wink verſtand,
nahm bang das Inſtrument zur Hand.

Er bläſt, ſo gut vor Angſt er kann,
und wirbelnd hebt der Reigen an;
die Tänzer heulen fürchterlich,
die Leichentücher bauſchen ſich,
und immer raſcher fliegt der Reihn,
mit Todtenknochen wirft es drein,
und Höllenlarven ohne Zahl
ziehn grinzend oben hin im Saal.

Claus hatte einen harten Stand!
Von Todesängſten übermannt —
kein Wunder, wenn er unrein blies,
auch wohl manch Achtel ſitzen ließ!
Jedoch die Tänzer waren ſtreng,
und jedes falſche Schnedredeng
bezahlten ſie ihm baar ſogleich
mit einem derben Backenſtreich.

Hätt's ihm ſonſt Jemand ſo gemacht,
den hätt' er blindlings umgebracht!
Doch heute mußt' er duldſam ſeyn,
und ſteckte zitternd Alles ein,
und blies aus Leibeskraft dabei,
als ob's ihm ein Vergnügen ſey,
bis endlich, für ihn ſpät genug!
die Kreuzthurmglocke Ein Uhr ſchlug.

Da ließ der Reigen plötzlich aus,
die Tänzer drängten ſich hinaus
zur Thür, und kreiſchten dumpf dazu:
„Zur Grabesruh! Zur ſußen Ruh!

Ins Grab, huhu! ins kühle Grab!
Hinab zur Ruh! tief, tief hinab!
Der letzte Reihn soll's heute seyn!
Willkommen, Sarg und Leichenstein!"

Drauf wird's im Saale still und leer,
und der Trompeter athmet schwer
und tief, und wagt sich nicht zu dreh'n,
geschweige, einen Schritt zu geh'n.
In seiner Angst gewahret er
stets neue Schrecken um sich her,
bis er, so backenlahm er ist,
zum letzten Mittel sich entschließt.

Er dreht sich um — er wagt es drauf! —
und reißt das Erkerfenster auf,
und bläßt die Herzensangst mit Macht
hinaus weit in die stille Nacht.
Die Nachbarn 'schau'n zum Fenster 'raus,
doch Niemand wagt sich an das Haus,
und erst das nächste Morgenroth
befreit den Bläser aus der Noth.

Da kommt der Wirth im schnellen Lauf,
und eilet in den Saal hinauf,
und reißt die Thür auf, und erschrickt,
als den Trompeter er erblickt.
Denn kläglich war der anzuschau'n,
die Backen waren blau und braun,
sein Aug' so trüb' und feucht, sein Mund
vom vielen Blasen blutigwund.

„„Na, seht, hab' ich's euch nicht gesagt?
Nicht allemal gewinnt, wer wagt!““
so spricht der Wirth mit ernstem Blick,
und nimmt ihn mit zu sich zurück,
und heißt ihn guten Muthes seyn,
und schenkt den blanken Zinnkrug ein:
„„So, nun erzählt! Erst trinkt mal hier
von der gewonn'nen Tonne Bier!““

„Ach! — seufzte Claus — ich danke schön!
der Trunk kommt mir zu hoch zu stehn!“
Darauf erzählt er Alles klar,
was ihm heut Nacht begegnet war.
Kaum aber hat der Wirth gehört,
daß nun der Spuk nicht wiederkehrt,
da klatscht' er in die Händ', und flog
vor lauter Freuden deckenhoch.

Drauf holt ein Säckchen er herbei,
und zählt ihm eine lange Reih'
von blanken Gulden hin, und spricht:
„„Da, nehmt das, und verschmäht mich nicht!
Und wenn ihr könnt, so bleibt bei mir,
sollt immer haben freies Bier;
habt ihr mir doch in dieser Nacht
das Herz erst wieder leicht gemacht!““

Drauf ruhig der Trompeter spricht:
„Dableiben kann ich halter nicht,
jedoch das Geld, das nehm' ich an,
wer weiß, wo ich's mal brauchen kann.

Noch Einen Krug, und keinen mehr!
Ich will fortan, bei meiner Ehr'!
vernünft'ger seyn, daß ich an Gott
mich halten kann in jeder Noth."

Er spricht's, und trinkt die Kanne aus,
und eilt rasch in den Stall hinaus,
und zäumt sein Pferd, und sattelt auf,
und scheidet von dem Wirthe drauf,
und trägt als unschätzbaren Lohn
die gute Lehre mit davon:
Sieh zu, daß dein Gewissen gut,
sonst fehlt dir in Gefahr der Muth! —

Der Spuk im Hause war gebannt.
der Wirth zog wieder ein, und wandt'
ein fein Stück Geld daran, und ließ,
wo Claus einst aus dem Fenster blies,
ihn conterfei'n, in Stein gehau'n.
Dort ist er heute noch zu schau'n,
gar schön vergoldet; und das Haus —
da ward's Trompeterschlößchen draus.

13.

Der Currendknabe zu Geithain.

An der Mittagsseite der Kirche zu Geithain ist ein Knabe in Stein gehauen, den sein Mantel als einen Currendknaben bezeichnet. Die Inschrift des Steines ist unleserlich, und die Zeit der Begebenheit wohl unbestimmbar, vielleicht Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts.

In Beithain an der Kirche,
da ist, in Stein gehau'n,
ein Knabe der Currende
bis diesen Tag zu schau'n.
In seines Mantels Falten
wächst gelbes Lebermoos,
und immer noch betrauert
die Stadt sein schrecklich Loos. —

Wo morgenwärts am Giebel
die Viertelglocke hängt,
da war tief in die Balken
ein Dohlennest gezwängt.
Drin waren junge Dohlen,
die zwitscherten so sehr,
und darnach stand der Knaben
unseliges Begehr.

Einst nach dem Abendläuten,
da steigen sie hinauf.
Wie blicken zu dem Neste
die losen Knaben auf!
Sie können nicht hinüber,
und nicht zum Nest hinan,
und sprechen zu einander:
„Wie fangen wir das an?"

Sie schieben drauf zum Fenster
ein langes Bret heraus,
und dreie halten's hinten,
und einer steigt hinaus.
Er hält sich an die Balken,
und tritt zum Neste hin,
und spricht: „Es sind drei schwarze
und auch ein weißes drin."

„Das weiße muß ich haben!“
so rufen alle Drei.
Der Knabe aber lächelt:
„Da bin ich auch dabei!
Ich bin herausgeſtiegen,
das weiße nehm' ich mir,
und die drei ſchwarzen Dohlen? —
Ja, die bekommet ihr.“

Da droben ihm die Knaben:
„„Giebſt du uns jenes nicht,
ſo laſſen wir dich fallen!““ —
Jedoch der draußen ſpricht:
„Das weiße, das behalt' ich,
das ſchwatzt mir Niemand ab!“
Da — heilger Gott! — die Knaben,
ſie werfen ihn hinab!

Zerſchmettert auf dem Pflaſter
liegt er in ſeinem Blut,
und neben ihm, zerſchlagen,
die junge Dohlenbrut.
Seht her, ihr böſen Knaben,
das habt ihr nun gethan!
Gott, rechne nicht die Sünde
dem Unverſtande an! —

In Geithain an der Kirche
da iſt, in Stein gehau'n,
der arme Currendaner
bis dieſen Tag zu ſchaun.
In ſeines Mantels Falten
wächſt gelbes Lebermoos,
und immer noch betrauert
die Stadt ſein ſchrecklich Loos.

14.

Der Hofnarr

zu

Augustusburg.

Das Schloß Augustusburg ließ Kurfürst August, der Bruder Moritzens, nach Beendigung der Grumbachischen Händel, in den Jahren 1568 bis 1572 an der Stelle des 1547 durch den Blitz zerstörten Raubschlosses Schellenberg erbauen. Die hier erzählte, geschichtlich wahre Begebenheit fällt ins Jahr 1572.

Der Kurfürſt [1]) ſtand im hohen Saal,
und ſchaute auf den Hof hinab.
Sein Narr zwang heut zum erſten Mal
ihm nicht das kleinſte Lächeln ab.
Stets finſter bleibt des Fürſten Auge,
wie auch der Narr den Witz gebrauche.

„Schweig denn mit deinem faden Scherz!“
zürnt ihm der Fürſt mit düſterm Blick.
„Dein Mund iſt voll, doch leer dein Herz,
und deine Thorheit war dein Glück.
Mich ärgert's, daß mit meinem Golde
ich ſolchen Narrenwitz beſolde!“

„Dein träges Amt hört heut noch auf,
arbeiten ſollſt du Narr fortan!
Hol' mir den Zimmermann herauf,
und tritt du ſeine Stelle an!
Er ſoll nun deine Schelle [2]) tragen,
und du ſollſt mit der Axt dich plagen!“ —

Im Hofe lag ein Zimmermann
im Mittagsſchlummer hingeſtreckt,
vom Fuße bis zum Hals hinan
mit ſeinem Lederſchurz bedeckt.
Den wollte nun der Fürſt erküren,
und mit des Narren Schelle zieren.

Der Kurfürſt ſpricht zum andern Mal:
„Hol' mir den Zimmermann herauf!
Für dich iſt weiter keine Wahl;
dein luſtig Amt hört ernſthaft auf.
Der Mann hat lang ſich plagen müſſen,
und wird ſein Glück zu nützen wiſſen."

Der Narr vor Schreck ſteht ſtarr und bleich,
und ſinnet lang, und ſpricht ſodann:
„Doch, Herr, wie nun, ihr irrtet euch?
todt wäre jener Zimmermann?
Müßt' ich dann auch an ſeine Stelle?
Herr, oder bliebe mir die Schelle?"

Der Kurfürſt ſpricht: „Er ſchlummert blos,
doch wär' er todt von ohngefähr,
dann freilich wärſt der Art du los,
und bliebſt mein Narr, ſo wie bisher.
Jetzt raſch, und hol' ihn her zur Stelle,
und gieb' ihm Pritſche, Kapp' und Schelle!"

Der Narr rennt in den Hof hinab,
und faßt ein Beil, und — großer Gott!
er haut den Kopf dem Schläfer ab,
und ruft hinauf: „Der Mann iſt todt!
Muß ich nun auch an ſeine Stelle?
Herr, oder bleibt mir meine Schelle?“

Er wähnt, belachen ſoll der Fürſt
mit ihm den freventlichen Scherz.
Doch, ach, du armer Narr, du irrſt!
Ein Narren- iſt kein Fürſtenherz! —
Der Kurfürſt, bleich und ohne Oben,
ſtürzt jach hinunter zu dem Todten,

Und faſſet wilden Ingrimms voll
den blutbeſpritzten Narren an:
„Verfluchter Mörder, biſt du toll?
Was hat dir dieſer Mann gethan?
Das bringt dich, beim allmächt'gen Gotte!
das ſchleppt dich Teufel zum Schaffotte!“

Der Kurfürſt ruft's: der Mörder wird
flugs zum Gefängnißthurm gebracht.
Dort ſitzt, von Ketten nur umklirrt,
er jammernd in der ew'gen Nacht,
und ſcheut und ſehnt ſich voller Bangen,
das Todesurtheil zu empfangen.

Es iſt gefällt. Da kommt ein Brief
vom Kaiſer Max. [3]) Er war nicht groß,
jedoch in ſeinem Innern ſchlief
gar Großes, eines Menſchen Loos.
Max bat, des luſt'gen Narren Leben
nicht dem Schaffotte Preis zu geben.

Beim Kaiſer ſtand des Narren Kunſt
in hoher Huld durch manchen Schwank.
Vom Tode rettet Fürſtengunſt,
jedoch der Narr nur weiß ihr's Dank!
Der Kurfürſt hielt auf Recht und Sitten,
nur drängten ihn des Kaiſers Bitten.

Zum Boten, der den Brief gebracht,
ſpricht er voll Aerger und Verdruß:
„Reit' noch zurück in dieſer Nacht,
und meld' dem Kaiſer meinen Gruß.
Den Tod woll' ich dem Narr erſparen,
doch Todesangſt müſſ' er erfahren."

Am andern Tage [4]) wird der Narr
vom Kerker aufs Schaffott geführt.
Der Henker, der ihn holte, war
mit blutigrothem Kleid geziert,
und zog den Mantel um die Lende,
und barg darunter ſeine Hände.

Zu ſterben weiß ein wackrer Mann,
jedoch ein Narr ſcheut ſich vorm Tod!
Wie wankt aufs Blutgerüſt hinan,
wie weint der Narr in ſeiner Noth!
Er bittet ängſtlich, ihm von hinten
zuvor die Augen zu verbinden.

Drauf betet er noch abermals,
und kniet am Blocke ſtarr und bleich.
Der Henker haut ihn um den Hals
mit einem ſchlanken Weidenzweig —
mit todeskrampfiger Geberde
ſtürzt alſobald der Narr zur Erde.

—

Und ha, gebrochen iſt ſein Blick,
vom Schreck verzerrt ſein Angeſicht.
Der Tod giebt ihn nicht mehr zurück.
Was Gott will, ändern Kaiſer nicht!
Der fromme Kurfürſt ruft vernichtet:
„Ja, Gott, du haſt gerecht gerichtet!“

Anmerkungen:

[a]) Kurfürst August, der Erbauer von Augustusburg, seit 1553 Kurfürst, starb am 11. Febr. 1586, und ward seiner Güte wegen vom Volke nur Vater August, und seine treffliche Gattin nur Mutter Anna genannt.

[b]) Die Schellen waren ein bezeichnender Theil der Narrenkleidung, welche überhaupt drollig genug war. Denn ein Hofnarr damaliger Zeit trug eine runde, turbanförmige, oft mit drei Eselsohren und einem Hahnekamm und unzähligen Schellen besetzte Mütze (Narrenkappe), einen großen, gleichfalls mit Schellen besetzten Kragen (Narrenkrause), und eine Pritsche oder Kolben, der in einem Riemen am Arme getragen, und früher blos ein einfaches Holz war, später aber mit einem feingeschnitzten Kopfe, der die Narrenkappe aufhatte, am obern Ende verziert ward.

[c]) Maximilian II., seit 1564 Kaiser, vorzüglich durch den Einfluß des Kurfürsten August, war diesem befreundet, und beauftragte ihn, die Reichsacht an Herzog Joh. Friedrich dem Mittlern von Gotha, der den geächteten Ritter Wilhelm von Grumbach bei sich aufgenommen hatte, zu vollziehen. August that es, und als Kriegskostenersatz erhielt er die Aemter Sachsenburg, Arnshaug, Weida und Ziegenrück zum Unterpfand, bis sie 1660 für immer an die albertinische Linie abgetreten wurden. Außerdem verdankte August dem Kaiser Maximilian II. die Anwartschaft auf die Anhältischen Reichslehen, und war ihm so zu großem Dank verbunden.

[d]) Am 5. Oktbr.

15.

Der große Topf

in

Penig.

Nacherzählte geschichtlich wahre Begebenheit fällt in die Jugendzeit Friedrichs des Weisen, dessen hier erwähnter Hofjunker ein Herr von Schönberg war.

In Penig iſt einſtens ein Späßchen geſchehen!
Da fiel es den luſtigen Töpfern mal ein,
einen rieſigen thönernen Topf ſich zu drehen.

Sie kommen in kurzem darob überein,
und ſchlämmen den Thon, und drehen ohn' Säumen,
und formen und bilden mit kundiger Hand.

Bald prangte der Topf auf den Döſenbäumen,
und ward dann fein ſorglich im Ofen gebrannt;
drauf haben ſie ihn gar ſtattlich glaſiret.

Und wie er nun endlich ganz fertig daſtand,
mit Bändern und Kränzen am Henkel gezieret,
da liefen die Leute allweges herbei,

Und wer ihn nur ſahe, der hat auch verführet
vom Peniger Topfe viel Lobesgeſchrei,
und überall hat man die Meiſter geprieſen.

Es gingen — glaubt nicht, daß es Lüge nur ſey! —
funfzehn Eimer bequem in den thönernen Rieſen.
Der Kurfürſt auch hörte die Kunde davon,

Und weil ihm das Wunder ſo hoch ward geprieſen,
ſo ſchickt er den jungen neugierigen Sohn
mit einem Hofjunker, den Topf zu beſehen.

Die Beiden beſeh'n das Gebäude von Thon,
und wie ſie bewundernd vor ſelbigen ſtehen,
da gelüſtet den Prinzen zu ſteigen hinein.

Man bringt eine Leiter. Er macht auf den Zehen
gar ſacht, daß der Topf nicht bräche drob ein,
hinab auf den Boden die drollige Reiſe.

Er freute ſich drinnen, wie Knaben ſich freu'n,
doch zog der Hofjunker gar heimlich und leiſe,
den Rückweg abſchneidend, die Leiter heraus.

„Ei ſeht doch, hier hat ſich ganz ſeltſamer Weiſe
ein Vöglein gefangen, und weiß nicht wo aus!"
So lachte der Junker von oben hinunter.

Doch Friedrich beſah ſich ſein irdenes Haus
nicht lange, da rief er gar fröhlich und munter:
Habt Acht nur, ihr Schalk, gleich mach' ich mich frei!"

Drauf ſchlug er den Topf an der Seite, o Wunder!
mit einem einzigen Schlage entzwei,
und wand ſich heraus nun mit herzlichem Lachen,

Und rief: „Daß der Schaden erſetzt euch ſey,
ihr ehrlichen Töpfer, ſo will ich es machen,
daß ihr werdet von jeglichen Abgaben frei!"

Da hatten die Töpfer denn freilich gut Lachen.
Der Prinz blieb ſeinem Verſprechen getreu,
und befreite ſie alle von jeglicher Steuer.

16.

Die Tellerhäuſer

bei

Wieſenthal.

Die Tellerhäuser sind 3 kleine Güter zwischen Wiesen-
thal und Rittersgrün in einer wilden Gegend, von unge-
heuern Wäldern und Bergen umgeben, und gehören zu
keiner Commun. Die nacherzählte Sage fällt ohngefähr
1570.

Rosig stieg der Ostermorgen
aus dem Böhmerland herauf,
seinen milden Strahlen schlossen
sich des Bergvolks Herzen auf,
das Geläut der Festesglocken
hallte wieder am Bardum, [1])
und die fromme Christenmenge
sang des Auferstandnen Ruhm.

Nach dem kalten langen Winter
grüßte freudig Wiesenthal,
als des Lenzes erste Kunde,
heut den Ostersonnenstrahl.
Die beglückten Bergbewohner
wallten in das Gotteshaus,
schütteten vor Gott die Freude
ihrer frommen Herzen aus.

Nur der arme Häuer Teller
stimmt nicht in den Festeschor,
traurig mit gefalten Händen
lehnt er an dem Kirchenthor.
In dem schmutz'gen Grubenkittel
wagt er weiter nicht zu gehn,
und sein Herz, zerknirscht vom Kummer,
kann die Freude nicht verstehn.

Endlos war des Mannes Jammer,
grenzenlos sein Misgeschick,
seit dem Weihnachtsfeste hatt' er
keinen frohen Augenblick.
Denn sein Hüttchen war die Heimath
jeder Sorge, jeder Noth;
krank sein Weib am hitz'gen Fieber,
und drei Kinder ohne Brod!

Wehe, gegen wen das Unglück
mit der Bosheit schließt den Bund! —
Wohl war Teller immer fleißig,
immer rüstig und gesund;
wenn das Häuerglöckchen [2]) tönte
fuhr er in den tiefen Schacht,
hatte schon so manches Lachter
seine Strecke fortgebracht.

Aber ach, der Herr der Grube
war ein geitz'ger, harter Mann,
häufte still der Berge Segen
in den Eisentruhen an,

gab nicht einen rothen Heller
für das arme Bergvolk her,
geitzte mit dem Häuerlohne
bald mit jeder Woche mehr.

Doch des Himmels Segen weilet
nur in des Gerechten Haus!
Bald, dem Geitzigen zur Strafe,
ließen alle Gänge *) aus,
und aufläſſig *) ward die Grube,
alle Häuer machen Schicht,
bitten um den Reſt der Löhnung,
aber ſie empfah'n ihn nicht.

Teller ſchied mit bittern Thränen
von dem böſen Grubenherrn.
„Was beginn' ich? — Betteln? — Stehlen? —
Lieber Gott, das ſey mir fern!"
Und mit chriſtlich frommen Sinne
trug der Häuer ſeine Noth,
Alles mußte er verkaufen
um das liebe Bischen Brod.

Als das Licht des Oſtermorgens
in den Raum der Hütte drang,
und ſein Weib in Fieberswehen
ächzend mit dem Tode rang,
als der unverſtänd'ge Kleine
weinerlich nach Speiſe ſchrie,
und die beiden ältern Knaben
muthlos weinten, wie noch nie:

Ach, da ſtürzte Vater Teller
planlos in das Feld hinaus.
Der Verzweiflung Wege führten
ihn zum nächſten Zechenhaus, *)
Still und leer war Alles drinnen,
ſcheu trat er zum Schacht hinan —
Ruh' verheißend, lockend gähnte
ihn die finſt're Teufe an.

Und er will — da tönt herüber
von der Stadt der Glocken Ton,
wunderſam ergriffen ſteht er,
blickt empor, und eilt davon.
Zu dem heil'gen Zechenhauſe
zieht's ihn unaufhaltſam hin:
traurig lehnt der arme Häuer
an dem Kirchenthore drin.

Endlich ſchwiegen die Geſänge,
und der greiſe Pfarrer ſtand
auf der ſchön gezierten Kanzel,
himmelan den Blick gewandt,
und begann: „Mein Herz, vertraue
nur auf Gott und Jeſum Chriſt,
der, vom Tode auferſtanden,
dir zum Heil gegeben iſt!“

Mächtig drangen ſeine Worte
in's Gemüth der Hörer ein;
auch in Tellers Herzen ſenkte
ſich der Hoffnung milder Schein.

Unbeweglich hing ſein Auge
an des greiſen Pfarrers Mund,
denn der Troſt des Gotteswortes
war für ihn der ſchönſte Fund.

Wie ſo lieblich fühlt ſein Herz ſich
durch das heil'ge Wort erquickt!
Und wie bebt er, tief ergriffen,
als er ſelber ſich erblickt,
ſich, gleich bei der Kanzel ſtehend,
in dem Häuerfeſttagskleid, *)
auf der Schulter eine Stufe
blanken Silbers, lang und breit.

Die Geſtalt zerfloß in Nebel;
Keller wendet ſeinen Blick
ſcheu, als achtet' es für Hochmuth,
nur zu hoffen ſolches Glück.
Aber wie er ſich auch mühet,
zu vergeſſen das Geſicht,
unverwandelt vor den Augen
ſteht es ihm, und weichet nicht.

Langſam geht er aus der Kirche,
durch das Gotteswort geſtärkt,
ſieh, da kommt ein Herr des Weges,
der mitleidig ihn bemerkt.
Dir Glückauf! du guter Häuer!
— ruft der liebe reiche Mann —
Warum ziehſt du heut zum Feſte
nicht die Feierkleider an?

Tellern thränen seine Augen,
traurig giebt er ihm Bescheid:
„Lieber Herr, der Grubenkittel *)
ist mein einzig letztes Kleid!“
Hast du Kinder? „Ja, drei Knaben!“
Und ihr leidet sicher Noth?
„Noth? O Gott! seht ich bin feirig,
weiß mir keinen Bissen Brod!“

Und der Herr greift in die Tasche,
reicht ihm einen Thaler: Hier!
Nimm, und mag dir's Segen bringen,
kauf den Kindern Brod dafür!
Spricht's und geht. Der arme Häuer
stiert den blanken Thaler an:
„Lieber Gott, vergilt's ihm reichlich,
was er jetzt an mir gethan!“

Eh' er heim zur Hütte kehret,
kauft er Brod und Milch zum Brei
und dem fieberkranken Weibe
auch ein Fläschchen Arzenei.
Freudig greifen seine Knaben
nach dem langentbehrten Brod,
sie vergessen ihre Thränen,
alle Kümmerniß und Noth.

Teller heißt die Kinder beten
für den guten reichen Mann,
und erzählt dem kranken Weibe,
wie der Herr ihm wohlgethan;

aber von dem Luſtgebilde
in der Kirche ſchweiget er,
weil für einen armen Häuer
ſolch Geſicht Verſuchung wär'.

Doch was er beginnt und ſchaffet,
immer bleibt ihm das Geſicht
unverändert vor den Augen,
wie ein Spuk, und weichet nicht,
und drei Nächte nach einander
tief im Traum bedünkt es ihn,
's wolle ihn das Luſtgebilde
zur auflaſſ'gen Grube zieh'n.

Und es wird ihm reg' im Herzen:
„Wär's ein Wink der Vorſehung?
Warum zieht mich's ſo zur Grube? —
Ja, ſo iſt's! Ich weiß genung."
Schon am andern Tage muthet *)
er die Zeche, und erhält
vom Bergmeiſter flugs den Zettel
für das wen'ge Muthungsgeld.

Freudig für die letzten Pfenn'ge
kauft er Brod und Grubenlicht,
und verfährt, als Herr der Grube,
wohlgemuth die erſte Schicht.
Aber er, der einz'ge Häuer,
bringt gar langſam nur das Ort,
ob er gleich ſich mächtig mühet,
in dem Quergeſteine fort.

Von der langen Arbeit müde
kehrt er tiefbetrübt zurück,
muſtert ſeinen kleinen Haushalt
mit der Sorge trübem Blick.
„Brod nur noch für wenig Tage!
Licht kaum für zwei Schichten noch!
Weh mir! — ruft er händeringend —
wenn mich das Geſicht betrog!“

Traurig greift er zum Gezähe
mit dem nächſten Morgenroth,
theilt mit Weib und Kindern redlich
noch das letzte Haferbrod,
geht gedankenvoll zur Grube,
fährt mit wenig Hoffnung ein,
und ermüdet Arm und Fäuſtel [10])
an dem tauben Quergeſtein.

Herber Hunger heißt ihn raſten,
und mit ſorgenvollem Sinn
ſetzt er ſich, ſein Brod zu eſſen,
auf des Ortes Stroſſe [11]) hin,
nimmt aus ſeinem Wamms das Hückchen
mit dem Licht und Brod heraus,
ſieht's wehmüthig an, und breitet's
ſinnend auf der Stroſſe aus.

„Wäre das die letzte Mahlzeit?
Gott, o hilf mir in der Noth,
oder gieb mir und den Meinen
einen ſchnellen, gnäd'gen Tod!“

Und er griff zum Brod, und ſahe,
wie aus einem Druſenloch [12])
raſch ein aſchengraues Mäuschen
lüſtern nach dem Brode kroch.

Und er ſcheucht es nicht von dannen,
lächelt mild: „Du armes Thier,
biſt ſo gut, wie ich, ein Häuer,
bleib' nur da, und iß mit mir!
Freilich hab' ich wenig, wenig,
und mir dräut der Hungertod;
aber Gott kann mir noch helfen:
da, nimm dieſes Rindchen Brod!"

Schnalzend wirft er's hin. Das Mäuschen
kriecht heißhungrig dreiſt heran,
und zerknappert flink das Rindchen,
und verzehrt's mit ſcharfem Zahn.
Lächelnd ſieht ihm zu der Häuer;
iſt doch für den armen Mann
wohlzuthun die größte Freude,
da er's ſo nur ſelten kann.

Doch kaum hat das graue Mäuschen
das geſchenkte Brod verzehrt,
als es, lüſtern um ſich ſchnobernd,
nach dem Licht daneben fährt.
Aber Teller ſieht's, und zürnet:
„Böſes Thier, pfui, ſchäme dich,
hab' dir deinen Theil gegeben,
und zum Dank beſtiehlſt du mich?"

Voll Verdruß faßt er das Fäuſtel
und erhebt es lauernd ſtill,
als das Mäuschen, Unrath merkend,
in die Druſe flüchten will.
„Dies zum Lohn, du Undankbare!“
heftig ſchlägt er nach der Maus,
und das Fäuſtel ſprengt vom Flötze [13])
ein gewaltig Stück heraus.

„Großer Gott!“ Der arme Teller
ſchrack vor Freuden weit zurück,
ſtarr, und tief den Oden ſchöpfend,
ſtand er da mit ſtierem Blick,
ſeiner Hand entſank das Fäuſtel,
betend blickt' er himmelan;
denn ein Gang gediegnen Silbers
brach vor ſeinen Augen an.

Nieder zog's ihn auf die Kniee:
„Lieber Gott, dein Auge wacht
über uns, ſo wie zu Tage,
alſo auch im finſtern Schacht!
Gabſt mir deiner Berge Segen,
gieb mir nun das Beſte ein,
daß ich mag des neuen Glückes
und des Reichthums würdig ſeyn.“

Ernſt und ſtillzufrieden kehrte
zu den Seinen er zurück,
und erzählt dem kranken Weibe
allgemach ſein ſeltnes Glück.

Mächtig wirkte ſeine Kunde,
ihres Fiebers Schmerz entwich,
neu erglühten ihre Augen,
ihre Wangen färbten ſich.

Wenig Wochen drauf vermochte
ſchon zur Zeche ſie zu geh'n,
um dort all das luſt'ge Treiben
ihrer Häuer anzuſeh'n.
Die empfingen ſie mit einem
ungeheuchelten Glückauf,
denn in Tellern ging dem Bergvolk
eine ſchöne Hoffnung auf.

Täglich hob ſich Tellers Reichthum,
bald war er im ganzen Land
als der reichſte Eigenlöhner [14])
und der beſte Herr bekannt.
Nie vergaß er ſeine Armuth,
nie des Reichthums große Pflicht,
in der Noth war er dem Bergvolk
ſtets ein tröſtlich Grubenlicht. [15])

* * *

In der Wieſenthaler Kirche
ſteht ein Häuer, ſchön geſchnitzt,
der mit ſtarker Hand und Schulter
nimmermüd' ein Bethor ſtützt.
Das iſt Teller. Heut noch ſteht er
in der Häuerkleidung da,
wie an jenem Oſtermorgen
er ſich ſelber ſtehen ſah.

Einſam, faſt drei Stunden Weges
abendwärts von Wieſenthal,
ſteh'n im Wald die Tellerhäuſer,
heut noch drei nur an der Zahl.
Dieſe baute Vater Teller
ſeinen dreien Söhnen dort,
und der fromme Sinn des Gründers
erbte in den Häuſern fort.

Anmerkungen.

*) Bardum iſt der böhmiſche Name des Keilberges, der bei Wieſenthal, dem Fichtelberge gegenüber, auf böhmiſcher Seite ſich erhebt.

*) Das Häuerglöckchen giebt den Bergleuten das Zeichen, das erſte Mal, ſich auf den Weg zur Grube zu machen, das zweite Mal, bei der Grube zu ſeyn.

*) Gänge ſind die wichtigſte Art von erzhaltigen Lagerſtätten.

*) auflässig iſt eine Grube, wenn ſie, gewöhnlich weil die Ausbeute die Koſten nicht deckt, nicht mehr gebaut wird. Der Beſitzer der Grube zeigt es dem Bergamt an, nimmt das auf ſeine Koſten Angeſchaffte wieder aus der Grube, das Bergamt kann nun das Bergwerk vergeben, und wer zum weitern Bebauen deſſelben Luſt hat, ſich beim Bergamt melden.

*) Das Zechenhaus, ein Gebäude, in oder bei dem ſich der Schacht befindet, und wo die Bergleute vor dem Ein- und nach dem Ausfahren beten und ſingen, und ihr Gezäh (Werkzeug) bewahren.

*) Zum Häuerfeſttagskleid gehört die grüne Mütze ohne Schirm, welche die Form eines hölzernen Mäßchen, und vorn eine große Cocarde in der Nationalfarbe hat; der Paradekittel, der ſich von dem Grubenkittel nur durch die ſchwarze Farbe und die gelben oder weißen Metallknöpfe unterſcheidet; der mit Spitzen beſetzte weißzeugene Kragen, die weißleinenen bis zum Knie reichenden Beinkleider; die weißen Strümpfe und die ſogenannten Kniebügel, d. i. halbrunde, 6 Zoll hohe, ſchwarz lackirte Stücken Kalbleder, die unterm Knie angeſchnallt, über daſſelbe heraufſtehen; endlich die Bergparde, d. i. eine Art Hellebarde mit 1¼ Elle langem Stiele.

[7]) Der Grubenkittel iſt das ſchmutzige Arbeitskleid der Bergleute.

[8]) Muthen heißt, bei dem Bergmeiſter um Erlaubniß zum Bebauen einer neu entdeckten Lagerſtätte oder auflaſſ'gen Grube bitten, worauf der Muther für den Muthgroſchen den Muthzettel (die ſchriftliche Erlaubniß alsbald zu bauen) erhält.

[9]) Quergeſtein, das Geſtein, welches quer zwiſchen den Gängen geht.

[20]) Fäuſtel, ein Hammer, mit dem der Bergmann das Eiſen (Meiſel) in das Geſtein treibt.

[21]) Eine Stroſſe, iſt das in der Sohle (dem Boden einer Strecke oder eines Stolln) hervorſtehende Geſtein.

[22]) Druſen ſind lochförmige Spalten im Geſtein.

[23]) Flötze, eine horizontale Lage von Erd- oder Steinmaſſen, welche ſich von der Bergart unterſcheidet.

[24]) Eigenlöhner ſind diejenigen, welche auf eigne Koſten, oder in Geſellſchaft mit Andern, die nicht über drei ſeyn dürfen, eine Grube bebauen.

[25]) Grubenlicht, ein Licht, das in der Grubenblende (einer kleinen hölzernen, nur auf einer Seite offnen Laterne) ſteckt, welche mit dem an der hintern Seite befindlichen Haken in ein Knopfloch des Grubenkittels gehängt wird. Es iſt dem Bergmann die einzige Leuchte in den gefährlichen Finſterniſſen der Teufe.

17.

Die Kirchthürme

in

Greifenhain.

In Greifenhain und Eschefeld, zwei Dörfer bei Frohburg, geht folgende Sage, welche von historischer Grundlage gar keine Spur trägt, so daß die Zeit ganz unbestimmbar ist; manche verlegen sie in das 14. Jahrhundert.

Dem Herrn von Eſchefeld gefiel
nichts beſſer, als das Würfelſpiel.
Er ſpielt' um hohen Preis, und ſchor
ſich wenig drum, wenn er verlor.
Auch Ritter Kunz von Greifenhain
ſchien dieſem Spiele hold zu ſeyn,
und beide hatten manche Nacht
am Würfelbrete zugebracht.

Wenn nun das edle Ritterpaar
ſo mit dem Spiel beſchäftigt war,
da ſaßen ſie wie angepicht
am Tiſch, und ſahn und hörten nicht,
ja, Frohburg konnte untergehn,
ſie hätten ſich nicht umgeſehn,
und ſiehe, der von Eſchefeld
verlor faſt ſtets das meiſte Geld.

Einſt ſpielen ſie zur Erntezeit
mit der gewohnten Emſigkeit,
da zieht ein ſchweres Wetter auf.
Jedoch ſie hören nicht darauf,

und ob der Donner auch mit Macht
aus rabenſchwarzen Wolken kracht,
und Blitze klirren Schlag auf Schlag;
die Spieler fragen nichts darnach.

Da ſtürzt ein Knecht herein, und ſpricht:
„Ach, edle Herrn, wißt ihr's noch nicht?
Bei uns und auch in Greifenhain
ſchlug's eben in den Kirchthurm ein!
Die Thürme brennen lichterloh
wie eine Schütte trocken Stroh.
Ein Glück, daß ſich der Wind gedreht,
und nun die Gluth vorſabwärts weht!"

„Hm, brummt der Eſcheſelder Herr,
ſo ruhig, als ob gar nichts wär',
laßt brennen, was nun einmal brennt,
und löſcht nur, was ihr löſchen könnt!"
Jedoch der Herr von Greifenhain
ſchien etwas ängſtlicher zu ſeyn,
griff zum Barett, und wollte geh'n,
und nach dem Feuer drüben ſeh'n.

Da hielt der And're ihn: „Ei, was?
So bleibt doch da! Was ſchiert uns das?
Ich ſeh' nicht ein, was ihr ſo rennt,
da ihr's ja doch nicht löſchen könnt!
Ein einzig Spiel noch! Meiner Treu,
da kommt mir ein Gedanke bei.
Beim Zernebock, ſo wartet doch!
Ein außer einz'ges Spielchen noch!"

„Setzt euch! Mir fällt ein Späßchen ein:
Ihr setzt den Thurm von Greifenhain,
und ich den Thurm von Eſchefeld,
das heißt, zum Kirchthurmbau das Geld.
Wer nun gewinnt, der baut ſich dann
zwei Thürme, und der And're kann
und darf nie wieder einen bau'n.
Wollt ihr's, nun, topp! ſo laßt uns ſchau'n!"

Der Greifenhainer will nicht dran,
doch ſpricht er endlich: „„Nun wohlan!
Es gilt! Das Wort iſt Unterpfand!""
Sie geben ſich noch drauf die Hand,
dann wirft der Eſchefelder: „Elf!
ſeht her! Euch hilft nun nur die Zwölf,
ſonſt iſt der Thurm von Greifenhain
mit Fahne, Knopf und Glocke mein!"

Der Greifenhainer nimmt darauf
die beiden Würfel ängſtlich auf,
und wirft: „„Ha, ſechs und ſechs iſt zwölf!
Wie ſteht's denn nun mit eurer Elf?
Ja, ja! zwei Sechſen! Seht nur her!
Das iſt ein glücklich Ohngefähr!
Mein iſt der Thurm von Eſchefeld,
und ihr — gebt mir zum Bau das Geld!""

Der And're grollt: „Heut trifft mich's hart!
So hat mich's doch noch nie genarrt!
Ihr ſeid gewiß ein Sonntagskind,
daß ihr faſt allemal gewinnt —

Das Geld zum Thurm ſollt ihr empfahn;
doch würfl' ich nie mit euch fortan!
Jedennoch ſprecht nur bei mir ein,
ihr ſollt mir ſtets willkommen ſeyn!"

So ward das Würfeln ausgeſetzt,
doch blieb die Freundſchaft unverletzt,
und als der Thürme Zwillingspaar
nach zween Jahren fertig war,
da zahlte der von Eſcheſeld
getreulich das verlegte Geld
zwar eben nicht mit heiterm Blick,
doch ohn' ein ſcheeles Wort zurück. —

So iſt von alten Zeiten her
in Eſcheſeld kein Kirchthurm mehr,
und darf, kann man der Soge trau'n,
das Dorf nie wieder einen bau'n.
In Greifenhain hingegen ſteh'n
noch zwei, wie Brüder anzuſeh'n;
ſie ragen über's Gotteshaus
hoch in des Himmels Blau hinaus.

Gedruckt bei Eduard Hasper in Annaberg.

18.

Der Blutfleck in der Klosterkirche

zu

Schloß Chemnitz.

Das Schloß Chemnitz, eine halbe Stunde nördlich von der Stadt Chemnitz entfernt, hatte bis zum Jahr 1548 ein St. Johanniskloster, von welchem nur noch die Kirche (Filial von Glösa) und ein Seitengebäude steht. In dieser Kirche zeigt man außer einer, aus einem einzigen, der Sage nach in der Kirche selbst gewachsenen, Eichenstamme schön geschnitzten Geißelung Christi, auch einen feuchten Fleck in der Mitte der Kirche, in dem man, aber nur wenn man die nacherzählte Sage weiß, eine menschliche Figur erkennt. Die Sage dürfte wohl in den Anfang des 16. Jahrhunderts fallen.

Die Kloſteruhr ſchlug Mitternacht,
ſtill war's in jeder Zelle,
nur noch der Pater Erwin wacht,
ſein Fenſter war noch helle.
Er ſaß noch ſchlaflos im Gemach,
und ſann geheimen Künſten nach,
wie er auf leichtem Wege
ächt Gold bereiten möge.

Auf langem Tiſche vor ihm ſtand
ein Becken voller Kohlen,
und rings im Kreiſe allerhand
Retorten und Phiolen,
und was Geräth dem Alchymiſt
zu ſeiner Kunſt von nöthen iſt,
um aus werthloſen Dingen
koſtbares Gold zu zwingen.

Weh, wenn der Menſch, des Zufalls Knecht,
geht wie ein Thier durch's Leben,
doch weh auch, wenn er ſich erfrecht,
zum Gott ſich zu erheben!

Dann iſt für ihn nichts heilig mehr,
er greift im frevelnden Begehr
blind in die ew'gen Rechte
der unerforſchten Mächte! —

Der Pater hatte ſonder Ruh
geſchmolzen und geknetet,
und ſeinen Roſenkranz dazu
ſtillhoffend abgebetet;
doch als ihm jede Hoffnung ſchwand,
da warf er mit verruchter Hand
und wüthender Geberde
den Roſenkranz zur Erde.

„Ein Narr, wer auf Gebet vertraut,
das bringt ihn nie zur Stelle!
Komm du, vor der mir oft gegraut,
komm du, verrufne Hölle,
und ſchließ mir das Geheimniß auf,
ſollſt haben keinen ſchlechten Kauf,
ſollſt mich mit Leib und Sinnen
dem Himmel abgewinnen!"

„Ha, Erwin! weißt du, was du thuſt?
Du forderſt dein Verderben,
und kommt der Tod einſt, ha, da mußt
ohn' Beicht' und Nachtmahl ſterben!
Verflucht! — und doch, wenn ich erfand,
was noch kein menſchlicher Verſtand
bis jetzt ergründen konnte?
Wenn ſich's der Mühe lohnte?"

„Die Wahl iſt frei! Gott ſelber mag
den Schritt mir nicht verargen;
wie durft' er doch am Schöpfungstag
ſo mit dem Menſchen kargen?
Doch Jenſeits? — Ha, das iſt nur Wahn.
Vielleicht auch nicht! — was geht mich's an?
Ich ſteh' ja an der Schwelle,
ein Schritt — willkommen, Hölle!" —

„So komm denn, du entſetzlich Buch,
auf deſſen morſchen Seiten
des höhern Wiſſens Heil und Fluch
ſich um den Leſer ſtreiten!
Du ſtandſt ſo lange ſtill im Schrein,
ich ſah noch nie in dich hinein,
doch jetzt — mach' mich zum Meiſter
und Herrſcher aller Geiſter!"

Er nahm das Buch ernſt vor ſich hin,
und ſchlug es auf mit Beben,
und las; doch konnt' er keinen Sinn
den wirren Zügen geben,
und wüſte ward's ihm im Gehirn,
verzweifelnd rieb er ſich die Stirn,
und rief im wilden Grimme
mit odenloſer Stimme:

„Verdammniß da, Verdammniß dort!
Mit Gott bin ich zerfallen,
und nun — die Hölle ſtößt mich fort!
Wohlan, ich trotz' euch allen!

Ein Menſch! ein Knecht! Ha, daß ich könnt'
Gott, Hölle, Welt und Firmament
mit einem Hauch verderben,
dann wollt' ich freudig ſterben!"

So wüthete verzweiflungsvoll
der arge Gottverächter,
da durch die düſtre Zelle ſcholl
ein teufliſches Gelächter.
Er kennt vor Wuth ſich ſelbſt nicht mehr:
„Verlacht, verdammt!" er ſtiert umher,
ihm ſchlottern alle Glieder,
und kraftlos ſinkt er nieder.

Weh, wenn der Menſch, des Zufalls Knecht,
geht wie ein Thier durch's Leben!
Doch weh auch, wenn er ſich erfrecht,
zum Gott ſich zu erheben!
Dann iſt für ihn nichts heilig mehr,
er greift im frevelnden Begehr
blind in die ew'gen Rechte
der unerforſchten Mächte!

Der Pater — welch ein widrig Bild!
der Wahnſinn an der Feſſel!
Da lag der Frevler ſcheu und wild
und kraftlos in dem Seſſel!
Ach armer Erwin, biſt ſo klein,
und möchteſt gern Gott ſelber ſeyn!
Du wirſt mit tauſend Qualen
den böſen Stolz bezahlen!

Kann das wohl, was du jetzt gethan,
auf morgen dich bereiten?
Das Fest der Himmelfahrt begann,
und wenn die Glocken läuten,
dann sollst im heil'gen Schauspiel du
der Christus seyn! Schickt sich dazu
dein freventliches Sinnen
und teuflisches Beginnen?

Der jetzt verflucht, was heilig ist,
anstatt zu Gott zu beten,
soll heute noch als Jesus Christ
vor fromme Laien treten?
Barmherz'ger Gott, schau gnädig drein,
und sieh nicht, wie sie dich entweih'n!
Auf, Erwin, auf! und winde
dich aus dem Garn der Sünde!

Der Pater schläft. Ihm träumt, er wär'
auf unbekanntem Steige,
und dunkle Nacht war rings umher,
und Moor und Rohrgesträuche,
und vor ihm lief ein Flämmchen hin,
nach diesem stand sein ganzer Sinn;
es leuchtete im Dunkel
wie feuriger Karfunkel.

Er haschte ohne Rast danach,
doch konnt' er es nicht fangen,
und als ihm alle Hoffnung brach,
da rief er voll Verlangen:

„Du herrlich Licht, du göttlich Licht!
Was fliehſt du mich? was weilſt du nicht?“
Da plötzlich war tief unten
vor ihm das Licht verſchwunden.

Ein tiefer Abgrund gähnt' ihn an,
der Weg war abgeſchnitten,
er eilte auf derſelben Bahn
zurück mit ſchnellen Schritten,
da packt's ihn plötzlich an mit Macht,
und zerrt ihn durch die ſchwarze Nacht
riſch über Todtengrüfte
und finſt're Felſenklüfte.

Da ſchwebt heran im Nebelmeer,
den Adler an der Seite,
Johannes, Erwin's Heiliger,
im weißen Strahlenkleide,
Der Pater ſtreckt nach ihm die Hand,
ſo flehentlich, doch da verſchwand
im bleichen Dunſtgefilde
das heilige Gebilde.

Und weiter zerrt's ihn durch die Nacht,
und wirft ihn wild zu Boden,
der Himmel bebt, die Erde kracht,
er krümmt ſich ohne Oden,
und kann nicht auf mehr, und erſchrickt
auf's Neue, als er um ſich blickt,
denn zwiſchen Leichenſteinen
liegt er auf Todtenbeinen.

Und eine große Knochenhand
fährt dräuend aus der Erde,
und krallt ſich feſt in ſein Gewand,
als ob ſie ihn begehrte.
Der Pater ſchreit, wild aufgejagt,
aufſpringt er zitternd, und — erwacht;
des Feſtesmorgens Helle
lag golden in der Zelle.

Der Abt tritt ein mit frommen Gruß:
„'s iſt Zeit, dich anzukleiden,
in wenigen Minuten muß
die Feſtesglocke läuten.
Leg' an das heil'ge Ehrenkleid,
und mach' in Eile dich bereit!
Schon harren alle Brüder!"
und eilends ging er wieder.

Unwillig blickt der Pater drein,
doch nimmt er die Gewänder,
legt ſich um's Haupt den Heil'genſchein,
knüpft die Sandalenbänder
ſich um den Fuß, und iſt bereit:
da tönet hell das Feſtgeläut,
und ruft ihn zur Kapelle
an ſeine heil'ge Stelle.

„Gott dienen? Jämmerliches Loos!
Dem ſoll ich bettelnd fröhnen,
der Luſt dran hat, erbarmungslos
des Menſchen nur zu höhnen?

Der mir das Höchſte äffend wies,
mich in den Staub dann wieder ſtieß?
Heut noch! und dann — mich rächen
und dieſe Feſſeln brechen!“

So knirſcht er wild, ihm kocht das Blut,
er eilt in die Kapelle.
Wie ſtimmt die aberwitz'ge Wuth
ſo ſchlecht zur heil'gen Stelle!
Er betet nicht, er ſinget nicht,
ſtill flucht er ſeiner heil'gen Pflicht,
indeß die frommen Laien
ihm tiefe Ehrfurcht weihen.

Ihr guten Leute, bebt zurück!
Sünd' iſt's, das Knie hier beugen.
O möchte euer kurzer Blick
in's Herz des Frevlers reichen!
Ha, daß ihr ſähtt, wie Jeſus Chriſt
durch dieſen Mönch entheiligt iſt!
Doch nein! Den frommen Glauben,
es würde ihn euch rauben! —

Der heil'ge Augenblick iſt da,
der Heiland ſchwebt gen Himmel!
Mit finſtern Wüthrichsaugen ſah
er auf das Volksgetümmel,
das, während er zur Höhe ſteigt,
andächtig ſeine Kniee beugt,
und ſieht, wie voll Verlangen
die Blicke an ihm hangen.

„Ha, denkt er, daß ich allen euch
die Augen öffnen könnte,
vielleicht, daß ich von Gottes Reich
so manche Seele trennte!
Und Gott, dann ein entlarvter Gott!
Welch süße Rache! süßer Spott!
Jedoch, ihr blinden Laffen,
ihr seid in's Joch geschaffen!"

Schon an der Deckenöffnung, war
er nahe dem Verschwinden,
da zog ihn plötzlich unsichtbar
was an dem Schopfe hinten.
Er sieht sich um, und schrickt zurück,
ihm flirrt es drehend vor dem Blick,
gelähmt sind seine Glieder,
er schwankt und — stürzt hernieder.

Er schmettert hin. Sein Aug' erlischt,
zerschellt sind die Gebeine,
Hirn und Geblüte, graß gemischt,
klebt gischend am Gesteine.
Seht, Laien, seht, das Wort steht fest,
daß Gott sich niemals spotten läßt;
er weiß stets das Verbrechen
zu seiner Zeit zu rächen.

Die Mönche traten allzugleich
laut klagend um den Todten,
und sah'n vor Schreck erstarrt und bleich
das Jammerbild am Boden;

Sie heben ſtill den Leichnam auf,
und weinten heiße Thränen drauf,
und trugen voller Jammer
ihn in die Leichenkammer. —

Noch in der Kloſterkirche iſt
ein blut'ger Fleck zu ſehen,
ſtets feucht, der wird zu keiner Friſt
vertrocknen und vergehen.
Dort fand der Pater ſeinen Tod,
weil frech er Trotz dem Himmel bot;
denn, wer mit Gott will rechten,
verfällt den finſtern Mächten.

19.

Die Amme

zu

Hirschstein.

Am Abhange des Felsens, worauf das Schloß Hi
stein an der Elbe steht, liegt eine, aus Stein gehauene, w
liche Figur mit einem Wickelkinde. Die Zeit der Begeben
ist wahrscheinlich das 15. Jahrhundert.

Zu Hirſchſtein im feſtlich erleuchteten Saal,
da ſaßen die Ritter beim Kindtaufmahl.

Die Becher kreiſten die Tafel entlang,
die Hörner tönten mit luſtigem Klang.

Der Burgherr füllte die Becher voll:
„Trinkt, edle Gäſte! Des Kindes Wohl!“

Die Ritter erhoben die Becher geſchwind:
„Lang' lebe klein Hedchen, das liebliche Kind!“

Hoch ſprützt aus den Bechern der funkelnde Wein,
hell ſchmettern die ſilbernen Hörner darein.

Zur Burgfrau drängen die Gäſte hinan:
„Auf's Wohl eures Kindes ſtoßt mit uns an!“

„O Jeſu Maria, was iſt mit euch?
Eure Wange wird plötzlich ſo todtenbleich!“

Die Burgfrau hält zitternd den Becher voll Wein,
und ſtiert mit erſchrocknen Blicken hinein.

„Ha, ſeht doch! der Wein, wie wird er ſo roth!—
Barmherziger Gott! mein Kind iſt todt!“

Ihr zwängte die Stimme der gräßliche Schreck,
ſie ſchleuderte ſchaudernd den Becher hinweg.

Sie ſchlug ſich die Hand vor die Stirne mit Macht,
ſie hatt' auf die Fragen der Gäſte nicht Acht.

Sie ſtürzt aus dem Saal mit verzweifelndem Sinn,
und rannte in's Kindbettkämmerlein hin.

Sie riß von der Wiege die Decke geſchwind,
und fand nicht darinnen ihr liebes Kind.

Die ſorgloſe Amme, berauſcht von Wein,
war im Seſſel am Fenſter geſchlafen ein.

Die faßt ſie am Arme: „Sag', Amme, geſchwind,
ſag', Amme, wo haſt du mein liebes Kind?“

Die Amme zeigt trunken auf's Fenſter hin:
„„Hier liegt's in der Wiege; ſüß ſchläft es darin!““

„O Jeſu, du ſtürzteſt mein Kind in's Grab!
ſo will ich dich ſchleudern auch wieder hinab!“

Sie faßt wahnsinnig die Amme an,
da bringt ihr Gemahl mit den Gästen heran.

Sie zieht den Gemahl zum Fenster vor,
und raunt ihm verzweifelnd die Mähr in's Ohr.

Da schrickt er zusammen, und faßt voll Wuth
die Amme am Arme: „Das büße dein Blut!"

Hinab in den Garten wohl zog er sie;
die Arme stürzte auf ihre Knie.

Er zückte sein Schwerdt: „Wo das Kindlein mein,
da soll auch die böse Amme nun seyn!"

Die Amme fleht weinend: „Erbarmet Euch!"
Da wimmert der Knabe im Fliedergesträuch.

Der Ritter, wie hastig, zertheilt das Gesträuch,
da lag sein Kind auf schwankem Gezweig'.

Gott schützte den Säugling! Der Fliederstrauch stand
grad' unter dem Fenster am Mauerrand.

Es lebt! Er nimmt an sein Herz es auf,
und trägt es mit Thränen zur Mutter hinauf.

Die Mutter am Boden lag starr und bleich;
aufsprang sie bei der freudigen Mähr sogleich.

Sie küßt und netzt mit Thränen und preßt
an den Buſen ihr Kleines, und umklammert's

Die Ritter voll Rührung holen drauf
die bewuſtloſe Amme vom Garten herauf.

Dann ſchreiten ſie wieder zum feſtlichen Saal
und ſetzen ſich wieder an's frohe Mahl.

Sie ſaßen ſo ſtill, kein Jubel erſcholl;
ſie hatten ja alle die Herzen ſo voll.

Die Amme hat gebetet die ganze Nacht,
und fürder den Säugling getreuer bewacht.

Am Hirſchſteiner Schloſſe, da könnt ihr ſie ſ
mit dem Kinde dort iſt ſie in Stein gehau'n.

so fest.

hau'n,

20.

Das Pagenbette

auf

Königstein.

Bei der Friedrichsburg auf Königstein ist außen vo
Brustwehr herab das Pagenbette zu sehen, das ist ein
des kaum eine Elle breiten, mit Steintafeln belegten, ab
sigen Vorsprunges des Felsens. — Nachstehende Erzä
fällt den 12. Aug. 1665.

Was Schönes iſt ein volles Glas,
nur darf man nicht das rechte Maaß
im Trinken überſpringen,
ſonſt bringt der Wein uns in Gefahr;
das macht ſo manches Beiſpiel klar,
und eins will ich jetzt ſingen.

Der Mond begoß mit bleichem Schein
die alte Feſtung Königſtein,
und fand beim Trinkgelage
ſechs Pagen, die die halbe Nacht
mit Spiel und Zechen durchgebracht
im traulichen Gemache.

Fünf lagen — ach, nicht jeder kennt
des Weines hitzig Temp'rament! —
bewuſtlos unterm Tiſche;
der ſechſte [1]) folgte gern auch nach,
nur hält ihn die Beſorgniß wach,
daß ſie der Herr erwiſche.

Er ruft, er ſchreit, er ſtößt, er zupft,
er tritt, er zerrt, er rauft, er rupft
die traurigen Kollegen;
doch endlich reißt ihm die Geduld,
und lallt er: „Nun iſt's ihre Schuld,
wenn ſie nicht hören mögen."

Er ſchlürft die letzten Neigen aus,
und taumelt heim und klopft an's Haus,
doch läßt ſich Niemand blicken.
Er wartet lang'. „Nun, 's muß nicht ſeyn!
läßt man auch hier mich nicht hinein,
wird ſich's wo anders ſchicken!"

Ein Plätzchen, wo ſich's ruhig ſchlief,
zu ſuchen, wankt er, ziemlich ſchief,
entlang der dicken Mauer,
und kommt an ein Kanonenloch:
„Ha ha, da iſt ein Ausweg noch
aus dieſem Vogelbauer!"

„Da draußen kann mich Niemand ſeh'n,
dort kann ich keck zu Bette geh'n,
und ſchlafen bis zum Morgen.
Hier kann ich herrlich ein und aus."
Er denkt's und ſteigt getroſt hinaus,
und ſchläft, Hans ohne Sorgen.

Er ſchlief gar lang'. Die andern fünf
Zechbrüder hatten ſchon den Schimpf
zur Hälfte überſtanden,
da ſuchte man ihn überall,
bis ihn kurz vor dem Mittagsmahl
zwei Kanoniere fanden.

O Jerum, wie erſchrecken die,
als den vermißten Pagen ſie
da draußen liegen ſehen.
Er lag in ſchrecklichſter Gefahr,
und rückte er ſich um ein Haar,
ſo war's um ihn geſchehen.

Denn hört! Die Feſtungsmauer ſtand
vier Spannen kaum vom Felſenrand,
und auf dem ſchmalen Raume
lag Heinrich, aller Sorgen bar,
daß neben ihm der Abgrund war,
im holden Zechertraume.

Der Churfürſt *) hört's, und eilt herbei,
und heißt der Kanoniere zwei
raſch durch das Schießloch klettern,
und Seile um den Pagen zieh'n,
und drauf aus ſeinem Schlafe ihn
mit drei Trompeten ſchmettern.

Den Spaß nun wollten Alle ſeh'n,
und kamen und bekickerten
im Voraus Heinrichs Schrecken.
Jetzt! die Trompeter ſchmettern ſchon
durch's Schießloch ihren grellen Ton,
den Schläfer rauh zu wecken.

Der Page wird vom Lärmen wach,
und rafft ſich auf ſo ganz gemach,
als ob im Bett er ſchliefe,
blickt ſtolz erſt auf der Lacher Chor,
beugt dann ſich unerſchrocken vor,
und ſchaut keck in die Tiefe.

Und Niemand lacht, und Alt und Jung
ſteht ſchweigend voll Verwunderung,
gelobt wird er von Allen.
Der Churfürſt lächelt mild, und hat
am jugendlichen Inculpai [3])
ſein ſtilles Wohlgefallen.

Der Page ſteigt herein geſchwind,
fällt ihm zu Fuße, und beginnt:
„Ich hab' mich arg vergangen,
und bin zur Büßung gern bereit,
thut mir, wie die Gerechtigkeit
und das Geſetz verlangen."

Der güt'ge Churfürſt faßte ihn
gar ſanft am Kinn: „„Dir ſey verzieh'n
um deiner Jugend wegen.
Dich ſchützte Gott! er ſey mit dir,
wie heute Nacht, ſo für und für
mit ſeinem Schutz und Segen.““

Dies Wort traf ein. Der Himmel war
mit unſerm Pagen immerdar *). —
Die ſchmale Felſenſtätte,
wohin er einſt zu Bette kroch,
heißt ihm zum Angedenken noch
bis heut das Pagenbette.

Anmerkungen.

1) Sein Name war Karl Heinrich von Grünau.

2) Churfürst Johann Georg II., der von 1656 bis 1680 regierte.

3) Inculpat iſt der eines Verbrechens Beſchuldigte.

4) In mehrern Lebensgefahren ſchien eine unſichtbare Hand den von Grünau zu beſchirmen. So ſetzte einſt ſein ſcheugewordenes Pferd von der Dresdner Brücke mit ihm hinab in die Elbe, aber auch hier ward er glücklich gerettet. Als Auguſt II. 1740 auf ſeiner Reiſe nach Polen durch Bischoffswerda kam, machte ihm Heinrich von Grünau daſelbſt als hoher Greis ſeine Aufwartung. Er lebte zu Schmölln bei Bischoffswerda bei ſeiner Schweſter, einer Frau v. Staupitz, aber nach deren Tode mußte er zu einem Bauer, Namens Dreßler, ziehen, wo er bei der geringen Penſion von 16 Thalern jährlich ſehr dürftig leben mußte. Doch behielt er immer ſeine gute Laune bei, und erzählte den Bauern ſeine Schwänke und Poſſen, ſo daß ihn dieſe, als er am 9. Decbr. 1744 im 107. Lebensjahre ſtarb, herzlich betrauerten.

21.

Der Einsiedler

bei

Dippoldiswalde.

In der Dippoldiswalder Heide, eine halbe Stunde nördlich von der Stadt, steht ein großer Sandsteinfelsen mit einer wenig bedeutenden Höhle, welcher der Einsiedler heißt. Die auf demselben befindlichen Spuren von Gemäuer heißt die Dippoldsklause, und der nahe Quell der Einsiedlerbrunnen. Ohnweit davon stehen die Trümmer einer alten Kapelle. Die Sage selbst beginnt in den letzten Regierungsjahren Kaiser Heinrichs I., des Finklers, etwa um 933, und endet um 960. Der in derselben erwähnte Boleslav ist Boleslav II., der Fromme, welcher, seit 967 Herzog von Böhmen, 971 das Christenthum in Böhmen einführte, das Erzbisthum Prag und mehrere Kirchen stiftete.

Müde, nur der Welt zu leben,
barg zu Kaiser Heinrichs Zeit
sich der alte fromme Dippold
in des Waldes Einsamkeit.
Eine Klause ward die Stätte
seines Wohnens und sein Bette
dürres Moos und Farrenkraut,
Früchte dienten ihm zur Speise,
die nach frommer Klausner Weise
er im Gärtchen sich erbaut.

Rings vor seiner Felsenklause
hatte sich der fromme Greis
eingezäunt ein kleines Gärtchen
und bebaut mit regem Fleiß.
Drinnen zog er süße Beeren,
weiße Rüben, rothe Möhren
sorglich gärtnernd, und begoß
sie aus dem krystallnen Quelle,
dessen schmale Silberwelle
längst am Zaun vorüberfloß.

Auch vergaß er nie die größ're
Pflicht getreulich zu versehn,
und an die geweihte Stätte
täglich zum Gebet zu gehn.
Nahe seiner Felsenzelle
stand im Walde die Kapelle
der hochheil'gen Barbara,
wo der Klausner voller Freuden
treulich die Obliegenheiten
eines Kapellan versah.

Wandrer, die den Wald durchzogen,
ſprachen bei Dippolden ein,
ließen ſich von ihm mit Freuden
für die Chriſtuslehre weih'n.
Denn in ungeſchminkter Klarheit
floß die heil'ge Gotteswahrheit
von des frommen Greiſes Mund,
und was ihm die Lippe wehrte,
gab des Lehrenden Geberde
und ſein Blick dem Schüler kund.

Keiner durfte ungetröſtet,
keiner zweifelnd von ihm zieh'n,
alle dankten ihm mit Thränen,
ſegneten und prieſen ihn,
trugen mit entzücktem Munde
von dem frommen Greis die Kunde
fernhin in das Böhmerland;
auch des Herzogs edlem Sohne,
Erben einſt der böhm'ſchen Krone,
ward des Klausners Lob bekannt.

Längſt ſchon war der bied're Jüngling
allem Götzenopfer feind,
und der heil'gen Chriſtuslehre,
wie er ſolche kannte, freund.
Jetzt, als er von Pilgern hörte,
wie und wo der Klausner lehrte,
hatt' er nimmer länger Ruh,
ſchied vom väterlichen Schloſſe
ſtill, und ritt auf ſchnellem Roſſe
ſtracks nach Dippolds Haide zu.

Nach drei Tagereiſen kam er
bei der Felſenklauſe an;
jätend kniet' in ſeinem Gärtchen
juſt der alte fromme Mann,
doch als er den Fremdling nahe
vor dem Zaune halten ſahe,
ſtand er eilends auf, und ſprach:
„Edler Ritter, ſeyd gegrüßet,
und ſo's euch gefällt, genießet
bei mir einen Ruhetag."

Boleslav [1]) — ſo hieß der Böhme —
ſtieg vom Roſſe flink, und band
es am Pförtchen feſt, und reichte
ihm zum Gegengruß die Hand:
„„Ja, gern will ich bei euch raſten,
und ihr werdet von den Laſten
banger Zweifel mich befrei'n;
von euch will ich all' die Lehren
eures heil'gen Jeſu hören,
und ein frommer Schüler ſeyn!""

Freudig glänzte Dippolds Auge:
„Heil euch, Heil! wer ihr auch ſeyd,
euer guter Engel führte
euch in dieſe Einſamkeit.
Kommt, ihr ſollt den Gott erkennen,
den wir Chriſten Vater nennen,
ſollt euch des Erlöſers freu'n.
Kommt!" Mit freudig raſchem Schritte
führte Dippold in die Hütte
ſeinen neuen Schüler ein.

Stundenlang oft ſaßen Beide
in der Laube friſchem Grün;
Boleslav ließ keine Lehre
ſpurlos ſeinem Ohr entflieh'n.
Alles ſchien nach ſeinem Meinen
ihm genehm, und hatt' er keinen
Zweifel jemals ſich erlaubt;
aber bei der großen Lehre,
daß ſich rächen Sünde wäre,
ſchüttelt' er ſein lockigt Haupt.

„„Aber ſeht, ehrwürd'ger Vater,
— unterbrach er ſanft den Greis —
warum, wenn ich Böſes ſehe,
wird's im Herzen mir ſo heiß?
Warum ſoll ich mit dem Schlechten,
wenn ich beſſer bin, nicht rechten?
Habt ihr mir doch ſelbſt geſagt:
Wehe, wer durch Uebelthaten
ſeinem Nächſten Leid und Schaden
boshaft zuzufügen wagt!""

„Weh dem Böſen! — rief der Klausner —
weh ihm, wehe! Aber wißt,
daß, das Rächeramt zu üben,
ein Alleinrecht Gottes iſt!
Kann der Menſch ja nie auf Erden
allen Makels ledig werden,
daß er könnte Richter ſeyn;
darum ſoll er ohne Klagen
ſeines Nächſten Fehler tragen,
und den Irrenden verzeih'n."

„Doch genug jetzt! Zur Kapelle
ruft mich meine heil'ge Pflicht.
Gießt indeß die Rübenbeete,
auch verſäumt das Jäten nicht!"
Raſch, als ob er Eile habe,
griff der Greis zu ſeinem Stabe,
eilte in den Wald hinein,
Boleslav ging mit den Kannen
an den Quell. Die Wäſſer rannen
luſtig über Stock und Stein.

„Gutes Brünnlein, biſt der Reinheit
und der Freiheit treues Bild,
ein Cryſtall iſt jeder Tropfen,
der aus deiner Tiefe quillt!
Ob dich Steine rings umdrängen,
und dein Kieſelbett verengen,
ſuchſt dich friedlich zu befrei'n;
rächſt dich nicht an dieſen Steinen,
ja du wäſchſt ſie noch mit deinen
klaren Wellen hell und rein!"

Tiefbewegt in inn'rer Seele
ſchöpft er ſeine Kannen voll,
und begießt die Rübenbeete,
hackt und jätet, was er ſoll;
und wie Alles iſt vollendet,
tritt er an den Zaun, und wendet
ſeine Blicke auf den Quell.
Lange ſchaut er in die Wäſſer —
ſeines Zweifels Nacht wird bläſſer,
und Erkenntniß dämmert hell.

Nur der Fichten Wipfel glühten
noch im goldnen Abendſchein;
immer ſchaute noch der Jüngling
ſinnend in den Quell hinein.
Immer ſanfter, immer milder
lächelten der Zukunft Bilder
aus dem Quell in ſeinen Blick,
da vernahm er nahe Tritte;
durch der Fichten dunkle Mitte
kam der fromme Greis zurück.

Wohlzufrieden flog ſein Auge
durch der Beete ſaubern Kreis,
und mit freudigmildem Blicke
lobt' er ſeines Schülers Fleiß,
brach zum Nachtmahl dann die beſten
reifſten Aepfel von den Aeſten,
pflückte Schoten noch dazu,
und als ſolches war genoſſen,
und die Gartenthür verſchloſſen,
gingen Beide ſtill zur Ruh.

Mitternacht war ſchon vorüber;
auf der Lagerſtatt von Moos
ſchliefen, noch im erſten Schlafe,
Beide ſanft und ſorgenlos.
Da ward's draußen plötzlich rege,
juſt, als ob der Zaun zerbräche,
und der Klausner wurde wach.
Aengſtlich lauſcht' er, was es werde —
ſtill war Alles; und er hörte
nur ein tiefes dumpfes Ach.

Rüttelnd weckt er ſeinen Schüler,
und erzählt, was er gehört;
aufſpringt Boleslav, und zündet
raſch das Windlicht, und bewehrt
ſich mit ſeinem Schwert. Drauf gehen,
um zu ſeh'n, was wohl geſchehen,
Beide in des Gärtchens Flur;
unter einem Apfelbaume
lag auf blutgetränktem Raume
eine menſchliche Figur.

Dippold bebt. Der Jüngling leuchtet
mit dem Lichte näher hin:
„„Ha, ein Dieb! Seht da, das Körbchen!
die geſtohl'nen Aepfel drin!
Seht, wie da die Aeſte liegen!
Der iſt auf den Baum geſtiegen,
und wohl hoch herabgeſtürzt.
Wimm're, ſollſt nicht lange wimmern!
Will den Schädel dir zertrümmern,
— daß dein Leiden ſich verkürzt!““

Zornig zuckt er mit dem Schwerte,
doch der greiſe Klausner hält
ihm den Arm: „Halt ein, Verwegner!
Biſt zum Richter du beſtellt?—
Weg das Schwert, und laßt uns eilen,
daß wir ihn vielleicht noch heilen!
Faßt ihn nur behutſam an!“
Boleslav gehorcht. Sie ſchlagen
in die Mäntel ihn, und tragen
in die Klauſe ihn hinan.

Dippold wäſcht ihm ſeine Wunden,
legt ihm Spinnewebe drauf,
und der Kranke regt ſich wieder,
ſchlägt die ſtieren Augen auf.
Boleslav, der nie an Dieben
ſolche Großmuth ſahe üben,
ſchüttelte ſein lockigt Haupt,
und begann: „„Könnt ihr verwetten,
daß der, den wir heute retten,
nicht ſchon morgen wieder raubt?““

Strafend da mit finſterm Auge
ſprach der Greis: „Das weiß ich nicht!
Aber wär's auch; ihm zu helfen,
das iſt heute meine Pflicht!
Ein Gebot iſt uns geſchrieben,
Großmuth auch am Feind zu üben,
wie ſie Chriſtus einſt geübt!
Alle Menſchen ſind ja Brüder.
Darum, ſo frag' niemals wieder,
wenn ihr irgend mich noch liebt!“

Durch das ernſte Wort erſchüttert,
ſchweigt der Jüngling ſtill dazu,
und begiebt ſich, da der Klausner
ſein nicht mehr bedarf, zur Ruh.
Aber Dippold wacht mit Sorgen
bei dem Kranken bis zum Morgen,
hülfreich ſtets um ihn bemüht,
ſo daß früh vom Schlaf ermuntert
Boleslav ihn hochverwundert
noch bei ſelbem ſitzen ſieht.

Da erwachte auch der Kranke,
wie aus langem Todesſchlaf,
und erſchrack in tiefſter Seele,
als ſein Blick den Klausner traf.
Lange lag er ohne Regen,
bis er, über ſein Vermögen
haſtig, auf vom Lager ſprang,
und, vom Ungeſtüm der Schmerzen
und der Scham zerknirſcht im Herzen,
ſchluchzend Dippolds Knie umſchlang.

Doch der hob ihn auf voll Güte,
und begann: „Was du gethan,
rechne dir's der Herr des Himmels
im Gericht dereinſt nicht an.
Waſche dich von deinen Sünden,
daß du Gnade mögeſt finden!“
So der Greis mit ernſtem Ton,
Als ob's ihm das Herz zerreiße,
ſtand der Sünder vor dem Greiſe,
und zerknirſcht ging er davon.

Da ergreift's den Jüngling plötzlich,
wie mit himmliſcher Gewalt,
auf die Kniee ſtürzt er nieder
vor des Greiſes Hochgeſtalt:
„Tauft mich, Vater! hört mein Flehen!
tauft mich! Jetzt hab' ich geſehen,
wie's ſo ſchön iſt zu verzeih'n!
Tauft mich! Gern will ich verſprechen,
nur durch Liebe mich zu rächen;
weiht mich, Vater, weiht mich ein!“

Dippold preßt mit feuchtem Auge
    ſeinen Schüler an die Bruſt;
der Triumph des Glaubens iſt ja
    ſeinem Herzen Himmelsluſt.
Freudig tauft' er ihn am Quelle,
führt' ihn dann in die Kapelle,
    und noch manches fromme Wort,
gab er ihm mit auf die Reiſe.
Reich im Herzen ritt vom Greiſe
    Tags darauf der Jüngling fort.

Viele fromme Wandrer ſprachen
    bei dem greiſen Klausner ein.
ließen ſich an ſeinem Quelle
    für die neue Lehre weih'n,
bauten in des Waldes Mitten
nah der Klausnerei ſich Hütten,
    und ſo allgemach entſtand
eine Stadt, die frommer Weiſe,
zum Gedächtniß jenem Greiſe,
    Dippoldswalde ward genannt.

22.

Der Gänſerich

zu

Pegau.

In Pegau ist an dem sich an das Rathhaus lehnenden Brückenbogen, der die Ober- von der Niederstadt trennt, ein geköpfter Gänserich in Stein gehauen. Nachstehende Begebenheit, deren geschichtliche Glaubwürdigkeit wohl nicht zu bezweifeln ist, fällt in das Jahr 1664.

Am Fenſter ſtand harrend Zinngießers Brigitte,
und ſchaute hinaus in den bunten Gedrang;
hell rief zu dem luſtigen Gänſerichritte
der Zinken und Pfeifen weitgellender Klang.

„Ei ſeht doch die ſtattlichen Burſchen! Wie reiten
ſie prächtig geputzet zum luſtigen Spiel!
Wie ſtolz doch die Kämmerers Jüngferchen ſchreiten!
pfui Guckuck, die wiſſen ſich heute mal viel!“

Da ritt aus der Burſchen lautjubelnder Mitte
der Schönſte von Allen zum Fenſter heran:
„Mach' hurtig nur, herzallerliebſte Brigitte,
mach' hurtig und putze und ſchuhe dich an!“

Er hatte die ſchöne Brigitte zum Liebchen,
der ſtattliche Gerbergeſelle Fritz Schmidt;
das liebende Mädchen ſchloß eilends das Stübchen,
und ging zu dem Spiele von Herzen gern mit.

Und wie in dem roſenen Feiertagskleide
heraus zu der Thüre des Hauſes ſie ſprang,
da grüßte der Zug ſie mit jauchzender Freude,
da tönten die Zinken mit luſtigem Klang.

Drauf geht es flugs weiter durch alle die Straßen
hinaus zu des Spieles umzäunetem Plan,
die rüſtigen Pegauer Stadtpfeifer blaſen
mit Zinken und Hörnern gar luſtig voran.

Und immer noch mehrt ſich die Reihe der Mädchen,
die ſchönſten in Pegau, heut ſind ſie zu Platz,
ein jeglicher wack're Geſelle im Städchen
hält heute wohl ſeinen treueigenen Schatz.

Und wie nun der Zug hinaus auf die Stelle
des Spieles gekommen, da eilen behend
die Mädchen mit fröhlich wetteifernder Schnelle
längſt über die Bahn bis zum äußerſten End'.

An zween mit Blumen umwundenen Stangen
war quer ob der Bahn eine Leine geſpannt,
und mitten an dieſe nun wurde gehangen
ein lebender Gänſ'rich an hanfenem Band.

Das Thier hing acht Ellen hoch über der Erden,
im geſtreckten Galoppe nun mußte man ihn,
um Sieger und König im Spiele zu werden,
mit Gewalt ſeinen hanfenen Banden entzieh'n.

Und hoch auf der Stangen vergoldeten Spitzen,
da hing für die Sieger der rühmliche Preis,
Halskragen und Tücher und Westen und Mützen
am lustig sich schaukelndem Ebischenreis.

Die Burschen bestimmten die Reihe durch's Boosen,
die Sieben, die böse, erlooste sich Schmidt;
die Mädchen beschossen die Reiter mit Rosen,
sie neckend ermunternd zum lustigen Ritt.

Der Erste gab jubelnd dem Gaule die Sporen,
und griff nach dem Gänserich im vollen Galopp,
doch hätt' er beinahe den Sattel verloren,
laut lachten die neckischen Mädchen darob.

Der Zweite, der Dritte, der Vierte, der Fünfte,
der Sechste, sie theilten des Ersten Geschick,
Der Eine wohl lachte, ein Anderer schimpfte,
ein Dritter auch zog sich voll Aerger zurück.

Noch schwebte der Gänserich hoch an der Leine,
da sprengte stilllächelnd der Gerber hinan,
und glücklich erhascht' er den Vogel am Beine,
und zerrte mit möglichsten Kräften daran.

Wohl wand sich der Gänserich wüthend im Ringe,
biß grimmig und schlug mit den Flügeln umher,
doch fest hielt der Gerber die hanfene Schlinge,
als ob er dran selber gebunden mit wär'.

Er ſchwebt überm Sattel, ſein Rappen entweichet,
ſtill ſieht es die Menge, und mahnt ihn zum Muth,
da plötzlich ſpringt er herab und erbleichet
und ſinket zu Boden, beträufet von Blut.

Zuſpringen die Burſchen, zuſpringen die Mädchen,
und heben den blutenden Jüngling empor;
o Jeſu, es ſprang wie ein purpurnes Fädchen
das Blut aus zerbiſſenen Adern hervor

Brigitte umſchlang ihn, und netzt ihn mit Zähren:
„Herzliebſter! Ach Herrgott! Mein Friedrich iſt todt!
O daß wir vom Spiele geblieben doch wären!
Helft, Leute! — Er ſtirbt mir! Barmherziger Gott!“

Sie riß ſich vom Nacken den linnenen Kragen,
ſie riß ſich vom Kleide den Saum, und umwand
die Wunden, doch unaufhaltſam durchbrachen
die Ströme des Blutes jedweden Verband.

Da ſtürzte verzweifelnd ſie neben ihm nieder,
die Geſpielinnen trugen ſie weinend nach Haus,
ſie ſahe den Inniggeliebten nicht wieder,
er hauchte ſein Leben vor Abend noch aus.

Kaum daß ihm die Aerzte die Adern verbanden,
da ſchloß ſein verglommenes Auge ſich zu;
drei Tage drauf trugen die Innungsverwandten
ihn nach Sanct Johannis [1]) zur ewigen Ruh.

Brigitte lag ſiechend vor Jammer danieder,
und klagte und weinte und härmte ſich ab,
und kaum noch kehrte der Frühling wieder,
da grub man an Friedrichs Seite ihr Grab.

Der Gänſerich welcher ſo Schweres verſchuldet,
ward drauf an der Brücke in Sandſtein gehau'n,
das Gänſerichreiten war nie mehr geduldet,
und nie eine Gans mehr in Pegau zu ſchau'n. *)

Anmerkungen.

1) Die Sanct Johanniskirche in Pegau ist zugleich die Begräbnißkirche.

2) Den Pegauern ward alsbald das Volksfest des Gänsereitens, so wie auch das Halten der Gänse innerhalb der Stadt untersagt, und noch jetzt darf sich keine Gans in Pegau blicken lassen.

23.

Schlossers Gundchen

von

Dederan.

Diese geſchichtlich wahre Begebenheit fällt kurz nach der Erbauung der Auguſtusburg, welche Churfürſt Auguſt, Heinrichs des Frommen Sohn und Moritzens Bruder, in den Jahren 1568 bis 72 vollendete.

Von Auguſtusburg nach Oed'ran
fuhr durch Finſterniß und Regen
ein Geſpann mit zween Fackeln
langſam in den rauhen Wegen.
Drinnen ſaß der Churfürſt Auguſt
und, geſchmiegt an ſeine Seite,
ſeine liebe Gattin Anna,[1])
nah der neunten Mutterfreude.

Anna ſaß ſo ſtumm und traurig,
ſtill bekämpfend ihre Wehen;
doch ſie konnt's es nimmer tragen,
bat verſchämt mit leiſem Flehen:
„Laß uns, Auguſt, wenig Stunden
nur hier raſten! Ach, mich plagen
bitt're mütterliche Schmerzen,
daß ich's kann nicht länger tragen!"

„„Aber hier in Froſt und Regen
können wir unmöglich raſten;
wollen uns, herzliebe Anna,
lieber bis nach Oed'ran haſten!""
So der Churfürſt, und ſein Diener
muß die Roſſe mächtig treiben,
daß ſie bald nach Oed'ran kommen,
um da über Nacht zu bleiben.

Doch als ſie die Stadt erreichten,
war ſchon Mitternacht verfloſſen,
alle Fenſter ringsum finſter,
alle Thüren feſt verſchloſſen.

Und die edle Fürſtin möchte
alles Aufſehn gern vermeiden,
und in keiner Herberg' ſchlafen,
ſondern nur bei Bürgersleuten.

Da, o Freude, blinkt' ein Lichtchen
ihnen durch die Nacht entgegen,
und am hellen Erkerfenſter
ſchien ſich etwas zu bewegen.
Gundchen war's, des Schloſſers *) Tochter,
die vom frohen Kindtaufſchmauſe
mit dem alten guten Vater
erſt vor kurzem kam nach Hauſe.

Wunderlieblich war das Mädchen,
Wangen roth wie junge Roſen,
ihre Stirne weiß und ſammtig
wie die Haut der Aprikoſen,
wie Vergißmeinnicht die Augen,
ſchöngelockt die ſchwarzen Haare,
ſchlank ihr Wuchs wie junge Birken,
und ihr Alter zwanzig Jahre.

Aus den Locken wand ſie eben
die mit Gold durchwirkten Bänder,
lüpfte Buſen, Hals und Nacken
von dem Zwange der Gewänder.
Seitwärts in dem Sorgenſtuhle
ſaß ihr Vater, ſich entkleidend
und dabei verſchmitzt die Augen
an der Tochter Schönheit weidend.

Horch, da ruft es auf der Straße;
Gundchen ſchaut hinaus, und höret
ſtaunend, wie ein Unbekannter
Einlaß in das Haus begehret.
Furchtlos mit dem Meſſinglämpchen
eilet ſie die Stiegenſtufen
flink hinab, und ſchließt die Thür auf,
ſchelmiſch fragend, wer gerufen.

Da, am Arm die kranke Gattin,
tritt der Churfürſt ihr entgegen:
„Liebes Mägdlein, willſt du heute
deine Fürſtin Anna pflegen?
Sieh, ich bin dein Churfürſt Auguſt,
und will heute bei euch wohnen,
aber darfſt kein Wörtchen ſchwatzen!
reichlich will ich dir's belohnen."

Leis vertraut er noch der Dirne,
was der kranken Fürſtin fehle,
bindet ihr mit ſanfter Bitte
ihre Pflege auf die Seele.
Gundchen neigt ſich freundlich nickend
vor dem Fürſten, und geleitet
ihn hinauf zu ihrem Vater,
der nicht weiß, was das bedeutet.

Lange ſteht er ſtumm und ſchüchtern,
als ob er's nicht glauben könne,
daß er den verehrten Churfürſt
ſeinen Gaſt für heute nenne,

aber durch des Fürſten Fragen
kommt er allgemach in's Schwatzen,
und erzählt von ſeinem Gundchen,
von dem Pabſt und Nachbars Katzen.

Gundchen auch in ihrer Kammer
war indeſſen vielbeſchäftigt,
hatte die ohnmächt'ge Fürſtin
mit dem Balſamglas gekräftigt,
hatte ſie aufs Bett gehoben,
und behutſam ausgekleidet,
ſie in ſüßen Schlaf geplaudert,
und Meliſſenthee bereitet.

Jeden Odenzug belauſchend
ſaß ſie neben ihr am Bette
rieb ſie ſanft mit Oel und Kräutern,
daß ſie ſüße Lind'rung hätte;
und die Freude! Anna wachte
ſchon nach zween Ruheſtunden
neugeboren auf vom Schlafe,
und ihr Leiden war verſchwunden.

Gundchen ſtrählt ihr nun die Haare,
legt ihr an die Sammtgewänder,
den mit Schmelz beſetzten Gürtel,
Spangen, Glöckelein, Perlen, Bänder.
Freundlich küßt die edle Fürſtin
ihr die holdgegrübten Wangen:
„Sag' nun meinem Gatten, daß ich
ſeiner harre voll Verlangen."

Gundchen ging; der gute Churfürſt,
hochentzückt ob ſolcher Kunde,
flog in Anna's Arm, und hörte
Gundchens Lob von ihrem Munde,
ſtrich ihr ſanft das Kinn, und drückte
einen Beutel, ſchwer von Golde,
ihr gar freundlich in die Hände:
„Nimm zum Lohne dies, du Holde!“

Aber Gundchen zog die Hände
raſch zurück vor ſolcher Gabe:
„„Das ſey fern! Mir gnügt es, wenn ich
eure Huld errungen habe!““
Still ſich ſolchen Sinnes freuend,
ſpricht der Fürſt mit ſanftem Tone:
„Nun ſo ſag', du Herzensmägdlein,
wie ich deine Mühe lohne?“

Gundchen, die die Schürzenzäckchen
ſinnend glättet und zerknittert,
während eine dunkle Röthe
über ihre Wangen zittert,
liſpelt, ſich zur Fürſtin wendend:
„„Ja, mein höchſter Wunſch auf Erden
wäre, wenn ihr erſt entbunden,
eure Dienerin zu werden.

O ihr ſollet, hohe Fürſtin,
nie ſaumſelig mich erblicken!
Doch, die arme Schloſſerstochter —
nein! das will ſich doch nicht ſchicken!

Ei ich Närrin, daß ich vor euch
ſolch ein hohes Glück begehret!
Haltet's meinem Stand zu Gute,
thut, als ob ihrs nicht gehöret!""

Freundlich bittend ſchaut die Fürſtin
in die Augen ihres Gatten;
dieſer nickt mit mildem Lächeln,
Gundchens Wünſche zu geſtatten.
„Wohl, ſpricht Anna drauf, ſo will ich
dich zu meiner Zofe wählen,
und der Schloſſerstochter, hoff' ich,
wird der Adelsbrief nicht fehlen.

Fromme Unſchuld adelt höher,
als es Kaiſer je vermögen!
Kunigunde, du ſollſt fürder
bei mir ſeyn auf allen Wegen!
Sollſt ſchon heute mich begleiten,
noch vor Tage geht es weiter,
brauchſt dabei nichts mitzunehmen,
als die beſten deiner Kleider."

Gundchen neigt ſich tief, und danket
freudig überraſcht dem Paare.
Sinnend reibt der Meiſter Schloſſer
mit dem Käppchen ſich die Haare:
„Hm, und bei mir alſo bliebe
keines mehr von meinen Kindern?
Nun, meintwegen! geh nur, Gundchen,
will dich nicht am Glück verhindern!"

Doch als früh der Reisewagen
mit der Tochter weiter rollte,
weint' er heimlich, als ob Gundchen
niemals wiederkehren sollte.
Still, der Fürstin gegenüber
saß das Mädchen! Heimweh preßte
aus dem Aug' ihr manches Thränlein,
das die Wangen lieblich näßte.

Aber bald im schönen Dresden
war die Bangigkeit verschwunden;
ihre Fürstin Anna wurde
glücklich eines Sohns entbunden.
Gundchen mühte sich, durch Sorgfalt
vor den andern Zofen allen
immer mehr mit jedem Tage
ihrer Herrin zu gefallen.

Bald der neuen Zofe schenkte
Anna ihre ganze Gnade;
bei des Fürstensohnes Taufe
war die Schlosserstochter Pathe,
und zur Edeldam' erhoben,
führte sie nach einem Jahre
von Koppelius, der Freiherr,
als Verlobte zum Altare.

Anmerkungen.

1) Anna, in der Reihe der Churfürstinnen als Mutter Ann bekannt, eine dänische Prinzessin, gebar ihrem Gemal 9 Söhne und 6 Töchter.

2) Der Schlosser hieß Meister Matthesius, bewohnte das Hau welches jetzt Nummer 108 ist.

3) Nachkommen des Herrn Boppelius und Kunigundens leb noch jetzt, sind aber seit Jakob von Boppelius dem Soh Kunigundens, dessen Benehmen das strenge Kriegsrec Gustav Adolphs im dreißigjährigen Kriege wohl zu ba bestrafte, ihres Adels verlustig geworden.

24.

Der Bock

von

Bockau.

Weckau, Bergflecken im Kreisamte Schwarzenberg, ist durch seinen Arzneikräuterbau bekannt genug. Nacherzählte Sage, deren geschichtliche Grundlage wohl leicht zu erkennen ist, fällt wahrscheinlich in das 15. Jahrhundert.

Ein Hirte ſaß
im grünen Gras,
und eng an ſeiner Seite
gar hold und fein
ein Mägdelein
im blauen Schäferkleide.

Sie küßten ſich
ſo inniglich,
doch ohne Scherz und Lachen.
Es ſchien ihr Herz
ein ſtummer Schmerz
und Kummer ſchwer zu machen.

Wohl war die Maid
gar gern bereit
zur Treue bis zum Grabe;
doch ach, ein Bock
und Schäferrock
war ſeine ganze Habe.

Ihr galt das gleich,
sie war ja reich,
jedoch ihr Vater wollte,
daß sie, als sein
lieb Töchterlein,
nach Reichthum freien sollte.

Das Mägdlein sprach
gar traurig: „Ach,
bald müssen wir uns meiden,
weil Gut und Geld
in dieser Welt
die Herzen tückisch scheiden.

Gern gäb' ich mich
ganz hin an dich,
wollt' keinen Andern wählen;
doch würde dir
alsdann und mir
der Vatersegen fehlen!"

Die Beiden drauf
sieh'n weinend auf,
die Maid, um heim zu gehen,
der Hirt, einmal
im nahen Thal
nach seinem Bock zu sehen.

Der Bock war fort,
nicht da, nicht dort,
nicht dort, nicht da zu finden.
Wehklagend irrt
der arme Hirt
in Feldern und in Gründen.

Der Abendſtrahl
ſchied ſchon vom Thal,
der Bock, ach! blieb verſchwunden.
Der Hirte rief
ihn laut, und lief
die Füße ſich voll Wunden.

Er irrt im Wald;
da plötzlich ſchallt
ein Meckern. Voller Freude
lief er, und fand
am Waldesrand
den Bock auf fetter Weide.

„Was machſt du hier,
du gutes Thier?
Haſt du mich ganz vergeſſen?
Ei ſieh, du haſt
an ſüßer Maſt
dich voll und ſatt gefreſſen!

Was iſt denn das?
Ha, Sandriedgras!
und Alant, welche Länge!
Da Bärendill,
dort Bergkamill'
und Engelswurz die Menge!

Dies Alles, ei!
giebt Arzenei,
das kann ich hoch verkaufen.
Wie will ich gern
nun nah und fern
das ganze Land durchlaufen!

Er ſinkt aufs Knie
ſo froh, wie nie:
„Ja, Gott, du hilfſt dem Armen!
Ich danke dir,
daß du mit mir
haſt gnädiges Erbarmen!

Bin ihr nun gleich,
wie ſie ſo reich,
brauch' mich nicht mehr zu grämen!
Ihr Vater wird
den armen Hirt
bald gern zum Eidam nehmen!"

Flink las er drauf
die Kräuter auf,
und band ſie feſt in Bunde,
belud damit
den Bock, und ſchritt
raſch aus dem Wieſengrunde.

Als Gärtnersſohn
wohl kannt' er ſchon
von Jugend auf die Pflanzen,
und zum Verkauf
im flinken Lauf
trug er ſie nun im Ranzen.

Kaum ging ein Jahr
vorbei, da war
beträchtlich ſein Vermögen,
und obendrein
das Liebchen ſein
mit ihres Vaters Segen.

Wie dies im Land
nun ward bekannt,
da bauten ihrer mehre
ein Städtlein dort,
das hieß ſofort
Bockau, dem Bock zur Ehre.

Die Kräuterleut'
durchzieh'n noch heut
das Land im Leinwandkittel,
in Reff und Sack
den Schnupftaback,
als allprobates Mittel.

25.

Die Räuberhöhle am Schafteiche

bei

Glauchau.

Am Schafteiche, welcher ½ Stunde im Umfange, nördlich von Glauchau fast den ganzen ebenen Raum zwischen dem Scherberge, der Mulde und der Lungwitz erfüllt, entdeckte man 1793 einen unterirdischen Gang, der mannshoch und durch festes Gestein, wohin? weiß man nicht, stollenartig fortgeht, und die Räuberhöhle genannt wird. Nachstehende Sage dürfte in Anfang des vorigen Jahrhunderts fallen, da sie noch lebende Glauchauer von ihren Großvätern, als welche es erlebt hätten, erzählen gehört haben. Freilich müßte da die Räuberhöhle schon früher bekannt gewesen seyn.

Bei Glauchau iſt ein großer Teich,
und nahe an des Teiches Rand
iſt eine Höhl', an Schätzen reich,
die Räuberhöhle nur genannt,
weil dort vor vielen vielen Jahren
verrufne Räuberbanden waren.
Bei jener Höhle noch dabei
ſteht eine große Schäferei.

Dort dient einmal ein armer Hirt,
der hat ein einzig Söhnlein nur,
das ſpielt, ſobald es Abend wird,
am Teiche auf der grünen Flur.
Wie hat's der Arme ſchlecht hienieden!
muß eines Fremden Schafe hüten,
und weiß ſein eigen Kind allein
und ohne alle Obhut ſeyn!

Der Knabe Veit war erſt elf Jahr,
doch ſchon ein recht verwegnes Blut.
Er kam wohl öfter in Gefahr
durch ſeinen unbeſonn'nen Muth.
Oft ſtand er lange vor der Höhle,
und dachte ſo in ſeiner Seele:
„Ja, fänd' ich nur den Weg zurück;
ich lief' hinein mal auf gut Glück."

Einſt ſtand er auch im Abendſchein
am Eingang jener Höhle noch,
und ſah, wie neben ihm hinein
lautkackernd eine Henne kroch.
Schwarz war ſie und geſprengt mit Golde,
und dockt', als ob ſie legen wollte.
„Ei, denkt er, die legt da hinein!
Ihr Neſt muß in der Höhle ſeyn."

Die Gierde, dieſes auszuſpähn
läßt ihm von nun an keine Ruh.
Er will durchaus die Eier ſehn,
nur weiß er keinen Weg dazu.
Gar leicht ja konnt er in den wirren
und finſtern Schluchten ſich verirren,
wo ihm — das ſah er nur zu klar —
der Hungertod zu ſterben war.

Alltäglich mit dem Abendſtrahl
zieht's mächtig ihn zur Höhle hin.
Er ſieht die Henne jedes Mal,
und endlich kommt ihm was zu Sinn.
Daß er zurück ſich wieder findet,
nimmt er ein Knäuel Garn, und bindet
es außen feſt an einen Stein,
und fängt die Henne glücklich ein.

Er bindet an die Pfote ihr
des Garnes End' mit leichter Müh,
und ohne daß das Wunderthier
dabei ſich ſträubte oder ſchrie.

Drauf läßt er ſie nach Willen gehen,
und ohne ſich mehr umzuſehen,
geht er ihr nach. Der Faden weiſt
ſich ab, ſo wie die Henne läuft.

Er hält ihn ſorglich in der Hand,
damit, wenn ja von ohngefähr
die Henn' im Finſtern ihm verſchwand,
er doch des Rückwegs ſicher wär',
und folgt ihr mit getroſter Seele,
und kommt tief in die finſtre Höhle,
und fürchtet nur, daß ſich das Neſt,
im Finſtern nicht erkennen läßt.

Da wird es plötzlich vor ihm licht
und hell, wie blauer Schwefelſchein;
er ſieht — ihm blendet's das Geſicht,
ihm ſchreckt's wie Eis durch Mark u. Bein —
er ſieht ein ſchwarzes Ungeheuer,
die Augen dunkelgrünes Feuer,
die Krallen glänzendblau wie Stahl,
im Rachen Zähne ohne Zahl.

Es glotzte ihn entſetzlich an
ſo ſtarr als wie ein Marmelblock.
Daneben ſtand ein kleiner Mann
im aſchengrauen Mantelrock,
der trug ein Säcklein in den Händen,
mit Geld gefüllt an beiden Enden,
und rief mit dumpfem hohlen Ton:
„Tritt näher nur herzu mein Sohn!“

Der Knabe ſtehet ſtill und zagt,
doch endlich tritt er noch hinzu.
Da giebt der Mann ihm was, und ſagt:
„Dies iſt für dich, und ſchweigeſt du,
ſo kannſt du immer wiederkehren;
wo nicht, wirſt du dein Glück zerſtören!
Jetzt, Kleiner, magſt du wieder gehn,
und ſchweig von dem, was du geſehn.“

Da dankt der Knabe ihm recht ſchön,
und tappt am Faden ſich zurück,
und bleibet vor der Höhle ſtehn,
und faſſet kaum ſein großes Glück,
und treibt des Männchens reiche Spende
wohl mehr denn zehnmal durch die Hände:
's ſind ſieben Thaler, neu und blank,
mit Silberglanz und Silberklang.

Wie gerne hätte er ſein Glück
dem armen Vater kundgethan,
doch drohend ſtand vor ſeinem Blick
der kleine aſchengraue Mann.
Er ſeufzt: „Was hilft mir in den Taſchen,
das Geld? Ich muß es doch vernaſchen;
denn kauf' ich mir ein neues Kleid,
ſo will mein Vater drob Beſcheid!“

So oft er nur ein Lüſtchen hat
nach Mandelkern und Zuckerkand,
geht er zum Kramer in die Stadt
mit einem Thaler in der Hand,

bis daß ihm endlich von den ſieben
auch nicht ein einz'ger mehr geblieben.
Da holt' er ſich dieſelbe Zahl
vom grauen Männchen noch ein Mal.

Er kauft und naſcht nun täglich mehr;
da fällt's dem Kaufmann endlich auf,
er fragt: „Wo ſind die Thaler her?“
und Veit erwiedert nichts darauf,
und wird ſo ängſtlich und verlegen.
Das muß ſogleich Verdacht erregen,
ſo daß, da Veit ihm nichts geſteht,
der Kramer mit zum Vater geht.

Des Knaben Vater weiß von nichts,
und wird vor Schrecken todtenbleich,
und ruft: „Ach Herr, ſeht, mir gebricht's
an Pfennigen für ſolches Zeug,
geſchweige, daß ich Thaler hätte!
Der böſe Range hat, ich wette,
das Geld gefunden, oder, oh!
wohl gar geſtohlen irgend wo.“

„Geſteh' es nur, und leugn' es nicht!
Wo haſt du all die Thaler her?“
Der Knabe ſchluchzet laut und ſpricht:
„Ja, wenn mir's nicht verboten wär,
da wollt' ich's euch wohl gerne ſagen,
doch ſo mögt ihr mich blutig ſchlagen,
ich kann kein Wörtchen euch geſtehn,
ſonſt würde mir's gar übel gehn.“

Da packt der Vater ihn voll Wuth,
und brüllt: „Du sollst mir's schon gestehn,
und müßtest du, verworfne Brut,
darüber auch zu Grunde gehn!“
Er haut ihm mit geflochtnen Riemen,
den Leib voll blutgeschwollner Strieimen,
und blutig Hände und Gesicht;
der Knabe brüllt vor Schmerz, und spricht —

Er spricht, wie er's vor Schluchzen kann:
„Ach lieber Gott, ich will's gestehn!“
Und er erzählt's vom grauen Mann,
und was er weiter noch gesehn,
und schließt: „Gewiß ich muß es büßen,
daß ich dir's habe sagen müssen!
Das graue Männchen rächet sich
an mir gewiß recht fürchterlich!“

Das hört der Vater tiefbetrübt,
und seine Härte reut ihn sehr,
denn ach, für seinen Knaben giebt
es nun wohl keine Rettung mehr.
Er weint die Nacht hindurch. Am Morgen
ruft er den Knaben voller Sorgen;
doch der ist todt, und hört ihn nicht —
im Nacken steht sein Angesicht.

26.

Der feurige Hund

von

Vadiffin.

Nachstehende Erzählung fällt den 1. und 2. Mai 1634. und ist vollkommen geschichtlich glaubwürdig, den Schlußpunkt ausgenommen, der deutlich zeigt, wie gern sich die Volkssage an die Geschichte knüpft, und den Faden derselben, wo ihn die Chroniken abschneiden, abergläubisch weiter spinnt.

Der Wallenſteiner Hauptmann Golz
voll Tygergrimm und böſem Stolz
lag ſchon ein halbes Jahr
in Budiſſin,
und ſeine Schaar
verübte drin
unſägliche Greuel, Raub und Mord;
gern flöhe der Bürger, doch kann er nicht fort,
denn die Thore bei Tag und Nacht
waren ſtreng bewacht. [1])

Da rückt mit vierzigtauſend Mann
der Altenburger Herzog [2]) an.
Die Bürger ſeh'n das Heer
wohl ſtill erfreut,
noch aber ſchwer
ſind ſie bedräut;
denn wenn ſich der Hauptmann nicht halten kann,
ſo ſteckt er den Ort ohnfehlbar an,
daß der Feind in der wüſten Stadt
dann kein Bleiben hat.

Die Bürger gaben Alles her
daß Golz mit ihnen ſchonend wär',
und zu Walpurgis früh
mit Kranz und Straus
bekränzen ſie
des Hauptmanns Haus,
und pflanzen ſüßduftende Maien umher,
als ob es das Haus ihres Fürſten wär',
und ſtehen und harren lang
auf des Hauptmanns Dank.

Mit ſtolzem Blick ſah der Barbar
vom Fenſter auf der Bürger Schaar,
doch ach, mit ſchlechtem Dank
wies er ſie fort,
und häßlich klang
das böſe Wort:
„Reif ſeid ihr zum Tode! Ihr ſteckt vor die Thür
mir Maien? Ihr Hunde, nun iſt es an mir!
Bald ſteck' ich den rothen Hahn *)
euern Dächern an!“

Er lachte teufliſch auf, und ſchlug
das Fenſter zu mit argem Fluch.
Die armen Bürger ſah'n
ob ſolchem Wort
einander an,
und ſchlichen fort.
Aufgab ein Jeder ſein irdiſches Theil,
und bedachte betend ſein Seelenheil,
und gab auf Befehl die Wehr
ohn' Weigern her.

Der Mond zieht über Budiſſin,
der letzte! bleich und blutig hin;
die Glocken ſchlagen drei,
ſo dumpf und bang,
als ob es ſey
ihr letzter Klang;
noch einmal nur ſummet ihr Läuten vom Thurm,
und wimmert in heulenden Schlägen Sturm,
und weckt die Bürger, und zerrt
aus der Flamm' in's Schwert.

Allſeitig bricht das Feuer aus,
und wälzt ſich raſch von Haus zu Haus,
von Feindeshand genährt,
und Feuersgluth
und Feindesſchwert
in gleicher Wuth
tobt wüthend die taghellen Gaſſen entlang;
der Sterbenden Aechzen und Waffenklang
und Zetergeſchrei erſcholl
weithin grauſenvoll. *)

Hohnlachend, wie ſich Teufel freu'n,
ſchaut Golz in all den Greul hinein:
„Ha, wie das luſtig brennt!
Wie ſchnell und groß
das Element
als Kriegsgenoß!
Wie wird doch der Herzog, wie wird er ſich freu'n,
wenn er ſiegreich zieht in die Trümmern ein!
Komm, Herzog, und ſuch' ein Haus,
ſuch' das ſchönſte aus!

Drauf rief er einen Reitersmann
aus dem Gewühl zu ſich hinan,
und ſprach: „Reit' vor das Thor
zum Feind ſofort,
und ſtell' ihm vor
mit ſanftem Wort:
Ich wolle die Stadt nicht länger mehr
verweigern ſeinem gerechten Begehr,
doch mit dem Beding, daß frei
mir der Abzug ſey.

Der Reiter reitet ſchnell hinaus,
und richtet Alles klüglich aus,
und als der Herzog frägt,
wer wohl den Brand
hab' angelegt
mit böſer Hand,
da läugnet er's ihm mit heuchelndem Blick,
und erhält ſo Gewährung, und reitet zurück,
und zum Abzug verſammelt iſt
Alles in kurzer Friſt.

Fortzieht die Schaar mit Hörnerklang,
mit teufliſch luſt'gem Spottgeſang
und ſtolzem Siegerſchritt.
Voran dem Troß
der Hauptmann ritt
auf ſchwarzem Roß.
Im Lauenthor, da ſchaut' er zurück
in ſein gräßliches Werk mit höhniſchem Blick:
„Hört, wie die Hunde von Budiſſin,
hört, wie ſie heulen drin!"

Und eh' er wendet ſein Geſicht,
da ruft ihn Gott ſchon vor Gericht;
ſein Angeſicht erbleicht,
ſein Arm erſchlafft,
ſein Körper neigt
ſich ohne Kraft
zum Falle, und ſchmettert auf's Pflaſter hin,
nicht mehr hört er die Hunde von Budiſſin!
es knackte ſein Wirbelbein. —
Mög' ihm Gott verzeih'n!

Ihn aufzuheben iſt nicht Zeit,
ſchon iſt die Flamme nicht mehr weit,
die hintern drängen vor,
und Roß an Roß
in's enge Thor
zwängt ſich der Troß,
und kümmert, von Rauch und Flammen gehetzt,
ſich nicht, ob der Hufſchlag den Todten zerfetzt,
und zerſtampft auf dem nackten Geſtein
knackt des Wüth'richs Gebein.

Der feur'ge Hund von Budiſſin
läuft nächtlich durch die Straßen hin;
das iſt der böſe Golz.
Bleich glimmt ſein Fell,
wie faules Holz,
und ſein Gebell
verkündet den Straßen, die er durchrennt,
daß es nach drei Tagen darinnen brennt;
darum immer, Gott, halte ihn
fern von Budiſſin.

Anmerkungen.

1) Die Chronik erzählt: Anno 1633, den 30. Oktober, Sonntags Nachmittags um 2 Uhr sind die Kaiserlich Wallensteinischen Völker, 70,000 Mann, gekommen, und haben die Stadt belagert und beschossen, und Dienstags mit Accord übereingekommen, worauf der kaiserliche General Golz mit seinem Regiment zu Fuß und einer großen Equadren zu Roß nebst etlichen Panduren hereingekommen, welche 27 Wochen bis auf den andern Mai nach Misericordias domini 1634 in der Stadt gelegen und Alles verzehrt und stahlen noch dazu Alles denen Leuten, u. s. w.

2) Die Chronik: Zu Anfang des Jahres 1634 beschloß der Churfürst von Sachsen, Johann Georg I. die Oberlausitz wieder zu erobern. Es rückte demnach der Herzog Friedrich Wilhelm von Altenburg nebst dem General Arnim mit 40,000 Mann vor die Stadt Budissin.

3) Jemanden den rothen Hahn aufs Dach stecken, dem Dache anstecken, s. v. a. Jemanden das Haus anzünden.

4) Die Chronik erzählt: Heute den 2. Mai 1634 hat der Obrist Golz befohlen, jeder Soldat soll früh 3 Uhr sein Haus anzünden, was auch geschehen. Auf der Seidau, in der Fischergasse und den Ueberresten der Vorstadt brach das Feuer aus, flog in die innere Stadt, steckte zuerst die Juden- (jetzt Heringe-) Gasse an, und legte alle Privathäuser, Kirchen (die Peterskirche, in die sich 300 Personen geflüchtet hatten, zündeten die Panduren mit Pechkränzen an) und alle andern öffentliche Gebäude, ja selbst einen Theil des nahen Dorfes Teichnitz, in Asche. Nur die St. Nicolaikirche war noch zum Gottesdienste brauchbar. Gräßliche Mordthaten, Raub, Unzucht u. a. Greuel machten diese Schreckensnacht den Bürgern von Budissin noch schrecklicher.

Druck von J. H. Nagel in Leipzig.

Sachsens Volkssagen

etc

von

Oskar Zschiesche.

Annaberg

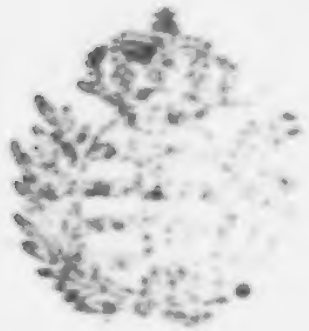
1838

I.

Der Kärrner

von

Stollberg.



Diese im Volke noch völlig gangbare Sage fällt in das erste Viertel des 17. Jahrhunderts, und gründet sich gewiß auf eine geschichtliche Thatsache, welche aber in den Chroniken wohl nicht nachgewiesen werden kann.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Der Weihnachtsabend brach herein,
und Lichter ohne Zahl
ſchon flimmerten mit Sternenſchein
in Stollberg überall,
und ſchneller ſchlug in jeder Bruſt
das Herz in Hoffnung ſüßer Luſt,
und Alles harrte voll Verlangen,
die Chriſtgeſchenke zu empfangen.

Tief an des Städtchens Ende ſtand
ein Haus, nur matt erhellt;
drin war kein Chriſtbaum angebrannt,
kein Gärtchen aufgeſtellt.
Des Wächters Wittwe wohnte da
mit ihrer Tochter Barbara,
die Jeder, der ſie ſah und kannte,
das ſchöne fromme Bärbchen nannte.

Ein frommes Herz und ſchön Geſicht
war all ihr' Ausſtattung,
und trotz der Armuth fehlt' ihr's nicht
an Freiern reich und jung,
doch war ihr Herzchen unumſchränkt
an einen Kärrner ſchon verſchenkt,
der, da ſein Handel wenig lohnte,
ſo arm wie ſie, bei ihnen wohnte.

Er handelte zur Weihnachtzeit
mit Ketten groß und klein,
mit Ringen, Nadeln, Schnitzarbeit
und andern Tändelei'n.
Er zog herum in Stadt und Land,
am Karr'n den treuen Hund gespannt,
und mußte so zu Winterszeiten
gar oft viel von der Kälte leiden.

Das schmerzte seinem Bärbchen tief,
so daß sie manche Nacht,
wenn Alles schon in Stollberg schlief,
am Spinnerad durchwacht'
und fleißig strickte, bis ein Paar
recht warme Strümpfe fertig war,
die ihrem Liebsten heut die Holde
zum heil'gen Christ bescheeren wollte.

Nachdem sie heimlich noch für ihn
ein Ingwerbier gekocht,
da legte sie die Strümpfe hin,
und schob des Lämpchens Docht
gar weit heraus, damit sein Schein
statt Kronenleuchters möchte seyn,
und sprang zum Kärrner nun hinüber:
„Herzliebster Anton, komm mal 'rüber!"

Er kam, und sah mit Lust und Schmerz
des Mädchens Gabe an,
und küßte sie: „„Du gutes Herz,
du hast zu viel gethan!

Du haſt gedarbt, haſt manche Nacht
um meinetwillen nur durchwacht!
Du haſt's gewiß ſeit vielen Wochen
dem eignen Leibe abgebrochen!““

Sie ſank ihm lächelnd an die Bruſt:
„O rede nicht davon!
Sieh, meiner Liebe war dies Luſt,
die deine ſey mein Lohn!
So lange treu mir iſt dein Herz,
ſo kenn' ich keinen Gram und Schmerz,
und wenn wir nur von Gott nicht laſſen,
ſo wird auch Gott uns nicht verlaſſen!“

Da zieht der Kärrner feierlich
ein Ringlein raſch hervor,
und drückt das Mädchen feſt an ſich,
und hält den Ring empor.
„„Nimm dieſen Ring! Er binde mich
mit ew'ger Lieb' und Treu an dich!
O könnten wir uns Gatten nennen! —
Walt's Gott, daß wir's zu Oſtern können!““

Sie ſtehen ſtumm minutenlang,
feſt Bruſt an Bruſt gedrückt.
Die Mutter hat indeß zum Trank
den kleinen Tiſch beſchickt:
„Kommt, Kinder, kommt, und trinkt mit mir!
Sieh, Anton, warmes Ingwerbier,
das wärmt das Blut, giebt neue Kräfte
und Luſt und Liebe zum Geſchäfte.“

Sie ſetzen ſich; manch traulich Wort
verſüßt den ſeltnen Trank,
da plötzlich will der Kärrner fort
und ſpricht: „„Habt, tauſend Dank!
Das ſchmeckte! Bärbchen, gute Nacht!
Haſt deine Sache gut gemacht!
Gern wollt' ich länger bei euch weilen,
doch 's wird zu ſpät, nun muß ich eilen.““

Da hält ihn Bärbchen an der Hand:
„Was kommt dir in den Sinn?
Du willſt wohl gar noch über Land?
Um Gott, wo denkſt du hin?
Bleib da! Bleib da! Schon iſt es Nacht,
der böſe Panzerreiter jagt
mit ſeiner Krähe durch die Wälder
und über die verſchneiten Felder!“ [1])

Doch Anton küßt und tröſtet ſie
mit freundlich mildem Blick:
„„Laß mich! Zur Metten morgen früh
bin ich gewiß zurück!
Nach Wittendorf [2]) will ich hinaus,
dort ſucht ſich Manches noch was aus
von meinem Kram zu Chriſtgeſchenken;
gewiß du kannſt mir's nicht verdenken!

Du hörteſt ja ſo oft von mir,
wie viel mir liegt daran,
daß ich zum Oſterfeſt mit dir
mich trauen laſſen kann.

Ich hab' den Weg ſchon oft gemacht,
und ſtill und mondhell iſt die Nacht;
mein treuer Spitz iſt mein Begleiter;
nun ſprich, was ſorgſt du dich noch weiter?""

Und Bärbchen ſieht dies Alles ein,
und widerlegt's ihm nicht,
und mahnt ihn, auf der Huth zu ſeyn,
mit ſanfter Bitt', und ſpricht:
„Wenn dir etwa auf deinem Pfad
der böſe Panzerreiter naht,
dann iſt's das Beſte, ſtill zu treten,
und raſch ein Vaterunſer beten.

Du lachſt? O Gott, nimm dich in Acht!
Ich hab' ihn ſelbſt geſeh'n.
Er pflegt in ſchwarzer Rittertracht
Nachts auf die Jagd zu geh'n.
Wer ſeine Krähe krächzen hört,
der wird von Todesangſt bethört,
und ſieht von Nebel ſich umhüllen —
drum hüte dich um Gotteswillen!"

Und Anton küßt die Antwort ihr
ſtilllächelnd auf den Mund,
und ſchiebt den Karren vor die Thür,
und ſpannt den treuen Hund
daran, und nimmt den Reiſeſtock,
hüllt feſt ſich in den Tüffelrock,
und ſteuert ab, und hat die Gaſſen
der Stadt bald hinter ſich gelaſſen.

Sein Bärbchen ſah ihm lange nach,
und weilte vor der Thür,
ſtill war die Nacht und licht wie Tag,
und dennoch bangte ihr.
Sie rief: „O Gott, den Liebſten mein
laß deiner Huth befohlen ſeyn,
und gieb ihm deinen Schutz und Segen;
er geht ja nicht auf böſen Wegen.“

Sie ſchloß die Thür, und ſetzte ſich
ſtill an das Spinnrad hin:
„Ach Mutter, ſag', weswegen ich
nur heut ſo läſſig bin?
Das Spinnen, ach, mich eckelt's an,
und hab' ich's doch ſonſt gern gethan!
Warum muß ich auf ihn nur ſinnen?
Nun ſchilt mir nicht! Jetzt will ich ſpinnen!“

Sie ſpinnt wie eifrig. Doch das Rad
will ſich nur langſam dreh'n,
und kaum daß ſie begonnen hat,
da läßt ſie's wieder ſteh'n:
„Sprich, wird das, was ich ſpinne heut,
ein Leichen- oder Hochzeitkleid? —
Ha, draus laß' ich mein Brauthemd weben!
er hat mir ja den Ring gegeben.

Und doch, die Fäden ſind ſo roth,
die Spindel träuft von Blut!
Iſt's wahr, o Mutter, daß der Tod
ſich kund im Garne thut?

Die Spindel ſeufzt, der Ring zerbricht!
Nein, ſpinnen kann ich heute nicht!
Ein Unhold treibt mit mir ſein Weſen;
will lieber im Geſangbuch leſen."

Sie lieſt manch Lied, manch ſchönen Spruch,
und weiß nicht, was ſie lieſt,
weil ihre Seele fern vom Buch,
bei ihrem Anton iſt.
Die Mutter ging ſchon längſt zur Ruh,
die Nacht neigt ſich dem Morgen zu,
da ſinkt zuletzt aufs Buch ſie nieder,
und ſchließt die feuchten Augenlider.

Aus kurzem Schlummer weckte ſie
das feſtliche Geläut
der Mettenglocken. „Ha, ſchon früh?
Das iſt ja wohl die Zeit,
wo Anton wieder kommen ſoll!"
Sie eilet, banger Ahnung voll,
in ſein Gemach, doch wird ſie drinnen
kein Zeichen ſeiner Rückkehr innen.

Da tritt ſie vor die Thür und ſieht,
die Leut' zur Metten geh'n;
ſie harrt und lugt, die Zeit entflieht,
kein Anton läßt ſich ſeh'n.
Es tagt, die Metten iſt ſchon aus,
der Kärrner iſt noch nicht zu Haus,
da ſtürzt aufs Knie ſie jammernd nieder:
„O Jeſu Chriſt! er kehrt nicht wieder!"

Der Nachbar kam und trat hinzu:
„Wie? kniet nicht Bärbchen hier?
Gott grüß dich schön! Was jammerst du?
So sprich, was ist mit dir?“
Und als ihm Bärbchen nun erzählt,
welche große Herzensangst sie quält,
da willigt er gern in ihr Flehen,
mit ihr nach Wittendorf zu gehen.

Sie eilen hastig fort, und späh'n,
und fragen alle Leut',
ob sie den Kärrner nicht geseh'n,
doch Niemand weiß Bescheid.
Kam Jemand fern den Weg daher,
so hofften sie, daß er es wär',
und freuten sich, ach, aber nahmen
den Irrthum wahr, wenn nah sie kamen.

Sie eilten sonder Ruh und Rast
bis Wittendorf hinaus,
und frugen da mit banger Hast
nach ihm im nächsten Haus,
und trostlos klang die Antwort dort:
Der ist seit Mitternacht schon fort!
Er eilte sehr zurückzukehren,
weil seine Wirthsleut' ängstlich wären.

Drauf giebt man ihnen noch den Rath,
dem Gleise nachzugeh'n,
um, falls er sich verirret hat,
ihm eilends beizusteh'n,

und da es in vergangner Nacht
ein wenig frischen Schnee gemacht,
so würden sie wohl leichterweise
die Tapfen finden und die Gleise.

Sie kehren eilends um, und späh'n,
und finden auch im Schnee
die Tapfen und das Gleis, und seh'n,
daß dieses heimzu geh',
und ängstlicher Erwartung voll,
wohin das Gleis wohl führen soll,
geh'n sie ihm nach, und mit Erbleichen
seh'n sie's zuletzt straßabwärts weichen.

Von Stollberg ist ein Teich nicht weit,
den man den Walkteich nennt,
und den Jedweder ängstlich scheut,
der seine Tücke kennt;
denn nicht zu weit vom Ufer hin,
da ist ein schlammig Loch darin,
nur dünn belegt mit Schilf und rothem
verfaulten Moos, und ohne Boden.

Der ganze Teich war überglast,
Schneewehen lagen drauf,
und nur den gräßlichen Morast
noch ließ die Kälte auf.
Abstach er von der weißen Flur
schwarz, wie ein Schandfleck der Natur,
den sie nicht decken darf mit Eise;
und dorthin, dorthin geh'n die Gleise.

Ach, Bärbchen mit dem Nachbar ſtand
ſtarr, wie von Marmelſtein,
nicht fern von des Moraſtes Rand
und ſtiert' erſchreckt hinein:
„Seht, Nachbar, ſeht! Dort, dort! ſein Grab!
Mit Karr'n und Hund tief — tief hinab!"
Kalt wird ihr Blick, ſchlaff ihre Glieder,
ohnmächtig ſtürzt ſie an ihm nieder.

So weit das ſchneebedeckte Eis
glatt auf dem Teiche liegt,
bis zum Moraſte geht das Gleiß,
und weiter? — weiter nicht!
Der Nachbar ſieht mit dumpfem Schmerz
das Unglück ein, ihm ſtarrt das Herz;
er trägt mit jammernden Erbarmen
das Mädchen heim auf ſeinen Armen.

Und als ſie wieder zu ſich kam,
da klagte ſie nicht mehr,
und ſetzte ſtill ſich hin, und nahm
das Spinnrad wieder her,
und ſpann, und ſann, und weinte nicht,
doch bleich und kalt war ihr Geſicht.
Die Mutter ſah mit Angſt und Schmerzen
den Kampf in ihrer Tochter Herzen.

Sie trat beſorgt zu ihr und ſprach:
„Kind, wein' dich lieber ſatt,
und hänge deinem Schmerze nach,
damit er Lindrung hat.

Die Ruhe iſt ſo fürchterlich!
Der liebe Gott behüte dich
vor Wahnſinn! Weine, jamm're, klage,
daß nicht der Gram dein Herz zernage!“

Doch Bärbchen blickt ſie ruhig an:
„„Sprich, was ich weinen ſoll?
Die Zeit der Trauung rückt heran,
drei Monde ſind bald voll.
Mein Anton wird getreu mir ſeyn
und mich nicht laſſen ſo allein,
wird führen mich in dreizehn Wochen
zum Altar, wie er mir's verſprochen!

Drum ſpinn' ich mir mein Hochzeitkleid,
und habe keine Raſt,
weil es muß werden lang und breit,
wie's für die Leiche paßt.
Denn langaus ſtreckt den Leib der Tod!
Gewiß, recht häßlich iſt der Tod,
doch kann ich ihn darum nicht haſſen,
wird mich ja wieder zu ihm laſſen.

Sprich, Mutter, was ich jammern ſoll?
Der Freudentag iſt nah!
Mir iſt ſo recht im Herzen wohl;
o, wär' er nur erſt da!
's iſt freilich ſchlimm, daß Anton nicht
hier auf dem Gottesacker liegt —
gern ſchläng' ich mit dem nächſten Lenze
um ſeinen Hügel Blumenkränze.

Lenz? Blumen? — Ei, was kränkt mich das?
Wenn die Schneeglöckchen blüh'n,
wird ja mit ihnen auch das Gras
auf meinem Grabe grün.
Die Zeit iſt nah! ſüß iſt der Tod!
Drum, Mutter, ſprich, was hat's für Noth?""
So ſprach ſie harmlos ohne Murren,
und ließ das Spinnrad luſtig ſchnurren.

Die Mutter härmte ſich und ſchwieg,
und Bärbchen ſann und ſpann,
und ward dabei ſo bleich und ſiech,
als wär's ihr angethan.
Sie ſann und dachte nur an ihn,
und als das Oſterfeſt erſchien,
da war ſie mit dem Brauthemd fertig,
und ihres Todes ſtill gewärtig.

Und wie nun in der heil'gen Nacht
der Oſtertag beginnt,
und Bärbchen nur noch einſam wacht
und ſtillzufrieden ſpinnt;
da klopft es dreimal an die Thür,
ſie horcht, und dreimal dünkt es ihr,
ſie höre vor des Hauſes Stufen
recht ſehnlich ihren Namen rufen.

Ihr wird's ſo wunderlich zu Sinn,
ſie ſetzt das Spinnrad weg,
und tritt gar leis an's Fenſter hin,
und ſchiebt den Laden weg,

und — eine Thräne netzt ihr Lid,
die erſte, ſeit er von ihr ſchied —
den Liebſten ſieht ſie mit dem Karren
ſtill an den Stufen draußen harren.

Sein Antlitz war wohl todtenbleich,
doch ſanft verklärt ſein Blick,
als ſehnt' er ſich mit ihr in's Reich
der Seligen zurück.
Er bog vom Karren ſich herab,
und lud Cypreſſenranken ab
und einen Kranz von Myrthenzweigen,
Tod und Vermählung anzuzeigen.

Drauf ſah er Bärbchen in's Geſicht
ſo ſanft und liebevoll,
als wollt' er ſagen: Weine nicht!
Bald iſt dir ewig wohl.
Das Mädchen wendet ſich ſeitab,
und trocknet ſich die Thränen ab,
und als ſie wieder blickt nach unten,
iſt Alles, was ſie ſah, verſchwunden. —

Da falten ihre Hände ſich,
ſie geht zur Ruh und tritt
an's Bett der Mutter: „Tröſte dich!
Auch du wohl gingſt gern mit!
Bald tragen ſie dein Kind dahin —
und doch; du weißt ja, wo ich bin!"
Sie küßt ihr ſanft die Augenlider,
und legt ſich ſtill zur Ruhe nieder.

Des Morgens drauf, als sie erwacht,
da ist ihr, ach, so weh,
und als die Mutter ängstlich fragt:
„„Begehrst du Quendelthee?““
da spricht sie sanft: „Nein! nur den Ring
gieb mir, den ich von ihm empfing!
und — Mutter, wenn ich sterben sollte,
so denke, daß es Gott so wollte!“

Sie küßt mit glühender Begier
den Ring, und schlummert ein.
Die Mutter saß betrübt bei ihr
bis in die Nacht hinein,
und lauschte ihrem Odemzug,
und als die zwölfte Stunde schlug,
ward Bärbchen wach; in ihren Blicken
erglühte himmlisches Entzücken.

Sie lispelte: „Die Mutter — weint! —
Er mein, ich ewig sein!,
Das Leben trennt — der Tod vereint!
Herr Gott, erbarm' dich — mein!—“
Sie schloß die Augen lächelnd zu,
ihr Geist ging ein zur ew'gen Ruh.
Drei Monden lang die Mutter weinte,
bis sie der Tod mit ihr vereinte.

Das Sumpfloch, wo vor langer Zeit
sein Grab der Kärrner fand,
wird in der Gegend rings noch heut
das Kärrnerloch genannt.
Und jetzt noch oft in Stollberg macht
des Kärrners Geist um Mitternacht
mit seinem Karr'n und seinem Hunde
durch alle Straßen still die Runde.

Und wenn er hält vor einem Haus,
und Kränze ladet ab,
dann trägt man Eins aus diesem Haus
drei Tage drauf in's Grab.
Drum wenn in Stollberg Jemand siecht
und auf den Tod darnieder liegt,
dann heißt's: Gott steh' ihm bei in Gnaden!
Dort hat der Kärrner abgeladen!

Anmerkungen.

1) Die Sage von dem bösen Panzerreiter in der Gegend von Stollberg ist diese: Ein Reiter ohne Kopf, in einen langen schwarzen Mantel gehüllt, reitet auf einem schwarzen Rosse bei Nacht umher. Vor ihm her flattert eine grau und schwarz gefleckte Krähe, welche sich auch bisweilen auf einer großen Linde in der Oberstadt sehen lassen, und durch ihr mitternächtliches Krächzen Jedem, der es hört, den Tod binnen 3 Tagen verkündigen soll.
2) Witteadorf, ein Dorf etwa 1½ Stunde von Stollberg gelegen, ward durch den dreißigjährigen Krieg zur wüsten Mark.

2.

Der Todtenkopf

in

Pegenau bei Scharfenberg.

Im Rittergute Hegenau bei Scharfenberg, 1½ Stunde südöstlich von Meißen, iſt in der Küche ein Todtenkopf in einer eigends dazu gemauerten Nische mit einem grünen Vorhange zu ſehen. Nachſtehende Begebenheit, deren etwaige geſchichtliche Grundlage zur gangbaren Sage ſich umgeſtaltet hat, dürfte wohl in das 18. Jahrhundert fallen.

Im Edelhof zu Pegenau
war Alles in Bewegung;
der Herr hält mit der gnäd'gen Frau
hochwichtig Ueberlegung,
das Zöschen fegt den Speisesaal,
der Kutscher kehrt den Pferdestall,
Johann sortirt die Weine,
der Gärtner pflückt sein bestes Obst,
der vielgeschäft'ge Jäger Jobst,
schießt eilends wilde Schweine.

Dies Alles, weil ein Offizier
noch heute kommen sollte,
der mit dem Reitknecht Nachtquartier
bei ihnen machen wollte.
Indeß nun auf den Diener schon
das Kammerkätzchen Jeanneton
sich männerschmächtig spitzte,
da drehte ihren Bratenspieß
die Köchin, welche Lotte hieß,
so eifrig, daß sie schwitzte.

Und endlich kommen an die Zwei,
's war Zeit zum Abendeſſen;
der Herr war ſchön, doch der Lackai
war vollends ganz zum Freſſen.
Drum ging ſchon, als ſie kaum in's Haus,
das Zöſchen, ihn zu angeln aus,
jedoch die Wohlgerüche
der edeln Kochkunſt zogen ihn
gar bald trotz Jeannetons Bemüh'n
zu Lotten in die Küche.

Die Köchin war auch nicht von Stroh,
hübſch kernig und doch flüchtig,
geſprächig ſtets und ſchnippiſch froh,
doch nicht ſo männerſüchtig;
drum, als der Reitknecht zu ihr kam,
die Deckel von den Töpfen nahm,
um zu rekognosciren,
da ſchlug ſie ihn flugs auf die Hand:
„J, i, Mußjöh, bei uns zu Land
darf ſo was nicht paſſiren!“

„Topfgucker er! ſcheer' er ſich zum —
Na, laß' er mich doch gehen,
ſonſt bind' ich ihm die Schürze um,
dann muß er 'n Bratſpieß drehen!
Er hat ſo weiter nichts zu thun!
Da ſetz' er ſich! er ſoll mir nun
den Hirſ' auf morgen leſen.
Nur flink, Mußjöh, und leſ' er rein,
das laß er ſich gerathen ſeyn,
ſonſt — ſieht er da den Beſen?“

Der Reitknecht, wohlbewandert schon
in solchen Hirsescenen,
versprach, um einen Kuß als Lohn
am Küchentisch zu fröhnen.
Der Wasserständer war sein Sitz,
der schönen Köchin loser Witz
war seiner Arbeit Würze,
doch hielt er oft mit Lesen inn'
und blinzelte nach Lotten hin
und ihrer blauen Schürze.

Da in der Wand wird er gewahr,
ein Schränkchen, grün verhangen:
Hier, denkt er schmunzelnd, ist wohl gar
ein Kümmelchen zu fangen!
Er zieht mit gier'gem Ungestüm
den Vorhang weg, da grinzte ihm
ein Todtenkopf entgegen.
„„Ha! — rief er — Köchin, sag' s' mal an,
was Böses hat denn der gethan,
daß sie ihn hierher legen?"

Die Köchin sahe scheltend hin:
„I, will er sich gleich setzen!
Hübsch fleißig nur, so will ich ihn
mit der Geschicht' ergötzen.
Ich selbst zwar hab' es nicht gesch'n,
doch ganz gewißlich ist's geschch'n,
denn meiner Mutter Base,
der hat's ihr Vetter einst gesagt!
Er denkt wohl gar, weil er so lacht,
ich dreh' ihm eine Nase?"

„Der, dessen Schädel dorten liegt,
war einst ein Ochsenjunge,
doch damals war das Gut noch nicht
so recht, wie jetzt, im Schwunge.
Die Köchin, unter uns gesagt,
war damals weiter nichts als Magd,
an Zofen nicht zu denken,
und ganz natürlich hatte nun
der Ochsenjunge mehr zu thun,
als blos das Vieh zu tränken.“

„Man wußte ihn zu Vielerlei
recht trefflich zu benützen,
vorzüglich mußt' er nebenbei
die Magd mit unterstützen,
als, bei den Töpfen Wache steh'n,
den Bratspieß dreh'n, nach Wasser geh'n,
mit Harken und mit Besen
Hof, Haus und Vorsaal halten rein,
das Dreifußholz ihr hacken klein,
manchmal auch — Hirse lesen.“

„„Na, Jungfer, stichle sie nur nicht!
ich möchte sie derb hatzen,
und ihr, wenn erst die Wuth ausbricht,
das lose Maul zer—schmatzen!““
Die Köchin lachte auf, und fuhr
dann ruhig fort: „Nun, hör' er nur,
und nur hübsch flink gelesen! —
Ein Silberlöffel fehlt' einmal,
natürlich, daß ihn Jemand stahl,
sonst wär' er da gewesen.“

„Man visitirte denn alsbald
die Truh des Ochsenjungen,
fand aber nichts, und mit Gewalt
ward nun in ihn gedrungen.
Doch sagt' er, daß er schuldlos sey,
und somit ließ man ihn auch frei,
bis denn nach wenig Tagen
die Magd die Löffel wieder zählt,
und ihr schon wieder einer fehlt,
da kriegt man ihn beim Kragen."

„Er wird nun noch einmal verhört,
und zwar mit arger Härte,
und, ob er leugnet und beschwört,
zuletzt verdammt zum Schwerte.
Der Junge fürchte sich vorm Tod,
und weint sich seine Augen roth,
doch kann ihn das nicht retten;
bald wird er auf's Schaffot geführt,
im Sünderkleid und festgeschnürt
mit Stricken und mit Ketten."

„Und wie er dasteht am Schaffot —
was hat er nur geredet?
Ei ja, so war's! — zum lieben Gott
hat er nochmals gebetet,
und hat gesagt mit ernstem Sinn:
So wahr, als ich unschuldig bin
und hab' nichts weggenommen,
so wahr soll auch mein Kopf fortan
niemals — den Gutsherrn sah er an —
aus dessen Hause kommen."

„Drauf hat der Henker ihm das Haupt
ohn' Weitres abgeschlagen,
und Kopf und Körper, wie man glaubt,
nach Scharfenberg getragen,
und — doch genug; der Junge ist
begraben worden ohne Frist,
und doch, trotz diesem Allen,
stand noch desselben Tages hier
sein Schädel. — Na, nun sag' er mir,
wie will ihm das gefallen?"

„Doch halt, der wahre Dieb, daß ich
das Beste nicht vergesse,
fand erst nach einem Jahre sich,
wo? — oben an der Esse!
Der Ziegeldecker deckt das Dach
und sieht ein Nest, und steigt danach,
und find't die Löffel drinnen.
Jedoch was half's dem armen Tropf?
er kann doch Leben, Leib und Kopf
nie wieder sich gewinnen!"

Sie schloß. Ihr Braten war nun gut,
der Reitknecht auch war fertig,
und nun mit heißer Liebeswuth
des süßen Lohns gewärtig.
Jedoch die schnipp'sche Köchin sprach:
„Ach, Freundchen, laß' er mir das nach,
der Schädel möcht' es sehen!
Ja, wenn der Todtenkopf nicht wär',
ich wollt' ihm gern so ohngefähr
ein Dutzend zugestehen."

„„Iſt das gewiß?““ — „Nun freilich ja!“
„„den ſchaff' ich bald bei Seite!““
„Um Gott, laß er den Schädel da!
Er thut ihm was zu Leide!“
Jedoch der Reitknecht ſpießt ihm feſt
auf ſeinen Säbel, und verläßt
die Köchin ängſtlich drüber,
und läuft zum Elbgeſtade hin,
und faßt den Kopf und ſchleudert ihn
weit in den Strom hinüber.

Die Köchin harrt indeſſen ſein,
und wünſcht ihm Gottes Segen,
und endlich tritt er wieder ein,
und lächelt ihr entgegen:
„„Der Plattkopf kommt nicht mehr zurück,
und iſt wohl ſchon ein feines Stück
den Strom hinabgeſchwommen.
Doch, Jüngferchen, nun halt' ſie ſtill!
Das Mäulchen hübſch geſpitzt! ich will
zu meinem Lohne kommen!“

Die Köchin thut, als will ſie nicht,
jedoch mit ſtarken Händen
hält ihr der Reitknecht das Geſicht,
daß ſie ſich nicht kann wenden,
und küßt ſie kräftigſt, eins, zwei, drei —
da fährt er raſch mit Schmerzensſchrei
zurück, und läßt ſie ledig,
und ſieht, er weiß ſelbſt nicht warum,
ſich ängſtlich nach dem Schränkchen um:
„„O Gott, ſey du mir gnädig!““

Der Todtenkopf ſtand wieder da,
wo er ihn weggenommen,
und ohne daß es Jemand ſah,
war er zurückgekommen.
Der arme Reitknecht jetzt empfand
ein Reißen in der rechten Hand,
daß er's kaum konnt' ertragen
und rief: „„Ach Köchin, helf ſie mir!
Weiß ſie kein Mittelchen dafür?
Mein Arm iſt wie zerſchlagen!““

Doch Lotte ſchalt: „Das hat er nun
von dem verwognen Scherzen,
aufs Spotten und aufs Dickethun,
da folgen bitt're Schmerzen!“
„„Ei ſchweig ſie!““ ſpricht er voll Verdruß,
da ruft der Herr, und ha, er muß
von ſeiner Köchin gehen.
Er ſchied am Morgen, halb nur ſatt
des ſüßen Lohns, von ihr und hat
nie wieder ſie geſehen.

Doch jedesmal am Jahrestag
der böſen Küchenſcene,
da ſchmerzte ihm die Hand, und ach,
dann dacht' er an die Schöne,
und nie hat er ihr hübſch Geſicht,
den Hirſe und das Strafgericht
des Todtenkopfs vergeſſen.
Kein Spötter aber hat hinfort
den Todtenkopf von ſeinem Ort
zu ſtoßen, ſich vermeſſen.

3.

Das Paradies

in

Zwickau.

Diese Sage (denn als geschichtliche Wahrheit kann sie nicht anerkannt werden, weil sie selbst in den ausführlichsten Nachrichten der Reformationseinführung in Zwickau nicht erwähnt wird) fällt in das Jahr 1522. Das Paradies ist jetzt ein Gasthaus.

Der Doctor Martin Luther fand
der Freunde viel im Sachſenland.
Er predigte bald da, bald dort
der Bibel ungefälſchtes Wort,
und rügte ſtreng, wohin er kam,
des böſen Tezels Ablaßkram.
Das Volk ſah ein, er habe Recht,
wollt' nimmer ſeyn der Pfaffen Knecht.

Die Mönche ſahen ihre Macht
und Anſehn in Gefahr gebracht,
und ihre Kutten wurden voll
von Aerger und von bittern Groll,
ſie ſtellten drob bei Nacht und Tag
dem guten Doctor Luther nach,
und läſterten ihn arg, und ſchrie'n
groß Ach und Wehe über ihn.

Zu Zwickau auch, fand Luthers Lehr'
von Tag zu Tag des Anhangs mehr:
die Mönche peinigte der Haß
des Volkes ohne Unterlaß,
ihr hohes Anſehn ſchien zerſtört,
das Gut des Kloſters war verheert,
darob geriethen ſie in Wuth,
und dürſteten nach Luthers Blut.

Drum, als nach Zwickau dieſer kam,
und wider ihren Ablaßkram
gar heftig in der Predigt ſprach, [2])
da ſtellten ſie ihm heimlich nach
bei Tag und Nacht, doch eitel ſchien
gar lang ihr teufliſches Bemüh'n,
weil Luther immer von der Schaar
der Bürger dicht umgeben war.

Drob ſinnen ſie auf böſe Liſt,
und als die Nacht gekommen iſt,
da ſenden ſie in Luthers Haus
ein Weib, das ſagt dort weinend aus,
ihr Mann, der nah dem Tode wär',
hätt' nach dem Doctor groß Begehr,
und wolle für ſein Leben gern
noch einmal ſeh'n den frommen Herrn.

Sie ſpricht's betrübt und weint und fleht,
bis Luther endlich mit ihr geht.
Durch's Tränkthor führt ſie ihn hinaus,
da öffnet plötzlich ſich ein Haus;
das Weib entſpringt; der Mönche Troß
ſtürzt voller Wuth auf Luthern los,
der, als er ſich verlaſſen ſieht,
nach Hülfe ſchreit und eilends flieht.

Doch hart ihm auf den Ferſen war
der wüthenden Verfolger Schaar,
mit Hellebarde, Axt und Schwert
zum Meuchelmorde wohl bewehrt.

Schon geht der Oden Luthern aus,
da ſieht er ein geöffnet Haus,
und ſpringt hinein, und wirft das Thor
ins Schloß, und ſchiebt den Riegel vor.

Die Mönche zieh'n ſich ſtill zurück,
und Luther ſpricht mit freud'gem Blick
zum Wirth des Hauſes, der ihn fragt,
was ihn ſo in die Flucht gejagt:
„Die Kuttenteufel lechzten lang
nach meinem Blut! Nun, Gott ſey Dank,
daß er dieß Haus mich finden ließ,
denn traun! es war mein Paradies!"

Da rief der Wirth: „„Wie iſt mir's lieb,
daß meine Thür heut offen blieb!
Gott half' euch friſch, daß ihr noch mehr
könnt beſſern in der Glaubenslehr'!""
Drauf gab er ihm zwei Knechte bei,
daß ihm der Rückweg ſicher ſey,
und nun zum Angedenken hieß
das Haus fortan das Paradies.

Anmerkungen.

1) Schmidt's Chronik erzählt: Im Jahr 1522, den 6. Martii ist der Grünhainer Hoff, welcher itzund (1656) die Schule ist, der Gestalt gestürmet worden: Es hatten sich eine Rotte Bürger zusammen gefunden, und sind für gemeldten Grünhainer Hoff gangen, und haben allda ziemlich tumultuiret, hernach den Hoff aufgeschlagen, sind darein gefallen, haben Thüren und Fenster, Kisten und Kästen zerschlagen, die Betten zerrissen, daß man biß über die Füß in Federn gangen, die Bücher zum Fenstern hinaus geworffen, und sonsten großen Schaden gethan ꝛc. — Zu Abends haben sich abermals eine Rotte für dem Thore gesammlet, welche sich in die Hartt (ein Holz über Weissenbern) begaben, des Vorhabens, das Kloster, die Carthause genand, auch zu stürmen, welcher Anschlag doch verhindert worden.

2) Die Chronik erzählt: Montag nach Quasimodogeniti ist D. Luther selber hier einkommen, Mittwoch hernach hat er im Barfüsser Kloster eine Predigt gethan vom Glauben, zur Vesper abermals eine von guten Werken, den 9. April hat er eine Predigt vom Matthäus herundergethan, weil nicht Raum in der Kirchen gewesen, und Abends Inventionis Crucis eine auff dem Schlosse, es ist sehr viel Volks vom Lande herreinkommen, welche ihn alle sehn und hören wollten, daß das fremde Volk 14000 Mann geschätzet werden. So hat er auch hernach allhier von der Fürsehung und vom Ehestande geprediget, und sonderlich die Päbstischen Irthume gestrafft. — Hierauf haben die Münche angefangen zu wüten, und zu toben, zu lästern und zu schmähen u. s. w.

4.

Die Todtenhand

in

Buchholz.

Nachstehende Erzählung fällt in das Jahr 1730. Der damalige Pastor M. Melzer in Buchholz hat diese Hand selbst gesehen, und die Geschichte dazu aus den Kirchenbüchern in die Buchholzer Chronik aufgenommen.

Der Sohn des Todtengräbers
in Buchholz grub ein Grab,
er hatte fast gegraben
drei Ellen tief hinab,
da sah er mit Erstaunen
im aufgehackten Sand
noch gänzlich unverweset
ha! eine Todtenhand.

Die Haut war ohne Flecken,
die Nägel schwarzgebeitzt,
der Daumen und zwei Finger
gekrümmt und weitgespreitzt,
die Ellenbogenröhre
und Speiche dran war nackt,
der Gold- und kleine Finger
war vorn wie weggehackt.

Der Jüngling rief dem Vater,
der mit besorgter Hand
die Blumen auf den Gräbern
an schwarze Stäbchen band:
„Komm, Vater, komm, und sieh mal,
was ich dahier im Grab
tief unten in der Erde
allweil gefunden hab'!"

Der alte Todtengräber [1])
ging zu dem Sohne hin,
und trat an's Grab, und ſahe
die Todtenhand darin.
„„Gott, deine Strafgerichte,
ſie reichen bis in's Grab!““
ſo ſprach er ernſten Blickes,
und zog ſein Mützchen ab.

Stumm blickt' er bald gen Himmel,
bald auf die bleiche Hand
ſo tiefbewegt, als hätt' er
den Todten einſt gekannt.
Des frommen Greiſes Schweigen
ehrt' der erſtaunte Sohn,
bis denn zuletzt der Vater
begann mit ernſtem Ton:

„„Ja, ſechs und zwanzig Jahr iſt's,
ſeit ich dieſelbe Hand
ganz ſo, wie du ſie heute,
in dieſem Grabe fand.
Mein Vater einſt erzählte
mir die betrübte Mähr
vom ungerathnen Sohne,
der hier begraben wär'.

Ruh' aus von deiner Arbeit,
die Sonne brennt ſo heiß!
Komm ſteige aus dem Grabe!““
ſo ſprach der wackre Greis.

Der Sohn gehorcht dem Vater,
und ſetzt ſich neben ihn
im Schatten einer Ulme
auf einen Hügel hin.

„„Dem einſt die Hand gehörte,
— begann der Vater drauf —
der war ein böſer Bube
von ſeiner Jugend auf.
Er hieß Andreas Müller,
war des Stadtrichters Sohn,
und ſprach der Mutter Bitten
mit böſem Herzen Hohn.

Sein Vater ging dem Trunke
und dem Vergnügen nach,
die Mutter liebte Ordnung,
und ſo war kein Vertrag.
Die brave Mutter hatte
drob ihre liebe Noth,
und wünſchte ſich im Stillen
wohl tauſendmal den Tod.

Schalt ſie auf den Andreas
ob ſeiner Bäuberei,
da pflichtete der Vater
dem lieben Söhnchen bei.
So dünkte ſich der Bube
gar gut und tadellos,
und wuchs, der Mutter Geißel,
in böſen Streichen groß.

Gut! was geſchah? — Er mochte
ſo zwanzig Jahre ſeyn,
da zogen fremde Gaukler
in unſer Städtchen ein.
Die ließen ihre Künſte
vorn auf dem Markte ſeh'n;
natürlich, nie verſäumte
Andreas hinzugeh'n.

Das eine Gauklermädel,
ſo ein verlaufnes Ding,
war hübſch, ſo daß Andreas
ihr zu Gefallen ging.
Sie mocht' ihn gern auch leiden,
weil er Geſchenke gab,
und nahm ihm ſo in kurzem
ein feines Sümmchen ab.

Wie ſolche Narrenkünſtler
zum Nehmen gar geſchwind
und unverſchämt im Betteln
und feil für Jeden ſind,
ſo war denn auch das Mädel;
ſie bat und ließ nicht nach,
bis er ein goldnes Kettchen
zu ſchenken ihr verſprach.

Jedoch, woher das nehmen?
Lang ſinnt er her und hin
und hin und her, da giebt ihm
der Teufel in den Sinn,

daß er das goldne Kettchen
der Mutter leis und ſtill
entwenden und dem Mädel
zum Schmucke geben will.

Er thut's. Er ſtiehlt die Kette
der Mutter aus dem Schrein,
und tauſcht dafür ſich Schande
bei ſeiner Vettel ein.
Das Mädel rühmt ſich offen,
und ſagts der ganzen Stadt,
daß ſie die ſchöne Kette
vom jungen Müller hat.

Die arge Mähr gelangte
auch zu der Mutter Ohr,
und im gerechten Zorne
nahm ſie den Buben vor:
Wo haſt du meine Kette?
Geſtohlen und verſchenkt!
Werth wärſt du und die Vettel,
ihr würdet aufgehenkt!

Muß einmal unſer Namen
durch dich zu Schanden geh'n,
ſo magſt denn du auch Morgen
als Dieb am Pranger ſtehn!
Und die verlaufne Metze,
die dich betrogen hat,
der Büttel ſoll ſie peitſchen
noch heut hinaus zur Stadt!

Da wird Andreas wüthend,
    und faßt die Mutter an,
und droſſelt ihr die Kehle,
    daß ſie kaum athmen kann.
Soll ich, ſo brüllt er grimmig,
    ſoll ich am Pranger ſteh'n,
ſo will als Muttermörder
    ich auch zum Galgen geh'n!

Zum Glück tritt noch der Vater
    zu rechter Zeit herein,
und greift ihm in die Arme,
    und heißt ihn ruhig ſeyn,
und ſprach, ſtatt ihn zu ſtrafen:
    Wenn deine Mutter ſchilt,
ſo hör' es nicht; du weißt ja,
    daß die nur wenig gilt.

Drauf zwar verklagt die Mutter
    den Sohn beim Stadtgericht,
jedoch der lacht, und leugnet
    ihr Alles in's Geſicht.
Der Vater, als Stadtrichter,
    ſpricht jeder Schuld ihn frei,
laut äußernd, daß die Mutter
    oft nicht bei Sinnen ſey.

Da weint die arme Mutter
    ſich ab bei Tag und Nacht,
bis Kummer, Gram und Aerger
    ſie unter's Grab gebracht.

Noch auf dem Sterbebette
vom Sohne arg geplagt,
hat ſie denſelben jammernd
beim lieben Gott verklagt.

Und Gott hat ihn gebrandmarkt,
daß ſich von Zeit zu Zeit
ſein ſchimpflich Angedenken
durch dieſe Hand erneut.
Die rechte iſt's; auf ewig
wohl hat ſie Gott verflucht,
weil einſt mit ihr der Bube
den Muttermord verſucht.

Vor ſechs und zwanzig Jahren [1])
fand ich ganz unverweſt
die Hand und von der Leiche
ſonſt keinen Ueberreſt.
Natürlich, denn ſchon war es
wohl über dreißig Jahr, [1])
ſeit jener böſe Bube
dorthin begraben war.

Drum ehre deine Aeltern,
ſo lang ſie Gott dir läßt,
damit dein Leichnam ruhig
im Grabe einſt verweſt!"
Der Vater ſchloß. Der Jüngling
gelobte, gut zu ſeyn,
und grub mit ſtillem Schauer
die Hand tief wieder ein.

Anmerkungen.

1) Die Chronik nennt ihn Johann George Schäpel.
2) Sein Vater hieß Paul Müller, und war Posamentmacher und Stadtrichter.
3) Nemlich im Jahre 1704, als am 14. Juni des bösen Andreas Schwägerin, Frau Maria Müllerin, in dies Grab begraben ward. Der Todtengräber zeigte dem Pastor Metzer die Auffindung der unverwesten Hand an, erhielt aber den Bescheid, dieselbe wieder einzuscharren, weil sie wahrscheinlich an einer Wasserkunst gelegen, und nicht hätte verwesen können, wie es mit dem Häuer Barthel in Ehrenfriedersdorf (vergl. Band I. 1.) geschehen wäre. Erst durch die hier erzählte Auffindung der Hand durch den Sohn des Todtengräbers im Jahre 1730, als die Schwiegertochter der oberwähnten Maria Müllerin in dies Grab begraben werden sollte, ward der Pastor Metzer bewogen, die Geschichte der Hand im Kirchenbuche zu erforschen.
4) Es war 35 Jahr, denn 1669, die Mittwoche nach dem heil. Christtage, war Andreas Müller begraben worden.

5.

Das Kloßgut

bei

Schwarzenberg.

Diese Sage, welche einer wahrhaften Thatsache sehr
ähnlich sieht, fällt in die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

„Nein, Frau, ich kann nicht länger mehr
den Schmerz im Leib' ertragen.
Selbſt trocken Brod wird mir zu ſchwer,
ich leid' an ſchwachem Magen.
Des Hungerns bin ich herzlich ſatt
hol' mir den Doctor aus der Stadt!"

Flugs holt die Frau den Arzt herbei,
der ſpricht nach kurzem Fragen
und flücht'ger Zungenſchau: „Ei, ei!
Wie ſchwach iſt euer Magen.
Das wird was wollen, eh's vergeht;
das beſte Mittel iſt Diät."

Darauf verſchreibt er emſiglich
ein Tränkchen ihm und Pillen,
ermahnt ihn ernſt, den Magen ſich
ja nicht zu überfüllen,
und ſpricht, ihn tröſtend, noch beim Geh'n:
„Ihr ſollt mich baldigſt wiederſeh'n." —

Als er am dritten Tag nachher
beſucht den Patienten,
und fragt, wie wohl ſo ohngefähr
die Sachen mit ihm ſtänden,
da ſpricht die Frau: „„Je, juſt nicht ſchlecht!
Nur eſſen will er noch nicht recht.""

„„Er frug mich geſtern: Kochteſt du
mir wohl Kartoffelklöße?
Gleich kocht' ich welche, und dazu
ein ganzes Kalbsgekröſe.

Das hat ihm sonst so gut geschmeckt,
doch gestern hat er nur geleckt!""

Und als der Doctor an der Kur
bei solchem Unsinn zweifelt,
da fährt sie fort: ""Er hat ja nur
ein Bischen dran geknäuselt!
Ich glaube, daß er in der That
wohl dreizehn kaum gegessen hat!""

Der Doctor lacht: „Und sagt, wie groß
macht ihr denn eure Klöße?"
""Je nun, so ganz gewöhnlich blos,
in Kaffeetassengröße!""
„Und hat er drauf sich nicht geklagt?"
""Nein, er hat keinen Mux gesagt!""

„Potz Blitz! Wie viel ißt euer Mann
denn in gesunden Tagen?"
""Je nun, Herr Doctor, da? — da kann
er dreißig wohl vertragen!"" —
Der Doctor hält den Bauch, und lacht,
und nimmt den Hut und Stock und sagt:

„Wer solchen Appetit noch hat,
den braucht kein Arzt zu quälen!"
Er geht, das Späßchen in der Stadt
den Freunden zu erzählen.
So ward des Kranken Gut im Land
gar bald das Kloßgut nur genannt.

6.

Die wüſte Mühle

im Trebnitzgrunde

bei

Lauenſtein.

Anderthalb Stunden von Lauenstein, nach Dresden
liegt jetzt das Dörfchen Neudörfel, welches aus zwölf N
rungen besteht und zum Rittergute Lauenstein gehört.
Anfange des 17. Jahrhunderts stand dort nur ein Vorw
und etwas tiefer im Grunde am Trebnitzbache, wo jetzt
Herrnmühle steht, ein Eisenhammer. Das Vorwerk, so
auch das später dort entstandene Dorf Neudörfel, war
nach Liebenau bei Lauenstein eingepfarrt.

Am Abhang jenes Berges,
der, mählig nur geſenkt,
den Fuß dort in der Müglitz,
hier in der Trebnitz tränkt,
dort, wo das neue Dörfchen
jetzt lacht aus grüner Flur,
ſtand vor zweihundert Jahren
ein einzeln Vorwerk nur.

Dies und der Eiſenhammer,
der an dem Trebnitzbach,
umrauſcht von hohen Erlen,
im Grunde unten lag,
gehörte Heinrich Peſſeln,
und Wald und Flur und Rain,
die Wieſen und die Gärten,
all Alles dies war ſein.

Wohl in der ganzen Gegend
war er der reichſte Mann,
doch hatt' er wenig Freude
und wenig Luſt daran.
Ihm ließ die garſt'ge Habſucht
nicht Ruh bei Tag und Nacht,
ſtets war er unerſättlich
nur auf noch mehr bedacht.

Abseit, daß er den Armen
nie einen Heller gab,
er geizte auch am Lohne
der Hammerknechte ab,
bezahlte sein Gesinde
nur mit verrufnem Geld,
und rückte Nachts die Rainung
oft in der Nachbarn Feld. —

Das Abendmahl zu feiern,
stand eine fromme Schaar
im Liebenauer Kirchlein
einst beichtend am Altar;
und Pessel schien von Allen
der frömmste schier zu seyn,
und seine böse Habsucht
recht innig zu bereu'n.

Ein Jeder, der da beichtet,
legt mit argloſem Sinn
das Beichtgeld für den Pfarrer
still auf den Altar hin.
Der Lauensteiner Schöffer
auch legt mit frommer Hand
ein neugeprägtes Goldstück
hart auf des Altars Rand.

Und Pessel schiebt darneben
mit diebisch scheuem Blick —
o pfui des reichen Sünders!
— ein falsches Kreuzerstück,

und ſieht die goldne Münze
des Schöffers da und hört
nicht mehr, wie ihn um Buße
ſein Beichtiger beſchwört.

Stier ſchaut er auf das Goldſtück;
wie blitzt's mit gelbem Schein!
„Ei, wäre, denkt er lüſtern,
der goldne Pfennig mein!“
Er ſinnt und ſinnt, und betet
das Vaterunſer nicht,
und hält ſo ſcheu und heimlich
das Singbuch vor's Geſicht.

Und als der fromme Pfarrer
den wahren Leib des Herrn
je Zweien ſegnend ſpendet,
da zögert Peſſel gern,
und läßt die Andern alle
erſt am Altar vorbei,
damit er vor den Augen
der Leute ſicher ſey.

Und während er, der Letzte,
ſich vor dem Pfarrer neigt,
und dieſer ihm die Hoſtie
mit Kreuzesſegnung reicht,
da nimmt ſein Blick das Auge
des Pfarrers in Gewahr,
und ſeine Hand entwendet
das Goldſtück vom Altar.

Wohl hat den argen Diebſtahl
der Pfarrer noch geſeh'n,
doch ruhig läßt er Peſſeln
mit um den Altar geh'n,
auf deſſen andrer Seite,
durch Peſſels That betrübt,
er nun den Gäſten Jeſu
den Kelch der Gnade giebt.

Zuletzt da naht auch Peſſel,
der ſich ganz ſicher meint,
und neigt den Mund zum Kelche
gar ſehnlich, wie es ſcheint:
Der Pfarrer aber ſchaut ihm
mit zornig finſterm Blick
in's Aug', und zieht voll Abſcheu
den Gnadenkelch zurück.

Und ruft: „Hinweg Verworfner!
Dich macht dies Blut nicht rein.
Nicht ſoll der Mund des Frevlers
den Kelch des Herrn entweih'n!
Gott möge dich verdammen
zur Hölle tief hinab,
und deine Leiche finde
dereinſt kein ehrlich Grab!"

Er blickte voller Wehmuth
ſtill in des Kelches Wein,
und bitt're Thränen floſſen
aus ſeinem Auge drein.

Und Alle, die die Thränen
des greiſen Pfarrers ſah'n,
die blickten voll Entſetzen
den reichen Peſſel an.

Der wankte wie zerſchlagen
— ihm wichen Alle aus,
als wär ſein Oden giftig —
zur Kirche ſtumm hinaus,
und warf daheim ſich ächzend
aufs Krankenbette hin,
und bald erſcholl das Wehe
des Todes über ihn.

Wie froſtig und gefühllos
war's in dem Leichenzug,
der nun den reichen Peſſel
zu ſeinem Grabe trug!
Die Hammerknechte trugen
wohl einen Böſewicht,
denn trocken war ihr Auge
und freudig ihr Geſicht.

Sie waren aufgebrochen
früh mit des Morgens Grau,
denn eine Stunde Weges
wohl war bis Liebenau,
wohin des Todten Vorwerk
und Hammer war gepfarrt,
und wo ihm nur mit Mühe
ein Grab erbettelt ward.

Und als der Zug gekommen
bis in den Trebnitzgrund,
da giebt durch fernen Donner
ſich ein Gewitter kund,
und ſtärker, immer näher
bald kracht es Schlag auf Schlag,
und die Gewitterwolke
verdrängt den jungen Tag.

Und aus den ſchwarzen Schichten
zuckt Blitz auf Blitz herab,
als leuchtete die Hölle
den Böſewicht zu Grab.
Und zitternd zu einander
raunt's leis im Leichenzug:
„Das iſt des Himmels Rache,
das iſt des Pfarrers Fluch!“

Sie ſtellen ſcheu die Bahre
an einen Wieſenrand,
und flüchten in die Mühle,
die nah' im Grunde ſtand,
und kaum noch, daß ſie drinnen,
da klirrt ein Wetterſchlag,
und tauſendfach im Grunde
rollt grell der Donner nach.

Solch einen Schlag erlebten
die Aelteſten noch nie,
Sie ſtürzten ängſtlich betend
zuſammt auf ihre Knie:

„Hilf Herrgott, ſei uns gnädig
und laß' die Donner ruh'n,
wir wollen jeden Sonntag
herzinnig Buße thun!"

Da ſchweigt gemach der Donner,
die Wolken zieh'n ſich auf,
im Thau gebadet drängt ſich
der junge Tag herauf.
Die Leichenträger eilen
froh nach dem Sarge hin,
jedoch der war verſchwunden,
ſie finden nirgends ihn.

Sie ſuchen aller Enden,
und finden ihn doch nicht,
und von den Aelt'ſten einer
hebt ſchauernd an, und ſpricht:
„Der droben wollt' nicht haben,
daß man zu Grab' ihn trug,
und Gottes Zorngewitter
vollzog des Pfarrers Fluch!"

Sie gingen heim ſo ſinnig,
ſo ſchaurig ernſt und ſtumm,
und keins von ihnen ſahe
ſich nach der Mühle um
und nach dem Wieſenrande,
allwo der Sarg verſchwand,
den bis zu dieſer Stunde
noch Niemand wiederfand.

Des reichen Peſſels Schatten
hat ewig keine Ruh,
allmitternächtlich huſcht er
nach jener Mühle zu,
und ſucht die Leichenträger,
und heult: „Tragt mich in's Grab!
Ihr guten Hammerknechte,
was ſetzt den Sarg ihr ab?“

Die Mühle ſteht verlaſſen
ſeit langen Jahren ſchon,
der Meiſter mit den Knappen
iſt vor dem Spuk entfloh'n.
Das Mühlrad iſt zerbrochen,
zerborſten Schlott und Wand,
begraben hat die Trebnitz
das Wehr in ihren Sand.

Das iſt die wüſte Mühle,
dort ſucht um Mitternacht
der Geiſt die Leichenträger
die ihn um's Grab gebracht.
Er wimmert durch die Trümmern,
kann nimmer ſchlafen ein.
Sein Wimmern klingt ſo gräßlich —
Mag Gott ihm gnädig ſeyn!

7.

Die Silberbergwerke

bei

Schneeberg.

Die Entdeckung dieser Bergwerke giebt schon Meltzer in seiner Historia Schneebergensis verschieden an, indem er, als minder glaubwürdig erzählt, daß ein Pferd mit dem Hufeisen im Gewülkniß eine Gilbe (d. i. silberhaltiges gelbes Erz) aufgescharrt und so zur Entdeckung des Silbers und der Gründung Schneebergs Veranlassung gegeben habe. Glaubwürdiger schätzt er nachstehende Erzählung, in der sich das geschichtlich Wahre leicht von dem Sagenhaften scheiden läßt, und welche nach Meltzern und andern glaubwürdigen Nachrichten in den Sommer des Jahres 1470 fällt. Schneeberg ward 1477 gegründet, als in welchem Jahre Herzog Albert der Beherzte den Grundstein zu der ersten steinernen Kirche legte.

Des Weges daher,
belaſtet gar ſchwer,
kam von Zwickau ein Wandrer geſchlichen,
Sebaſtian Rommner. Aus Girka [1]) war er
und hatte halb Deutſchland durchſtrichen.
Er trug im Ränzel viel Schuſtergeräth
zum Verkauf in die fernſten Lande.
Verdrüßlich keucht er einher, denn er geht
im Sande,
der heiß an die Sohlen ihn brannte.

Da tritt ein Mann
aus dem Dickicht heran
mit langem krauslockigen Barte,
und neiget ſich vor ihm und redet ihn an:
„Freund Rommner aus Girka, ha warte!
Ich ſuchte dich lange, doch fand ich dich nicht;
gut, daß ich dich endlich getroffen!
Du haſt großen Reichthum mit Zuverſicht
zu hoffen,
denn es ſteht dir Verborgnes offen.“

Doch jenem war
dies Wort nicht klar,
und er hub an nach der Deutung zu fragen.
Da antwortet der Mann mit dem krausigen Haar,
„Nur dieses noch darf ich dir sagen:
Was andere achten für schlecht und gering,
das belug' du mit sorglichern Augen
dann wird es dir werden gar köstliches Ding,
und taugen,
in jeglichen Stücken zu brauchen."

Der Mann verschwand,
und Rommner stand
und wußte nicht, was ihm geschehen.
Da war's ihn, als faßte ihn wer bei der Hand,
und zwäng' ihn ins Dickicht zu gehen.
Und er ging so gedankenvoll schräg in den Wald
durch die uralten Tannen und Fichten,
und verirrte sich drinnen, und machte da Halt,
zu sichten,
wo das Holz sich anfinge zu lichten.

Und sieht einen Schacht
und hat wohl Acht,
ob er könn' einen Häuer gewahren,
doch ist keiner zu Tage; drum macht er sich sacht,
und pocht, 's möcht' einer ausfahren.
Da fuhr der Steiger in Eile aus,
und zürnt', als er Rommnern gesehen:
„Was rufst du aus unserer Grub' uns heraus?
Muß gehen,
jetzt darf man nie müssig mehr stehen."

Drauf Rommner ſpricht:
„„Freund, zürnt mir nicht,
nicht wollt' ich euch äffen und necken.
Ich hab mich verirret, der Wald iſt ſo dicht,
und kann keinen Ausweg entdecken.
Drum bitt' ich euch, zeigt mir den richtigen Steig!""
Drauf langt er ſein Ränzel vom Rücken:
„„Wir wollen zuvor uns, gefällt es euch
erquicken,
da habt ihr zwei köſtliche Stücken!""

Daß Brod und Brei
recht ſchmackhaft ſey,
holt der Steiger friſch Waſſer vom Quelle
und ſie ſchwatzen ein Langes und Breites dabei
und lagern auf gräſiger Stelle.
Drauf Rommner den Steiger zufällig auch frägt,
ob die Gruben hier bringen viel Segen.
Und der Steiger erwiedert: Ach leider ſteht's ſchlecht,
deswegen
kein Gewerke will [2]) fürder verlegen.

Wir ſchlugen ein
auf Eiſenſtein,
und haben deß ſchon viel genommen,
doch kürzlich iſt von der Seite herein
ein ſchädlicher Gang zugekommen.
Der machet das Eiſen ſo flüſſig, wie Brei,
ſie können's im Hammer nicht ſchmieden,
und niemand konnte ein Mittel dabei
uns bieten,
wie ſehr wir auch drob uns bemühten.

Stillſchweigend drauf
ſtehn beide auf,
und packen ins Ränzel die Brocken,
nach der Schlema [a]) hin wendet ſich Rommners Lauf,
auch der Steiger läßt leicht ſich verlocken,
und iſt zum Geleit bis zum Hammer bereit.
Dort ſehn ſie das Renneiſen ſchlagen,
doch traurig drein ſchauen die Hammerleut',
und klagen,
daß umſonſt mit dem Erz ſie ſich plagen.

Und Rommner ſpricht:
„Wehrt ihr mir's nicht,
ſo nehm ich vom Erz mir zwei Pfunde,
und frage daheim, was dem Eiſen gebricht,
bald geb' ich darüber euch Kunde."
(Er dacht' an den Mann mit dem krauſigen Haar,
und was dieſer ihm alles gedeutet).
Sie geben das Erz ihm wie Staub ſo klar
bereitet,
und er dankt ihnen herzlich und ſcheidet.

In Girka drauf
macht er ſich auf,
bei venediſchen Künſtlern *) zu fragen,
und ſpricht: „Dies Erz, ich erhielt es im Kauf,
vielleicht könnt den Werth ihr mir ſagen.
Ihr baut ja auf Gold hier, und kennet das Fach!"
und die Welſchen begannen zu ſinnen,
bis zuletzt noch der Eine von ihnen ſprach:
„Da drinnen
werd' ich Silbers zur Hälfte ſchier innen."

Ob dem Beſcheid
ſich Rommner freut,
und entſchließt ſich, nach Steyer zu laufen,
um Schuſtergeräth' in Geſchwindigkeit
für die nächſte Reiſe zu kaufen.
Drauf geht er nach Nürnberg, und forſcht aufs Neu,
in der Meinung, es könn' ihm nicht ſchaden,
und hört hinwieder, daß Silber drin ſey;
doch verrathen
wird er dort, und zum Richter geladen.

Und ernſt frug der:
„Wo haſt du's her,
das Erz, wo des Silbers viel drinnen?
Wenn du lögeſt, bedenke, die Strafe iſt ſchwer,
durch die Wahrheit nur kannſt du gewinnen."
Da bedenket ſich Rommner nicht lang und ſpricht:
„Mir ſchenkt' es ein Schreinergeſelle.
Laßt mich frei! Ich kenn' ihn von Angeſicht.
Bei der Hölle,
ich ſchaff' ihn in kurzem zur Stelle!"

Man glaubt dem Wort,
und läßt ihn fort,
beladen mit reichen Geſchenken,
und Rommner ſäumt länger nicht, hin zum Ort
ſeiner Hoffnung die Schritte zu lenken.
Bald iſt er in Zwickau zur Jahrmarktzeit,
und gerieth dort auf offener Gaſſen
halbberauſcht mit zwei Bürgern gar heftig in Streit.
Die laſſen
vom Büttel ihn hurtig faſſen.

Zum Hauptmann *) hin
führt dieſer ihn,
daß er dort ſich rechtfertigen thäte.
Und Rommner bekennt: „Aus Girka ich bin
und handle mit Schuſtergeräthe.
Mich reitzten die Bürger durch hämiſchen Hohn
weil ich arm und in Lumpen gekleidet;
doch glaubt, Herr Hauptmann, ich werd' einſt ſchon
beneidet,
wenn den Schatz ich, den großen, erbeutet!"

Der ſtutzt und ſpricht:
„Verbirg mir's nicht,
du denkſt einen Schatz wohl zu heben?
Bekenn' es, und wenn es an etwas gebricht,
das will ich dir gerne geben!"
Die Rede klang herrlich; doch Rommner iſt klug
und antwortet: „Ja, wollt' ich nur graben,
ich könnte des Goldes und Silbers genug
leicht haben,
da Zufall und Glück mir es gaben."

Nach ſolchem Wort
fährt der Hauptmann fort,
noch heftiger in ihn zu dringen.
„Ei ſo ſag', wo der Schatz liegt, und zeig' mir den Ort
es ſoll dir das größte Glück bringen.
Sollſt nicht mehr hauſiren mit Schuſtergeräth,
ſollſt leben in Fülle und Freuden,
und männiglich wird dich, wenn's alſo dir geht,
beneiden;
drum ſag mir's, und laß uns nicht ſtreiten!"

Und Rommner drauf
blickt ſchmunzelnd auf,
und ſpricht: „Wollt ihr ernſtlich mir ſchwören,
den Schatz treu mit mir zu theilen, wohl auf,
ſo ſollt das Geheimniß ihr hören.“
Der Hauptmann ſchwur, da fuhr er fort:
„Dies Erz hier, man hält es für Eiſen,
doch Silber iſt's halb. Morgen will ich den Ort
euch weiſen,
dann thut auch, was ihr mir verheißen.“

Aufs Eiſenſtück
ſtiert des Hauptmanns Blick,
als ſäh' er's in Silber zerfließen.
Nicht vermag er zu faſſen das plötzliche Glück,
kein Auge die Nacht durch zu ſchließen.
Kaum graute der Tag, da traten die Zwei
den Weg an zum giebigen Schachte,
und der Hauptmann ſah ein, daß dem Dinge ſo ſey,
und machte
ſich bei Seite mit Rommnern, und ſagte:

„Wenn dieſes Erz
iſt ſolchen Werths,
wie du meinſt, ei, ſo ſind wir geborgen!
Der Schatz iſt dann unſer, kein And'rer erfährt's,
und laß mich für's Weitere ſorgen.
Daß das Erz man im Hammer nicht ſchmieden kann,
drob ſind die Gewerken verdrüßlich,
leicht kauf' ich die Grube, und hoffe dann
gewißlich,
die Sach' iſt uns beiden erſprießlich.“

Vertieft in's Glück
gehn ſie zurück,
nochmals einen Goldſchmied zu fragen.
Der prüfet das Eiſen mit kundigem Blick:
„Ob des Silbers drinn läßt ſich's nicht ſchlagen!"—
Das hörte der Hauptmann mit Freuden und ging
ſonder Säumen hin zu den Gewerken,
und kaufte die Grube, ehe das Ding
ſie merken,
und den Preis ihm wohl zehnfach verſtärken.

Nun war das Bau'n
mit Luſt zu ſchau'n,
jetzt fand man nicht breiiges Eiſen.
Der Hauptmann ließ Sonntags die Häuer, traun!
mit Wein und mit Kuchen ſpeiſen.
Denn es ſtrotzte der Schacht ja vom edlen Metall,
und brachte den reichlichſten Segen,
es flimmert Gediegenes überall
entgegen,
daß ſie's kaum gewältigen mögen.

Von Argliſt fern,
theilt der Hauptmann gern
mit Rommnern die köſtliche Beute.
Der wird bald in Zwickau zum reichſten Herrn,
und gebeut über Güter und Leute,
und nennet ſich Römer auf jenes Geheiß,
und beſtellet Bankette und Feſte.
Da ſpricht einſt der Hauptmann im traulichen Kreis:
„Ihr Gäſte,
ſagt, iſt nicht ein Weibchen das Beſte?"

„Und wie es ſcheint,
will unſer Freund
für immer ſo ledig verbleiben.
Hör', Römer, mein Rath iſt ja redlich gemeint,
du mußt dich doch endlich beweiben.
Mein Mühmchen, in Neumark *) befindet es ſich,
laß morgen zur Brautſchau uns gehen,
ich wett' um mein Leben, gleich iſt es um dich
geſchehen,
ſo bald du die Holde geſehen!",

Drauf Römer ſpricht:
„Das weigr' ich dir nicht,
ich kann ja mein Heil da verſuchen.
Doch ſorg du nur, daß es an nichts ihr gebricht,
ich möchte dem Kuppler ſonſt fluchen."
So wurden ſie einig nach Neumark zu gehn,
und gingen frühmorgens zuſammen.
Dort hatte kaum Römer das Mägdlein geſehn,
da ſchwammen
ſeine Sinne in Feuer und Flammen.

So ſchwarz ihr Haar,
ihr Aug' ſo klar,
gleich roſigem Sammte die Wangen,
mit einem Worte: ſchön Aennchen war
geſchaffen, die Herzen zu fangen.
Doch ihr Vater, Herr Günther von Bünau ſtand an,
einen Mann ihr nach Herzen zu wählen.
Er liebte das Geld. Nicht durft' es daran
dem fehlen,
der ſich wollte mit Aennchen vermählen.

Und ſpät und früh
warb man um ſie,
doch den Einen verſchmähte der Alte,
den Andern die Tochter. So kam's, daß die Müh
der Freier ſich nimmer bezahlte.
Nur Römern wies Aennchen nicht ſpröde zurück;
der wußte ihr Sträuben zu brechen,
leicht mocht' auch den Alten des Freiers Glück
beſtechen,
ſein väterlich Jawort zu ſprechen.

Kein Vierteljahr
vergangen war,
da wallet das Paar zur Kapelle.
und ſiehe, der Mann mit dem krauſigen Haar
wartet ihrer ſchon dort an der Schwelle,
und flüſtert zu Römern: „Ha, denke zurück,
wie ich einſt dir im Walde erſchienen.
Zu ſo Hohem nicht mochte ſich damals dein Blick
erkühnen,
drum hoff' ich jetzt Dank zu verdienen!"

Und Römer ſpricht:
„Noch weiß ich nicht,
womit ich dir's könnte vergelten.
Wohl iſt, dir zu danken, mir heilige Pflicht,
du ſollſt mich nicht undankbar ſchelten!"
Drauf jener: „Ein Kleines begehr ich zum Lohn,
und kannſt du gar leichtlich es miſſen:
befiehl' deiner Braut, mich armen Patron
zu küſſen,
draus wird ihr viel Segen entſprießen."

Auf des Bräutigam Wink
gehorſam flink,
iſt Aennchen zum Kuſſe gewillig.
Und jener ſpricht: „Ein Kuß iſt ein winziges Ding,
und dreie ſind nicht mehr als billig.“
Und er küßt ſie: „Meine Küſſe ſind köſtliches Gut,
der erſte bringt Mutterfreuden,
der zweite Geſundheit und kräftigen Muth
im Leiden,
der dritte mag Reichthum bedeuten!“

Sprach's und verſchwand
gar flink und gewandt
vor der Gaffer nachſtaunendem Blicke.
Viel Boten wurden ihm nachgeſandt,
und keiner bracht' ihn zurücke.
Doch fern auch blieb er den Beiden getreu,
und was die drei Küſſe verſprachen,
ward erfüllet, und hörte man mancherlei
drob ſagen
von Gnomen und Elfen und Drachen. —

Anmerkungen.

1) Girka, jetzt Görkau, böhmische Stadt im Kreise Saaz an der Biela.

2) Gewerken sind die Besitzer oder Theilnehmer am Bau einer Zeche, eines Pochwerks oder auch einer Schmelzhütte. Die Gewerken verlegen, d. h. sie geben ihr Geld einstweilen zur Löhnung ihrer Bergarbeiter her, obgleich sie für den Augenblick nichts gewinnen; verlagsweise also, in Hoffnung auf bessere Ausbeute.

3) Schlema, Dorf ohnweit Schneeberg, jetzt mit einem großen Blaufarbenwerke.

4) Solche Venetianer oder Walen durchzogen damals ganz Deutschland, um Goldbergwerke zu entdecken.

5) Dieser churfürstliche Hauptmann oder Statthalter von Zwickau heißt in Meltzers Chronik Mülich von Karlowitz.

6) Neumark, Marktflecken im Amte Zwickau.

8.

Die Mönchstaufe

bei

Wechselburg.

Dedo der Feiſte, Graf von Rochlitz oder richtiger, Markgraf der Lauſitz d. i. der Niederlauſitz genannt, ſtiftete 1174 zu Zſchillen (jetzt Wechſelburg) ein Auguſtinerkloſter geregelter und nur aus dem Adel zu wählender Chorherren; und die Mönche dazu nahm er aus dem Kloſter Lautersberg bei Halle. — Nachſtehende, geſchichtlich glaubwürdige Begebenheit fällt 1278.

Arg trieben's die Chorherrn [1]) im Kloſter zu Zſchillen,
und Klagen erhoben ſich weit und breit
um ihres unchriſtlichen Lebens willen,
denn die Pröbſte befürchteten Aerger und Streit,
und ließen nach Lüſten ſie ſchalten und walten,
im Kloſter nur Frieden und Ruh' zu erhalten.

Da wählet der Biſchoff, [2]) dem Unfug zu ſteuern,
zum Probſt einen frommen, kräftigen Mann:
der muß es mit heiligem Schwur ihm betheuern,
die Chorherrn zu zähmen, wo immer er kann,
und tritt dann in's Amt mit dem feſteſten Willen,
die mißlichen Pflichten getreu zu erfüllen.

Er verſucht es zuvörderſt mit freundlichen Bitten,
doch, was er auch bittet und warnt und ſpricht,
ſie wollen nichts hören von chriſtlichern Sitten,
und lachen und ſpotten ihm frech ins Geſicht:
Wir denken, wir haben's ſtets chriſtlich gehalten,
und wünſchen und hoffen, es bleibe beim Alten!

Da warnt ſie der Probſt mit drohender Strenge,
nicht zweimal zu ſagen ſolch höhniſches Wort,
doch treibt das die Chorherrn wenig in's Enge;
ſie beſchließen im Stillen, ihr Weſen hinfort
dem Probſte zum Trotze noch ärger zu treiben,
und alleſamt ſtets aus der Hora [a]) zu bleiben.

In der folgenden Hora läßt keiner ſich ſehen,
und als nun Minut' um Minute verrinnt,
da ſendet der Probſt ſeinen Prior, zu ſpähen,
warum nicht gekommen die Chorherrn ſind,
und läßt denſelben aufs Ernſtlichſte ſagen,
er werde ſie Morgen beim Biſchoff verklagen.

Lang harrt er, doch kehrt der Prior nicht wieder,
und ängſtlich hört er um Hilfe ihn ſchrei'n —
flugs eilt er zum Refectorium [b]) nieder,
und ſtürzet mit zornigen Blicken hinein,
doch ſtarr vor Schreck in der Thür bleibt er ſtehen,
denn heiliger Himmel, was muß er da ſehen!

Die Chorherrn ſchwelgten in lärmender Runde,
zwei ſchamloſe Dirnen auch ſaßen dabei,
und Reden gingen aus jeglichem Munde,
als ob ganz Zſchillen ein Bubenhaus ſey;
am Getäfel im Blute, von Scherben umgeben,
lag der Prior, ein blutiger Hammer daneben.

Der Probſt rafft ſich mählig vom Schrecken zuſammen
und donnert ſie an in untadlicher Wuth:
„Ha Fluch euch, ihr Buben! Gott mög euch verdammen!
Euch verdamme des Priors unſchuldiges Blut!
Fluch, Fluch euch! und, bei des Erſchlagnen Leiche!
Fluch mir auch, wenn ich hier länger noch ſchweige.“

Er ruft es. Aufſpringen ingrimmig die Mörder:
„„So Fluch euch! Denn ſchweigen ſollt ihr fortan!
Und dazu bedarf's nicht Lanzen und Schwerter,
das iſt mit dem winzigſten Meſſer gethan!““
Sie faſſen ihn wüthend an beiden Armen,
und werfen zu Boden ihn ohne Erbarmen.

Sie ſchneiden die Zunge ihm ab im Munde,
und ſchlagen die Stirn mit dem Hammer ihm ein:
„„So, Probſt, nun bringe dem Biſchoff Kunde,
und will er mit ſolcher zufrieden nicht ſeyn,
ſprich: Biſchoff, was hießeſt du mich's unternehmen,
die adligen Chorherrn von Zſchillen zu zähmen!““

Sie treten den Todten mit Füßen, und wälzen,
ihm auch zu verkümmern das ehrliche Grab,
ihn an's Ufer der Mulde, und ſtoßen vom Felſen
mit teufliſchem Spott in den Fluß ihn hinab,
und die ſchäumenden Wellen der Mulde haben
mitleidig des Märtyrers [1]) Leiche begraben.

Als aber der Chorherrn blut'ges Verbrechen
der Margraf Heinrich der Jüng're [6]) erfuhr,
da gelobt' er, den Tod des Probſtes zu rächen,
und gewiſſenhaft hielt er den ernſten Schwur:
Die Chorherrn befahl er zu ſtrafen am Leben,
und das Kloſter den deutſchen Rittern [7]) zu geben.

Wohl hat ſich derſeit viel anders geſtaltet,
und Zſchillen ward Wechſelburg ſpäter genannt, [8])
doch die traurige Mähr iſt nimmer veraltet,
und der Raum in der Mulde am Uferrand,
wo der Probſt einſt verſunken, der heißt noch heute
die Mönchstaufe im Munde der dortigen Leute.

Anmerkungen.

1) Chorherren. Zu Zschillen waren geregelte, d. i. zum klösterlichen Leben und dem Chordienste verpflichtete Chorherren und wurden von einem Probst und Prior regiert, welche beide der Bischoff von Meißen wählte.

2) Der Bischoff von Meißen, Witticho oder Wittego.

3) Hora ist die festgesetzte Stunde, in welcher sich in Klöstern und Stiftern die Mönche, Nonnen oder Chorherren versammeln, um bestimmte Gesänge abzusingen; gewöhnlich des Tages dreimal.

4) Das Refectorium ist der gemeinschaftliche Speisesaal in einem Kloster.

5) Märtyrer, Personen, die für ihre Religion, oder überhaupt für Recht und Tugend, ihr Leben geopfert haben.

6) Heinrich der Jüngere, gewöhnlich der Erlauchte genannt, jüngster Sohn Dietrichs des Bedrängten, Markgraf von Meißen, starb 1288.

7) Der deutsche Ritterorden stand unter einem Hochmeister; seine Besitzungen wurden durch Komthure verwaltet; seine Pflichten waren der Kampf für die Religion, Kranken- und Armenpflege; seinen Gottesdienst besorgten die Priesterbrüder. Das Kloster Zschillen nun war ein Komthurhof, d. i. Sitz eines Komthurs. Als erster Komthur von Zschillen wird in Urkunden Dietrich von Koldiz, und neben ihm als ein Priesterbruder Heinrich von Broburc genannt.

8) Zschillen — genannt. Zur Zeit der Reformation ward die Komthurei Zschillen säcularisirt (zum Besitzthum einer weltlichen Herrschaft gemacht), und erhielt

dabei den Namen Wechſelburg. Wie irrig die gewöhnliche Meinung ſey, daß der Name vom Tauſche der Herrſchaften Zſchillen und Penig gegen Hohnſtein, Lohmen und Wehlen, welcher 1543 zwiſchen den Herren von Schönburg und den Herzögen Moritz und Auguſt ſtattfand, herrühre, erhellt aus der Tauſchurkunde ſelbſt, wo es heißt: „daß Haus undt Guth Zſchillen, jetzo Wechſelburgk genanndt".

Druck von J. H. Kegel in Le[illegible]

9.

Der Teufelsgraben

bei

Roſelitz.

Der Teufelsgraben, den Einige für einen alten Befestigungswall, Andere für eine Wasserleitung halten, fängt in der Gegend von Tiefenau und Koseliß, 2½ Stunde nördlich von Großenhain an, und zieht sich von Osten nach Westen, in ziemlich gerader Richtung, bei dem Vorwerke Gohrisch und der Neusorge vorüber, bis in die Nähe von Fichtenberg hin, wo er, zehn Minuten noch von der Elbe, endigt. Die Alterthumsforscher schreiben seine Erbauung bald den Römern, bald den Deutschen oder Sorbenwenden, die Sage aber schreibt dieselbe dem Teufel zu.

Einſt wohnte in Koßlitz im meißniſchen Land
ein ehrſamer Müller, gar rühmlich bekannt
als Vater der lieblichen, blonden Roſette,
die Mancher zum Weibchen genommen gern hätte.

So reizende Formen, ſolch holdes Geſicht
gab's unter der Sonne zum zweiten Mal nicht,
drum war es kein Wunder, daß früh ſchon bei Zeiten
um Müllers Roſetten viel Jünglinge freiten.

Schon bildete Mancher im Stillen ſich ein,
in's Herzchen des Mädchens gedrungen zu ſeyn,
doch konnte derſelben nur Einer von allen,
nur Ludwig, der ſtattliche Jäger, gefallen.

Der trug einen Sarras und Federn am Hut
und war auch hübſch artig, drum war ſie ihm gut,
und hätte ihn gern auch zum Manne genommen,
wär' nur nicht ein Wennerſt dazwiſchen gekommen.

Der Müller, dem's öfters an Waſſer gebrach,
that theuer mit ſeiner Roſette, und ſprach:
„Nur wer mir kann Waſſer verſchaffen im Graben,
der ſoll meine Tochter ſammt Zubehör haben.“

Das war denn freilich ein ſchweres Beding,
zumal da die Elbe ſo fern davon ging,
und der Jäger, beſchäftigt auf Waſſer zu ſinnen,
ſah all ſeine Hoffnung zu Waſſer zerrinnen.

Doch blieb er deswegen dem Mädchen getreu,
und betete täglich zum Himmel dabei,
er möchte dem Müller doch Waſſer gnug geben,
und ſomit das häßliche Hinderniß heben.

Da hört, was begab ſich? — Ein Mühlknappe kam,
der von der Bedingung des Müllers vernahm,
und erbot ſich, den Mangel des Waſſers zu heben,
wenn der Müller nur wollte das Mädchen ihm geben.

Der Knappe ſah häßlich, verlaufen und wild,
eines fahrenden Schülers verzweifeltes Bild,
rothköpfig, blaulippig, hohlwangig, triefäugig,
ſchiefmäulig, lahmfüßig, langhändig, dünnbäuchig.

Der Müller beſah ihn und ſagte alsdann:
„Vielleicht ſteht dein Aeuß'res Roſetten nicht an,
doch ſchiert mich das wenig; ſchaff' Waſſer im Graben,
ſo ſollſt du das Mädel zum Ehgemahl haben!“

„Wie aber, das fragt ſich, wie ſoll das geſcheh'n?
Wie viel werden Wochen darüber vergeh'n?
Die Eile thut noth, weil ich eher am Ende
mitſammt meinem Mädel verhungern gar könnte."

So fragt ihn der Müller. Der Knappe drauf ſpricht:
„„Das wäre noch hübſcher! ſo weit kommt es nicht!
Noch heute Nacht ſollt ihr das Waſſer erhalten,
und morgen iſt Hochzeit, drum laßt mich nur ſchalten!""

„„Ich grab' einen Graben vom Elbſtrom hieher
und baue auch Schützen und Abzug und Wehr,
und ehe' die Hähne in Koſelitz krähen,
hezzi! — ich benieß' es! — iſt Alles geſchehen!""

Der Müller wünſcht Profit! doch ſieht er's nicht ein,
und ſpricht: „I da müßteſt der Teufel du ſeyn!"
„„Zu dienen, — ſpricht jener mit art'gen Geberden —
und freu' ich mich ſehr, euer Eidam zu werden.""

Dem Müller lag an der Verwandtſchaft nicht viel,
doch macht' er gute Miene zum mißlichen Spiel,
und dachte: „I ſchneid' du doch auf und der Teufel;
kannſt doch nicht Wort halten, daran iſt kein Zweifel."

Keck nochmals verſpricht er dem Knappen die Maid,
im Fall er in oben bedungener Zeit,
von elf Uhr des Nachts, bis die Hähne früh krähen,
den Grabenbau würde beendiget ſehen.

Drauf rief er die lauſchende Tochter herbei,
ſie grüßte den Freier erſchrocken und ſcheu,
der aber gerieth flugs in Feuer und Flammen,
und es lief ihm das Waſſer im Munde zuſammen.

Er wollte ſie herzen, doch wich ſie ihm aus
und verließ mit Thränen und Klagen das Haus,
und eilte zur Lorenzkapell', am Altare
zu beten, daß Gott ſie in Gnaden bewahre.

Sie betete brünſtig, ſie betete lang,
bis die Nacht, die gefürchtete, niederſank,
da lief ſie nach Hauſe, und hörte die Beiden
in der Stube von Hochzeit und Kindtaufe ſtreiten.

Sie ſaßen ſelbander beim köſtlichſten Mahl,
bei dampfenden Schüſſeln und vollem Pokal;
dies Alles erſt holte der fremde Geſelle
ſo eben aus Kellern und Küchen der Hölle.

Dem Müller ſchon wurde das Köpfchen zu ſchwer,
doch ſtach er gar ſchelmiſch manch Gläschen noch leer,
ſo daß er ſelbſt lieber, ſtatt ſeiner Roſette,
noch heute den Teufel geheirathet hätte.

Da ſchlug es Glock' elf. — „Ei Donner und Blitz!"
rief Satan erſchreckt und erhob ſich vom Sitz,
„jetzt muß ich mich haſten, ſofern ich den Graben
vor dem Krähen der Hähne noch fertig will haben."

Raſch fuhr er zum offnen Kamine hinaus
in Feuergewölken und Sturmesgebraus,
und ſchwang durch die Luft ſich, und rief aus den Tiefen
die Geiſter der Hölle, die ſäumig noch ſchliefen.

Grell rollten die Donner, wild ſchnob der Orkan
die Gohriſcher Heide bei Fichtenberg an,
daß die Eichen wie Bohnengeſtänge zerknickten
und die flüchtenden Haſen zu Schocken erdrückten.

Unzählige Blitze durchzuckten die Nacht,
und weithin erbebte die Erde mit Macht,
zumeiſt bei der Mühle; drum nennen die Leute
den Wald dort das Teufelsneſt immer noch heute.

Dort gebar der Erde ſchwarzqualmender Schooß
die Teufel zu Tauſenden, feurig und groß,
die ſchritten zur Arbeit ſonder Verweilen
mit Schaufeln und Spaten mit Sägen und Beilen.

Ihr Meiſter ſelbſt ſchwärmte bald hier und bald dort,
und trieb ſie, — natürlich es ging auf Akkord —
daß ſie mußten ein wenig geſchwinder ſich regen,
als meiſtens die Maurer auf Erden jetzt pflegen.

Sie fällten das Holz, das im Weg ihnen ſtand,
ſie gruben und hackten, ſie karrten das Land,
ſie wölbten die Böſchung und rührten die Hände,
damit ſie vorm Hahnenruf wären am Ende.

Der Müller indeſſen, was ſagt er dazu?
Der Müller? — Der ſchnarchte in ſeliger Ruh!
er wär von dem Weine des Eidams betrunken,
in ein Schlummerchen unter dem Tiſche verſunken.

Roſette dagegen, das troſtloſe Kind,
ſie weinte beinahe die Augen ſich blind,
ſie lag auf den Knieen und jammerte kläglich,
und flehte zum Himmel gar heiß und beweglich.

Das Werk ging zu Ende, nicht fern mehr war,
von der Mühle die fleißige Arbeiterſchaar;
nur ſiebenzig Schritte noch mußten ſie graben,
um alles gehörig vollendet zu haben.

Der Meiſter flog über der Mühle, und rief:
„Bis hierher, Geſellen! Hübſch räumig und tief!
Und müßt ihr auch heut einmal keuchen und ſchwitzen,
ihr ſollt auch zur Hochzeit bei Tafel mit ſitzen.“

Dies hörte Roſette, ihr flirrt' es im Sinn,
ſie ſtürzt' auf die Kniee verzweiflungsvoll hin:
„Ach, heiliger Lorenz, ach hilf mir in Gnaden,
und laß nicht die Argliſt des Böſen gerathen!“

Sie betet' es brünſtig, und ſiehe, da ſchrie
der Hahn in der Mühle ſein Kikeriki,
und alle die Hähne in Koslitz geriethen
darüber in Aufruhr und kikerikiten.

Wie lärmte der Teufel, wie flucht' er da laut,
durch die Hähne betrogen um Sieg und Braut!
Er fuhr mit der heulenden Schaar seiner Knechte
ergrimmt in der Hölle tiefunterſte Schächte.

Das war ein Getöſe, Geheul und Gekrach,
daß der Müller ſelbſt unter dem Tiſche ward wach.
Er fragte Roſetten: „Was giebt es denn draußen,?
Was iſt das für Lärmen und Toſen und Brauſen?"

Und als ihn das Mädchen in's Klare gebracht,
da feixt' er: „Na wahrlich, das hab' ich gedacht!
Wind machen kann Jeder, doch Waſſer herſchaffen,
darüber wird ſelber der Teufel zum Laffen!"

Jetzt kamen die Nachbarn in Menge herbei,
und — Aber was ſoll der langdehnige Brei?
Ich laſſe die Nachbarn den Müller ausſchelten,
und eil' in der Kürze noch dieſes zu melden:

Der Müller durch Regen mit Waſſer verſorgt,
bezahlte bald Alles das, was er geborgt,
und daß er am Ende nicht enkellos bleibe,
ſo gab er Roſetten dem Jäger zum Weibe.

Der heilige Lorenz auch wurde bedacht,
als welcher die Hähne zum Krähen gebracht.
Bei ſeiner Kapelle erbauten die Leute
ein Dorf; Lorenzkirchen heißt es noch heute.

Den Teufelsgraben auch kann man noch seh'n,
und die Kosliker Hähne auch hört man noch kräh'n.
Der Graben ist stückweis' mit Waldung bewachsen,
drin giebt es viel Hasen, halb Preußen, halb Sachsen.

10.

Die Oswaldskirche

bei

Elterlein.

Die Oswaldskirche, unfern Waſchleite und Heide bei Elterlein, ſoll 1514 durch den Grünhainer Abt Georg Kuttner gegründet, und wegen Dazwiſchenkunft der Reformation nicht ausgebaut worden ſeyn. Im Munde des Volkes aber findet ſich, ſtatt dieſer Muthmaßung der Alterthumsforſcher, folgende Sage, welche freilich wenigſtens vor Anfang der Reformation fällt.

Bei Elterlein im Thale
am Oswaldsbache ſteh'n
die Trümmer einer Kirche,
gar traurig anzuſeh'n.

Wohl mag's ein ſtolz Gebäude
dereinſt geweſen ſeyn;
jetzt fällt der Thau und Regen,
jetzt weht der Schnee hinein.

Nicht Dach, nicht Fenſter wehret
den Wetterſtürmen mehr,
den krummgebeugten Pfeilern
wird ihre Laſt zu ſchwer.

Aus ſeinen Fugen weichet
der morſche Stein heraus,
der Froſt zerbrockt den Mörtel,
der Regen wäſcht ihn aus.

Und keine Spur von Altar,
von Chor und Sacriſtei?
Wohin iſt Kreuz und Glocke?
Wer brach den Thurm entzwei?

Deß giebt die Mähr des Volkes
getreulichen Beſcheid,
ſie klingt gar traurig ſchaurig,
ein Klang aus alter Zeit.

Es liegt von den Ruinen
ein Gut nicht allzufern,
das war einſt Kaspar Klingers,
des reichen Hammerherrn.

Wohl groß war deſſen Reichthum
an Bergwerk, Feld und Holz,
doch wohl noch zehnmal größer
ſein ungemeßner Stolz.

Er redete mit Niemand,
der nicht ſo reich wie er,
und dankte keinem Gruße,
als ob er taubſtumm wär'.

Einſt ritt er durch die Waldung
bei hellem Mondenſchein;
begegnet' ihm Wolf Gött'rer,
Bergherr in Elterlein.

Der ruft: „Glückauf, Herr Klinger!“
mit freundlichem Geſicht;
jedoch der ſtolze Reiter
dankt ſeinem Gruße nicht,

Und reitet ruhig weiter,
da kehrt der Bergherr um,
hält Klingers Roß am Zügel,
und fragt: „Herr, ſeid ihr ſtumm?

Dünkt's euch zu ſchlecht, zu danken,
wenn euch ein Bergherr grüßt?
He, oder hört ihr etwa
nicht gut zu mancher Friſt?

Ich hab's ſchon oft vernommen,
daß euch der Dünkel plagt,
und mein' ich, ſoll euch's nützen,
wenn's euch mal Jemand ſagt.

Dem Bergknecht ſollt ihr danken,
wenn er euch freundlich grüßt,
weil er wohl oftmals klüger
als der Gegrüßte iſt!

Glückauf! Die Lehre bleibe
euch im Gedächtniß friſch!"
So ruft der Bergherr bitter,
und ſchlägt ſich in's Gebüſch.

Wohl läuft dem ſtolzen Klinger
bei ſolchem ſchnöden Wort
die Gall' im Herzen über,
doch Götterer iſt fort.

Er reitet, bleich vor Aerger,
den Bergeshang hinein,
und knirſcht: „Die Frechheit tränk' ich
dir wohl noch gräßlich ein!"

Er ſinnt auf blut'ge Rache,
er brütet ſchwarzen Plan,
und wirbt ſich ſeinen Bruder
zum Mordgehülfen an.

Und in der Pfingſtnacht gehen
die Zwei nach Elterlein,
und ſchleichen ſich mit Beilen
in's Haus des Bergherrn ein.

Die Diener, — ſolches forſchten
die Beiden klüglich aus —
ſind heut zu Tanz gegangen,
er iſt allein zu Haus.

Und ehe noch der Wächter
die elfte Stunde rief,
und im verſchloſſenen Gaden
der Bergherr ſicher ſchlief;

Da lauern ſie im Vorhaus
zuſammengeduckt und ſtill,
bis daß er kommt und ſelber
das Haus verſchließen will.

Und Kaspar wirft ihn nieder,
und tritt ihn mit dem Fuß:
„Jetzt, Herr, jetzt bringt euch Klinger
den Dank für euern Gruß!“

Und eh' er kann ſich wehren
und kann nach Hülfe ſchrei'n,
da ſchlagen ſie den Schädel
ihm mit den Beilen ein.

Drauf eilen ſie von dannen,
und freu'n ſich ihrer That,
doch gräßlich ſchon am Morgen
aufgeht die blut'ge Saat.

Man hat mit ihren Beilen
die Mörder flüchten ſeh'n,
und drob muß Kaspar Klinger
den Richtern Rede ſteh'n.

Das Leugnen dünkt dem Stolze
des Hammerherrn zu klein,
er lächelt und geſtehet
gleichgültig Alles ein.

Und als gefällt das Urtheil,
da tritt er vor und ſpricht:
„Wohl graut mir's nicht zu ſterben,
doch will ich's jetzt noch nicht.

„Drum, laßt ihr mir das Leben,
will ich ein Kirchlein bau'n
zur Ehr' des heil'gen Oswald,
nicht ſchöner wo zu ſchau'n.

Auch leg' ich hundert Gülden
im Armenſeckel ein.
Dies, mein' ich, wird den Fehler
zu ſühnen, gnüglich ſeyn."

Er ſpricht's mit ſtolzer Ruhe.
Dem reichen Hammerherrn
geſtatten ſeine Richter
ſo theure Löſung gern.

Dem Andern von den Brüdern
war keine Löſung noth;
der ſtürzte ſelben Tages
vom Roſſe und blieb todt.

Sein Bruder, froh des Erbes,
wählt nun zum Gotteshaus
den Platz auf grüner Aue
am Oswaldsbache aus.

Wer Wald und Steinbruch erbet,
hat freilich gutes Bau'n!
Er läßt die Steine brechen,
und läßt das Bauholz hau'n.

Wie wird's im Thal lebendig,
wie regt ſich's überall,
wie darf jetzt nicht mehr raſten
im Wald der Wiederhall!

Hier hauen rüſt'ge Zimm'rer
die Tannenſtämme glatt,
ſie hau'n im luſt'gen Takte,
ſo wird der Arm nicht matt.

Dort fügen kund'ge Maurer
ſo fleißig Stein auf Stein,
ſie kalken ein, als ſollt' es
für Ewigkeiten ſeyn.

Dort fahren die Gehülfen
flink ſonder Raſt und Ruh
auf ſchwerbeladnen Karren
den Maurern Steine zu.

Und zu der Hämmer Klopfen
und zu der Aexte Klang
und zu der Karren Aechzen
ſchallt luſtiger Geſang.

So iſt's im Thal lebendig,
ſo regt ſich's überall,
ſo darf jetzt nicht mehr raſten
im Wald der Wiederhall.

Und in dem dritten Sommer,
da iſt das Dach gedeckt,
da iſt der Thurm vollendet,
das Kreuz daraufgeſteckt.

Da ſteht Altar und Kanzel
mit Gold und Sammt geziert,
das Singchor und die Orgel
gar ſtattlich ausſtaffirt.

Da hängt im hohen Stuhle
die Glocke, wohlbereit,
zu laden die Gemeinde,
daß man die Kirche weiht.

Und als der Tag gekommen,
da iſt von fern und nah,
der Feier beizuwohnen,
das Volk in Menge da.

Doch weh, es ward die Kirche
erbaut vom Sündengut,
und an der Hand des Bauherrn
klebt des Erſchlag'nen Blut.

Mit Gold beſticht der Mörder
wohl Richter dieſer Welt,
doch nimmer den gerechten,
der droben Richttag hält! —

Noch tönte nicht vom Thurme
der Glocke erſter Klang,
da wird der Himmel finſter,
die Luft ſo ſchwül und bang.

Und ſchwarze Wetterwolken
umlagern wie ein Wall,
von Berg zu Berg ſich wälzend,
die Thalung überall.

Dem Volke bangt's, es wagt ſich
zur Kirche nicht hinan,
ihm ahnt der Zorn des Himmels,
ſcheu blickt es Klingern an.

Der hält auf hohem Roſſe,
und ſieht des Volkes Scheu,
und ſieht das Wetter drohen,
und lächelt ſtolz dabei.

Und ſpricht zum greiſen Glöckner:
„Nun geh' und thu' dein Amt,
und läute ein zur Weihe,
wir harren alleſammt."

Und als der Glöckner weigert,
da ſtößt er ihn bei Seit',
und ruft: „Wohlan, ſo ſorg' ich
denn ſelber für's Geläut."

Der Prieſter mahnt ihn ängſtlich:
„Herr Klinger, laßt es ſeyn!
Noch ſind nicht eure Hände
von Göttrers Blute rein.

Hier vor des Volkes Augen
demüthigt euern Stolz,
und flehet um Erbarmen
den Chriſt am Kreuzesholz.

Er weiſt den reu'gen Sünder
nicht ungehört zurück!"
ſo mahnt der Prieſter dringend
mit ahnungsbangem Blick.

Doch Klingern rührt es wenig,
er ſteigt behend vom Roß:
„Laßt ſchau'n, ehrwürd'ger Vater,
ob Gottes Zorn ſo groß!"

Er eilet in die Kirche,
er zieht den Glockenſtrang,
die Glocke klingt ſo ſchaurig
wie Sünderglockenklang.

Er läutet ſich zum Tode,
er läutet zum Gericht,
er läutet ſich zur Hölle, —
ſein Hochmuth ahnt es nicht.

Weiß zuckt aus ſchwarzer Wolke
der fürchterliche Strahl,
und klirrend rollt der Donner,
es zittert Berg und Thal.

Es hat den Thurm gezündet,
er ſteht in voller Gluth;
das Feuer Gottes löſchen,
das wäre frecher Muth.

Die Menge ſieht mit Schaudern
den fürchterlichen Brand,
und Jeder betet zitternd,
doch Niemand rührt die Hand.

Der Thurm ſtürzt krachend nieder,
das Sparrwerk knackt entzwei,
und durch die hohen Fenſter
macht ſich die Lohe frei.

Und Klinger liegt im Thurme,
vom Wetterſtrahl erſtickt,
tief unterm Schutt begraben,
zerſchmettert und zerſtückt.

Und was man bei dem Räumen
von ſeiner Leiche fand,
ein Hammerknecht begrub es
am nahen Waldesrand.

Dort geht ein Schatten irre
im Wald um Mitternacht,
und wen er ſieht, den grüßt er,
doch Niemand hat deß Acht.

Und Niemand dankt dem Schatten
und will ihm Rede ſteh'n,
und bis ihm Jemand danket,
muß Klinger irre geh'n.

Und Niemand hat's gelüſtet,
die Kirche aufzubau'n;
ſie liegt noch heut in Trümmern,
gar traurig anzuſchau'n.

So giebt die Mähr des Volkes
getreulichen Beſcheid,
ſie klingt ſo traurig ſchaurig,
ein Klang aus alter Zeit.

II.

Der Fähndrich

von

Scharfenberg.

An der Vorderseite der Ruinen des Schlosses Scharfenberg bei Meißen, nach der Elbe zu, steht ein, in Stein gehauener, geharnischter Mann, mit einer Fahne in der Hand. Die Sage, welche in den dreißigjährigen Krieg fällt, erzählt davon Folgendes, was um so mehr der Erhaltung werth scheint, da historische Spuren über die Bedeutung dieses Denkmals leider nirgends zu finden sind.

Auf Scharfenberg ſtürmet der ſchwediſche Troß;
wohl dreißig nur zählt die Beſatzung im Schloß,
doch treu iſt ihr Blut,
und ſächſiſch ihr Muth,
und ſcharf ihre Klingen
und kundig, auf Tod und auf Leben zu ringen.

Anſtürmen die Feinde mit wildem Geſchrei,
es krachen die Büchſen, es ſchwirret das Blei,
und rüſtig empor
am äußerſten Thor
auf ſchwankender Leiter
ſchon ſteigen die zahlloſen ſchwediſchen Streiter.

Doch die Sachſen auch bleiben nicht müßig dabei,
von den Mauern auch regnet es Eiſen und Blei
und tödtlich Geſtein
in die feindlichen Reih'n,
und zertrümmert die Leitern,
und zermalmet die Häupter den ſtürmenden Streitern.

Und ſtundenlang tobt an den Mauern der Sturm,
ſtolz weht noch die ſächſiſche Fahne vom Thurm,
und wie auch der Tod
die Beſatzung bedroht,
ſie mag ſich nicht geben,,
will lieber treu ſterben als treulos leben.

Doch ermüdet allmählig der Ringenden Arm,
und hitziger ſtürmet der feindliche Schwarm,
und hier und dort,
von Kugeln durchbohrt,
ſtürzt einer todt nieder
und mahnet noch ſterbend zur Treue die Brüder.

Bei den Sachſen bedarf es der Mahnung nicht,
ſie fürchten den Tod nicht für Ehre und Pflicht,
das Thor ſpringt entzwei,
mit lautem Geſchrei
eindringen die Sieger,
und muthig noch ſtreiten die ſächſiſchen Krieger.

Stolz weht noch die ſächſiſche Fahne vom Thurm,
dabei ſteht der Fähndrich, nicht fürchtend den Sturm.
Das mordende Blei
ſchwirrt an ihm vorbei,
und er ſchickt ſich zu ſterben
doch die Fahne, ſie ſollen die Feinde nicht erben.

Und wie ſie nun dringen im Thurme heran,
und der Fähndrich die Fahne nicht ſchützen mehr kann,
da wählt er den Tod,
und rufet zu Gott,
daß er ſein ſich erbarme,
und faſſet die Fahne mit nervigem Arme.

Und will ſie, der Treue, mitnehmen in's Grab,
und ſpringt von der Höhe des Thurmes hinab,
der nahe am Rand
des Felshorns ſtand,
und am Felſen vorüber
zwingt er den Sprung in den Abgrund hinüber.

Und dem mächtigen Schirmherrn im Himmel ſei Dank!
der Sprung, der entſetzlich gewagte, gelang.
Der Fähndrich entrinnt
mit der Fahne geſchwind
den feindlichen Blicken,
und hat bald ein bergendes Wäldchen im Rücken.

Auf Scharfenberg iſt er aus Sandſtein gehau'n,
mit der Fahn' in der rechten noch heute zu ſchau'n,
und bricht auch der Neid
und die Laune der Zeit
ſein Bildniß in Trümmer,
den Nachruhm zerbricht ſie dem Muthigen nimmer.

Denn ob die Geſchichte nur Groſſes uns nennt,
und meiſt an den Fürſten nur Tugenden kennt;
des Volkes Mund
giebt treulich auch kund,
was Männer vollbrachten,
die waffenlos waren und königlich dachten.

12.

Die Nixkluft

bei

Waldheim.

Am Ufer der Zschopau unterhalb Waldheim ist ein Felsen mit unbedeutenden Höhlen, welche sonst viel größer gewesen und tief in den Berg und unter den Grund des Flusses gegangen seyn sollen. Dieser Felsen heißt die Nixkluft. — Dietenhain ist ein Dörfchen eine halbe Stunde von Waldheim.

In jenen grauen Zeiten,
wo noch die Geiſterwelt
dem Blick der Sonntagskinder
ſich oft zur Schau geſtellt,
da wohnte in der Nixkluft,
von Dietenhain nicht weit,
der Nixenfürſt der Zſchopau
in hoher Herrlichkeit.

Sein Schloß war von Kryſtallen
gar ſtolz und ſchön erbaut,
im Neumond habens oftmals
die Fiſcher angeſchaut,
und in dem Schloſſe drinnen
war Sang- und Klangkonzert,
auch dieſes haben oftmals
die Fiſcher angehört.

Wohl lauſchten auf den Wellen
die Fiſchlein allzumal,
doch kaum erwacht' im Morgen
der erſte Sonnenſtrahl,
da war das Schloß zerfloſſen,
verklungen die Muſik,
und all' die Fiſchlein tauchten
tief auf den Grund zurück.

Der Nixenkönig hatte
drei liebe Töchterlein,
die gingen oft im Neumond
zum Tanz nach Dietenhain.
Sie waren alle dreie
gar lieblich hold und schön,
doch fremd zugleich nicht minder
und seltsam anzuseh'n.

Die weißen Locken schmückte
ein Kranz von Nixenflachs,
ihr wohlgeformtes Antlitz
war glatt und zart wie Wachs;
doch ihre Wangen waren
wie Wellenschaum so weiß,
und blieben trotz des Reigens
stets feucht und kalt wie Eis.

Aus Nebelduft gewoben
war Schleier und Gewand,
aus Wasserschilf geflochten
ihr breites Gürtelband.
Auf ihren Busen wiegte
sich ein Krystallgeschmeid',
aus klaren Maithauperlen
gar zierlich aufgereiht.

Ein frisches Wasserröslein
hing an der Perlenschnur,
und diente ihnen treulich
statt einer Stundenuhr;

denn fing es an zu welken,
da war der Morgenſtrahl
nicht fern mehr, und dann ſchieden
ſie eilends aus dem Saal.

Sie waren ihren Tänzern
wohl recht von Herzen gut,
in ihren Blicken glühte
oft heißer Liebe Gluth,
auch gaben ſie ihr Fühlen
durch Zeichen arglos kund,
doch nicht das kleinſte Wörtchen
kam je aus ihrem Mund.

Und wenn nun mit dem Zwielicht
zum Scheiden kam die Zeit,
da wehrten ſie den Tänzern
mit nichten das Geleit,
doch fern nicht mehr vom Ufer
im Walde wies ihr Blick
und ihre Hand die Buhlen
ſanft, aber ernſt, zurück.

So gingen hundert Jahre
in Fried' und Freud' vorbei,
der Nixentöchter Jugend
blieb ewig jung und neu,
und ihren Mund, den einſtens
der Vater ſchon geküßt,
den küßte Sohn und Enkel
noch heiß nach langer Friſt.

Da kam ein junger Krieger
zurück nach Dietenhain,
dem gab die ſchnöde Neugier
den böſen Vorſatz ein,
die Mädchen zu umgarnen
mit falſcher Zärtlichkeit,
daß ſie verſäumen möchten
der Heimkehr rechte Zeit.

Und zween ſeiner Freunde
wirbt er für ſeinen Plan.
Beim nächſten Tanze fangen's
die Drei fein liſtig an,
und koſen mit den Mädchen
ſo eifrig und vertraut,
daß keine nach der Blume
auf ihrem Buſen ſchaut.

Die Waſſerroſen welken,
das Frühroth taucht empor,
im nahen Wald erwachet
der Vögel Morgenchor,
die Nixentöchter ſchrecken
aus ihrer Ruhe auf,
und eilen nach dem Fluſſe
zurück im flücht'gen Lauf.

Doch hält ſie in dem Walde
der Liebe trüglich Glück
am Halſe der Verführer
ach, allzulang zurück.

Die Nacht des hohen Waldes
durch den der Weg sie führt,
birgt ihnen, daß die Sonne
den jungen Tag gebiert.

Die Wasserrosen werden
so dürr an ihrer Brust,
sie schleichen ach, so langsam,
versenkt in Liebeslust,
hin durch den Wald; da röthet
zum ersten, letzten Mal
der Mädchen bleiche Wangen
der Morgensonne Strahl.

Für dieser Erde Söhne
wohl taugt das Sonnenlicht,
ach, aber für die Töchter
des Wassers taugt es nicht!
Wie weißes Wachs am Feuer
zerschmolz mit einem Mal
der Leib der Nixenmädchen,
berührt vom Sonnenstrahl.

Drei Silberstreifen flossen
hell durch der Wiesen Grün,
und in denselben wand sich
ein Purpurfädchen hin.
Zum väterlichen Schlosse,
zum Ufer ging ihr Lauf,
die heim'schen Wellen nahmen
sie leise klagend auf.

Seitdem nun ſah kein Auge
die Waſſermädchen mehr,
und könnte man nun denken,
daß dieſes Lüge wär',
wenn nicht ein Fels am Ufer,
die Wahrheit klar bewieſ',
indem man zum Gedächtniß
die Nixenkluft ihn hieß.

13.

Die Winſelmutter

bei

Grünhain.

Dieſe Sage dürfte ohngefähr in das 16. Jahrhundert fallen. Der Oswaldsbach kommt von den Grenzgebirgen bei Breitenbrunn und Rittersgrün, fließt alſo mitternachtwärts.

„Leb' wohl, arme Mutter,
viel tauſend Mal,
mir läßt die Verzweiflung
nicht länger die Wahl.
Mein Glück iſt vernichtet
mein Hoffen iſt hin,
der Tod iſt auf Erden
mein letzter Gewinn,
der ſtillet das Sehnen,
der trocknet die Thränen,
der kühlet die Schmerzen
im brennenden Herzen."

„Leb wohl, arme Mutter!
Weh thut mir's um dich,
wirſt klagen und weinen
und zürnen auf mich!
Wie ſchläfſt du ſo ruhig,
wie träumſt du ſo ſüß —
wie wirſt du erſchrecken,
daß Veit dich verließ!
Wirſt weinen und klagen,
und überall fragen,
und überall ſuchen,
und dem Sohne fluchen!"

„Ach herzliebſte Mutter,
verzeih mir den Schritt;
du weißt ja, welch Meſſer
das Herz mir zerſchnitt.
Ich liebte die Falſche
ſo innig ſo treu,
nun reißt ſie die Banden
des Schwures entzwei!
Die nagenden Schmerzen,
der Jammer im Herzen,
das iſt mir geblieben
von all meinem Lieben."

„Beate, wie hab' ich
dich herzlich geliebt!
Du haſt mich, du Falſche,
zu Tode betrübt,
du haſt mich betrogen,
verſchmäht und verlacht,
du haſt mich um Alles,
um Alles gebracht!
Deine Untreu vernichtet,
eh' die Nacht ſich noch lichtet,
mein jugenlich Leben —
mag's Gott dir vergeben!"

„Jetzt raſch, eh' die Sonne
im Morgen erwacht,
und das Leben auf Erden
mir freundlicher macht.
Denn lachen die Fluren
im Frühthau ſo ſchön,

dann iſt es ſo ſchmerzlich,
von hinnen zu geh'n.
Schlaf Mutter in Frieden,
Gott mag dich behüten!
Lang wird ja dein Trauern
hienieden nicht dauern."

Drauf küßt er der Mutter
die Augen leis,
und netzt ihr die Stirne
mit Thränen ſo heiß,
und ſcheidet und blicket,
er weiß nicht warum,
noch einmal recht ſchmerzlich
im Stübchen um.
Er fühlt ſich gehalten,
wie von fremden Gewalten,
und verachtet vergebens
die Reize des Lebens.

Und wie er im Gärtchen
die Laube erblickt,
wo jüngſt er die Falſche
geküßt und gedrückt,
und denkt an der Liebe
entzückende Luſt,
da ſiedet's, da wallt es
in ſeiner Bruſt,
und das Maas ſeiner Schmerzen
ſtrömt über im Herzen,
und mit haſtigem Schritte
verläßt er die Hütte.

Und wo durch die Tannen
der Oswaldsbach rauſcht,
und nirgends ein Fremder
den Jüngling belauſcht,
da kniet er am Ufer,
und ſchickt ſich zum Tod,
und macht noch die Rechnung
des Herzens mit Gott —
und ſchäumender ſchwellen
des Baches Wellen,
als wollten zum Baden
den Jüngling ſie laden.

Es flüſtern die Tannen
den Abſchied ihm zu,
es laden die Waſſer
zur kühlenden Ruh.
Es rauchen die Meiler
im waldigen Thal,
er blickt nach der Heimath
zum letzten Mal,
das Maaß ſeiner Schmerzen
ſtrömt über im Herzen —
er fühlt ſich gezogen
hinab in die Wogen.

Die Waſſer löſchen
den Brand in der Bruſt,
das ſchmerzliche Sehnen
nach irdiſcher Luſt.
Im Tiefſten des Baches,
im kühligen Raum,

da ängſtet den Schläfer
kein böſer Traum,
da vergällt ihm den Schlummer
kein nagender Kummer,
dort ruht er geborgen
vor irdiſchen Sorgen. —

Der Tag iſt vorüber;
Veit kehrt nicht zurück!
Die Mutter harrt ſeiner
mit ängſtlichem Blick.
Der Abend ſinkt nieder
ihr ahnt es ſo ſchwer,
es läßt ihr im Hüttchen
die Ruhe nicht mehr.
Sie eilt ihm entgegen
und ſucht aller Wegen
in Bergen und Gründen,
und kann ihn nicht finden.

Und wo durch die Tannen
der Oswaldsbach rauſcht,
da hemmt ſie die Schritte
und harret und lauſcht.
Es flüſtern die Tannen
mit leiſem Ach,
es klaget ſo ängſtlich
der rauſchende Bach.
Sie lauſchet den Klagen,
ſie weiß, was ſie ſagen,
und ringet die Hände,
und weinet ohn' Ende.

Sie kehrte verzweifelnd
zum Hüttchen zurück,
ihr letzte kein Schlummer
den thränenden Blick.
Sie klagte ſechs Tage,
ſie klagte, wie ſchwer,
ſie hatte auf Erden
kein Bleiben mehr.
Am ſiebenten Tage
verſtummte die Klage,
da war ſie verſchieden
zum ewigen Frieden.

Bei nächtlicher Weile
am Oswaldsbach,
da winſelt ein Schatten
mit ſchaurigem Ach.
Er wimmert und jammert
am Ufer ſo laut,
bis daß durch die Tannen
der Morgen graut.
Das iſt Veit's Mutter,
die Winſelmutter!
Sie ſucht im Geſträuche
des Sohnes Leiche.

14.

Der Jungfernſtein

bei

Pfaffendorf.

Der Jungfernſtein, auch Pfaffenſtein genannt, ein freiſtehender, mit Waldung bewachſener Felſen im Amte Pirna auf dem linken Elbufer, hat auf der Mittagſeite die Geſtalt einer Jungfrau, welche freilich ohne Arme und Füße iſt, und deren Haupt vor etwa 20 Jahren ſtark vom Blitze verletzt ward.

Vor tauſend Jahren, wie es ſcheint,
bewohnte Mutter Gundelheind
ein Haus in Pfaffendorf allein
mit Elſen, ihrem Töchterlein.

Die Alte war ein böſes Weib,
ein Ungethüm an Seel' und Leib,
und weit und breit im ganzen Land
als Beſenreiterin bekannt.

Oft hatte ihr um Mitternacht
der Drache feurig Gold gebracht,
oft ritt ſie ſelber mit ihm aus,
Walpurgis war ſie nie zu Haus.

Auf ihrem Herenherde war
ein blaues Feuer immerdar,
drauf ſott ſie ihren Zauberbrei,
ein Fuchs ſaß quirlend ſtets dabei.

Sie hatt' es Vielen angethan,
die ſie bei ſolcher Arbeit ſah'n;
der Nachbarn Weib und Kind und Vieh
verwünſchte und beherzte ſie.

Ganz anders war ihr Töchterlein,
die ſchöne Elſe, jung und fein,
die war ſo ſanft, ſo gut und mild
und lieblich wie ein Engelsbild.

Die Alte ſchaute Niemand an,
nach Elſen guckte Jedermann,
der Alten wich man ſchon von fern,
bei Elſen waren alle gern.

Im Walde wohnt' ein Jägersmann,
dem war das Mägdlein zugethan.
Seit Monden liebten ſich die Zwei
in ungeſchminkter Lieb' und Treu.

Doch war die alte Gundelheind
dem blonden Wippold ſpinnefeind,
er durfte niemals ihr in's Haus,
und Elſen ſchalt ſie weidlich aus.

Das Mädel hielt ſie immer eng
in ihrer Obhut hart und ſtreng,
damit es ja niemals etwa
was an der Chriſtenpflicht verſah.

Es ſollt' das fromme Töchterlein
das Löſegeld der Alten ſeyn,
die lange ſchon mit Haut und Haar
dem Höllenfürſt ſich ſchuldig war.

Der Böſe nahm's nicht ſo genau,
und wollte ſtatt der alten Frau
das Jüngferchen gern nehmen an,
wenn ſie nichts Böſes noch gethan.

Drum durfte Elſe nichts verſeh'n,
mußt' Sonntags in die Kirche geh'n,
und faſten oft, und beten viel,
und meiden Tanz und Pfänderſpiel. —

Einſt als die Mettenglocke klingt,
die Alte in die Tochter dringt,
ſie ſolle ihre Pflicht verſeh'n,
und in die Kirche beten gehn.

Und Elſe thut ſich zierlich an,
ſo luſtig wie ſie nie gethan,
und war's ihr heut nicht anzuſeh'n,
daß ſie zur Metten ſollte geh'n.

Sie eilt ſo flink zur Thür hinaus,
und beugt ſo ſcheu um's Nachbarhaus,
und keucht im freudig raſchem Lauf
den Pfaffenſteiner Steig hinauf.

Die Alte ſtutzt: „Was hat die Maid
für Luſt am Betengehen heut?
Sie hat wohl and're Wege vor?
Wohl gar den Jäger auf dem Rohr?“

Sie nimmt den Zauberſpiegel her,
zu ſeh'n, wo ihre Tochter wär',
und ſtreicht das Hexenwaſſer drauf,
und das Verborgne thut ſich auf.

Sie ſieht — wie wird das Blut ihr warm! —
das Mädel in des Jägers Arm.
Wie küſſen feurig ſonder Scheu,
wie ſchmiegen ſich in Eins die Zwei!

Sie ruh'n auf einem grünen Rain
hoch oben auf dem Pfaffenſtein,
zu Füßen ihr, verachtet ganz,
liegt Singebuch und Roſenkranz.

Da tobt die Alte heulend auf,
und rennt zum Pfaffenſtein hinauf,
und ſtürzt auf die erſchrocknen Zwei,
und giebt der Wuth die Rache frei.

„Verfluchtes Kind, was logeſt du?
Führt dieſer Weg der Metten zu?
Verfluchter Mann, wer gab dir's ein,
um Gundelheindens Kind zu frei'n?“

Sie ſchreit's und faßt den Jägersmann
mit ihren dürren Händen an,
und wirft ihn hoch vom Pfaffenſtein
weit in das tiefe Thal hinein.

„Nun, pflichtvergeſſnes Töchterlein,
nun wird an dir die Reihe ſeyn!
Du haſt verletzt die Chriſtenpflicht,
und taugſt zum Opfer fürder nicht!

Mein Gläubiger muß dich verſchmäh'n,
es iſt um all mein Heil geſcheh'n;
doch ſollſt du dich an meiner Pein
und meiner Ohnmacht nimmer freu'n!“

Sie kreiſcht's und ſchwingt den Zauberſtab,
der ihr die Macht zu bannen gab,
und ſchlägt die Tochter in's Geſicht,
doch Elſe — ach, ſie fühlt es nicht!

Schon hüllte ſie in kalten Stein
der Fluch der Rabenmutter ein.
Der Felſen nahm durch ſolchen Bann
die Form von einer Jungfrau an.

Zum Zeichen, daß es ſo geſcheh'n,
iſt er noch heut'gen Tags zu ſeh'n,
und Alt und Jung und Groß und Klein
kennt dieſe Mähr vom Jungfernſtein.

Und weiß auch, wie der böſe Feind
der argen Mutter Gundelheind
flugs in der Nacht nach ihrer That
den dürren Hals gebrochen hat.

15.

Der Gärtner

auf

Weesenstein.

Weesenſtein iſt ein ſchönes Schloß und Städtchen 1½ Stunde ſüdweſtlich von Pirna, 2 Meilen von Dresden und eine von Pillnitz, am rechten Ufer der Müglitz.

Im Weesenſteiner Schloſſe,
da iſt ein Bild zu ſeh'n,
als Denkmal einer Poſſe,
die einſtens dort geſchehn.
Es iſt im Vorſaal am Kamin,
und ſcheint mit vielem Künſtlerſinn
gezeichnet und gepinſelt.

Ein Mann von Wuchs nicht übel,
iſt darauf dargeſtellt,
der einen großen Kübel
hoch an die Lippen hält.
Er trinkt, ſo ſcheint's, recht mit Begier.
Wenn's euch beliebt, ſo könnt ihr hier
die ganze Schnurre hören.

Es war einmal ein Gärtner
im Schloß zu Weeſenſtein,
auch war einmal ein Pförtner
wo? fällt mir nicht gleich ein.
Die beiden waren wohlbekannt
im ganzen lieben Sachſenland
durch ihre weite Gurgel.

Der Gärtner trank zwölf Seidel
mit Spaß auf einmal leer,
und gab es her ſein Beutel,
ſo trank er wohl noch mehr.
Der Pförtner war des Gärtners Freund,
und konnte, wie aus Allem ſcheint,
wohl auch ſein Schlückchen trinken.

Die Herrn der Beiden gaben
ſchon manchen Thaler her,
um ihren Spaß zu haben,
wenn Einer trunken wär';
doch niemals ward der Gärtner matt,
und auch ſein Freund, der Pförtner, hat
ſich immer ſtraff gehalten.

Da ſprach der Herr des Gärtners
dereinſt vertrauungsvoll
im Scherz zum Herrn des Pförtners:
„Was gilt die Wette wohl?
Mein Gärtner, ſtraf' mich Fledermiſch!
ſäuft deinen Pförtner unterm Tiſch;
ich kenne meinen Gärtner!"

Drauf ſprach der Herr des Pförtners:
„„Ich bin zur Wett' bereit.
Die Kehle deines Gärtners
iſt lange nicht ſo weit,
als meines Pförtners Rieſenſchlund,
drauf will ich meinen beſten Hund
und beſten Hengſt verwetten!""

„Nun topp! — rief jener wieder —
Es gelte! ſchlag nur ein!
Säuft Meiner Deinen nieder,
iſt Hund und Rappen mein!
Doch ſiegt der Deine, wie du denkſt,
ſo ſollſt du meinen beſten Hengſt
und beſten Hund erhalten.“

Es gilt. Am nächſten Morgen
ruft Jeder ſeinen Mann,
und fragt ihn voller Sorgen,
wie viel er trinken kann,
und kriegt ihn bei der Ambition,
verſpricht dem Sieger großen Lohn
und eine neue Jacke.

Drauf kommen ſie zuſammen
im Schloß zu Weſenſtein.
Die Kämpfer ſind ganz Flammen,
als gält' es Ungarwein;
doch gab's nur leider heute hier
zwei ungeheu're Kübel Bier,
in jedem ſieben Kannen.

Das Zecherpaar tarirte,
ob auch die Kübel gleich,
und dabei ſchlau vollführte
der Pförtner einen Streich,
warf in den Einen eine Maus,
und kor ſich dann den Andern aus,
und lachte ſich in's Fäuſtchen.

Blödſichtig war der Gärtner,
und ſahe nicht die Maus,
und forderte den Pförtner
mit ſtolzem Muth heraus:
„Jetzt gilt's! und ſaufe ich nicht eh'r,
als du, den vollen Kübel leer,
ſo will ich Meſſert heißen!“

Sie ſetzen ſich. Es geben
die Herren das Signal,
die beiden Säufer heben
die Kübel auf einmal,
und im gewalt'gen Schlurf und Schluck
ſpaziert das Bier gluck gluck gluck gluck
durch ihre weiten Gurgeln.

Und immer blickt der Pförtner
den Gegner lächelnd an,
doch kehret ſich der Gärtner
im Eifer wenig dran,
und ſchluckt mit weitgeſperrtem Mund,
da kommt ihm etwas in den Schlund,
doch würgt er's friſch hinunter.

Vor Lachen kann der Pförtner
kein Schlückchen trinken mehr,
doch raſtlos ſäuft der Gärtner
den Kübel richtig leer,
und triumphirt: „Victoria!
Doch ſag' mir nur, was lachſt du da?
Willſt du mich etwa foppen?“

„„Nein! — mxkert der Beſiegte —
Doch ſprich, was ſchlucktеſt du
einmal ſo derb, als pichte
dir was die Kehle zu?
Das ſah ſo ſpaßhaft ängſtlich aus,
als müßteſt du ſchier eine Maus
mit Haut und Haar verſchlucken.““

„I lieber gar 'ne Ratte!
— ſo brach der Gärtner los —
Was ich zu ſchlingen hatte,
war eben nicht ſo groß.
Es wollte zwar nicht gut hinein;
jedoch, was wird's geweſen ſeyn?
Gewiß ein Hopfenkernchen!“

Da macht der loſe Pförtner
den Herrn das Schwänkchen klar,
und wie die Maus dem Gärtner
ein kleines Kernchen war.
Und Alle zieht das Lachen krumm,
ſie fallen faſt vor Kichern um,
der Gärtner nur ſpricht ernſthaft:

„Daß dich der Kuckuck hätte!
Maus oder Hopfenkern —
gewann ich doch die Wette
für meinen lieben Herrn.
Der beſte Hund und Hengſt iſt ſein,
und der verſprochne Lohn iſt mein
ſammt einer neuen Jacke.

„Daß ich die Maus verſchlungen,
juſt dieſes freut mich ſehr,
denn oft wird man gezwungen,
zu ſchlingen noch weit mehr.
Das Schickſal giebt uns Pillen ein,
die geh'n oft ſchwerer noch hinein,
als eine Maus im Biere.

Ich hab' es nun erfahren,
wie gut ich ſchlucken kann,
und krieg' ich mit den Jahren
vielleicht als Ehemann
fauſtgroße Aergerpillen ein,
je nun — ich ſchluck' ſie ſtill hinein,
als wären's Hopfenkernchen!"

16.

Der Fallſüchtige in der Kirche zu Annaberg.

Die Kunde dieser Begebenheit danken wir nächst der mündlichen Ueberlieferung auch einem Bilde in der Kirche zu Annaberg, welches sich am Monumente C. Pflocks, eines reichen Fundgrübners und Augenzeugen dieses Vorfalls befindet. Die Sct. Annenkirche ward geweiht am 26. Juli 1519 vom Bischoff von Meißen, Johannes VII.

Vom Thurme ſcholl feſtlich das erſte Geläut;
die Annenkirche ward eingeweiht.

Zum Kirchthor wallte der lange Zug,
der Fahnen und flammende Kerzen trug.

Er wallte daher mit Feſtgeſang,
mit Paukenwirbel und Hörnerklang.

Der Biſchoff von Meißen ſchritt mitten drin,
überſchirmt von ſammtenem Baldachin.

Er trug in den Händen die heil'ge Monſtranz
mit goldenem Fuße und goldenem Kranz.

Und hinter dem Biſchoff der Herzog ſchritt,
und ſang andächtig und betete mit.

Und hinter dem Herzoge wieder trug
viel Fahnen und Kerzen der Mönche Zug.

Hoch wehten die Fahnen des heiligen Franz,
hell ſtrahlt' in der Sonne die goldne Monſtranz.

Weit ſchallten die Hörner mit feſtlichem Klang,
vollſtimmig ertönte der Weihegeſang.

Unzähliges Volk von fern und nah
war heute, die Feier zu ſchauen, da.

Das wogte, das wallte die Gaſſen entlang,
das wallte und wogte im bunten Gedrang.

Und wie der Zug am Kirchthor war,
ein kläglicher Anblick ſtellte ſich dar.

Ein Bettler warf ſich am Boden herum,
von der gräßlichſten Fallſucht beſeſſen und ſtumm.

Es warf ihn hinüber herüber mit Macht,
er hatte des nahenden Zuges nicht Acht.

Er krampfte die Hände und ſchlug ſich an's Herz,
er krümmte ſich gräßlich und wand ſich vor Schmerz.

Und die ihn gewahrten, beklagten ihn ſehr,
und traten mitleidig im Kreiſe umher.

Sie legten Almoſen zuſammen für ihn,
und erflehten ihm Hilfe von Gott auf den Knien.

Da nahte der Biſchoff, der ſahe den Mann,
den unglückſeligen, ſchweigend an.

Wohl hatte der Biſchoff ein weiches Herz,
doch rührte ihn minder des Bettlers Schmerz.

Er ſahe ihm tief in den innerſten Sinn,
und las die Schuld der Verſtellung darin.

Er las darinnen deutlich und klar,
daß der Bettler nur krank um des Almoſens war.

Mit mächtiger Stimme begann er darauf
und hob die Finger zur Segnung auf.

„So du in der Wahrheit ſo elend biſt,
ſo helfe dir Gott und Jeſus Chriſt!

So aber du treibſt den entſetzlichen Spott
des Almoſens wegen, ſo ſtrafe dich Gott!“

Und wie der Biſchoff die Worte ſpricht,
da ſäumet die Strafe des Himmels nicht.

Den Bettler wirft es noch ärger empor,
ihn krümmt es noch gräßlicher als zuvor.

Er brüllet entſetzlich, es geifert ſein Mund,
er ſchlägt ſich die krampfenden Fäuſte wund.

Er kollert und windet ſich wüthend umher —
das iſt nicht das Spiel der Verſtellung mehr!

Der Biſchoff ſieht es mit Schaudern, und ſpricht:
„Gott läßt ſich nicht ſpotten, deß irret euch nicht!

Wer frevelnd des Vortheils der Kranken begehrt,
der iſt auch des Jammers derſelben werth!“

Er ſpricht es, und ernſter noch als zuvor
ſchreitet der Zug durch's hohe Thor.

17.

Die Nonnen von Nimpſchen bei Grimma.

Dirſe meiſt geſchichtliche Begebenheit fällt in das Jahr 1525. Die darin erwähnte Nonne Katharina iſt die bekannte Katharina von Bora, Luthers Gemahlin. Das Kloſter Nimpſchen, ½ Stunde ſüdwärts von Grimma, war ein Ciſtercienſer-Nonnenkloſter für neun adlige Frauen, und ward 1534 aufgehoben.

Zwar mag es in den Klöſtern
den Nonnen wohl ergeh'n,
doch ſo von allen Tröſtern
verlaſſen ſich zu ſeh'n,
das, mein' ich, mag nicht allen
den Nönnchen wohlgefallen,
weil doch kein Weib, bei Licht beſeh'n,
kann ohne einen Mann beſteh'n.

Im Kloſter Nimpſchen waren
neun Nönnchen jung und zart,
ein Urſelchen, zwei Claren,
Babett' und Hildegard,
Gertrud' und Wilhelmine,
Brigitt' und Katharine,
die hörten ſo von ohngefähr,
wie ſchön's im lieben Eh'ſtand wär'.

Sie hätten ohne Wehe
der Einſamkeit entſagt,
und ihre Himmelsehe
auf jene Welt vertagt;
doch widerſprachen Gründe:
Denn erſtens war es Sünde,
und zweitens ſchwierig, durchzugeh'n
und ſich nach Männern umzuſeh'n.

Da hörten ſie mit Freuden
die neue Lutherlehr',
daß Lieb' und Ehe meiden
juſt nicht verdienſtlich wär',
und dachten: Ei da könnten
wir an den Mann uns wenden!
Er wird gewiß nicht garſtig ſeyn
und uns von unſrer Noth befrei'n.

Sie ſchreiben, Hülfe ſuchend,
an Luthern in der Still',
ob er ſich ihrer Jugend
vielleicht erbarmen will.
Die Einſamkeit ſei gräßlich,
ſie wären juſt nicht häßlich
und hofften alſo, bald als Frau'n
recht wackrer Männer ſich zu ſchau'n.

Sie hätten, — meldet trocken
ein hämiſches Gerücht, —
auch Pröbchen ihrer Locken
dem Schreiben beigefügt;
doch hat dies wohl den Nonnen
ein Lügner angeſonnen,
aus Aerger, daß, der Mädchenſchaar
zu helfen, Luther willig war.

In Torgau war ein Rathmann,
der Lehnhard Köppe hieß,
und nur auf kecke That ſann,
ſo oft ſich's machen ließ.

er ſuchte ſeines Gleichen
in kühngewagten Streichen,
und ſchätzte jede Müh' gering,
zumal wenn's um ein Mädchen ging.

So wußte längſt auch Luther,
daß Wagniß und Gefahr
ein wahres Kirmesfutter
für dieſen Köppe war,
und ſchrieb ihm recht beweglich,
er möchte doch, wo möglich,
die armen Jüngferchen befrei'n,
ſobald es würde paſſend ſeyn.

Herr Köppe war darüber
im Herzen hocherfreut,
und hätte wohl noch lieber
die Mädchen gleich befreit,
doch mußt er ſich beſinnen,
wie ſolches zu beginnen?
Da fiel ihm endlich etwas ein,
das ſchien der beſte Weg zu ſeyn.

Stracks ſchrieb er an die Nonnen:
„Ihr Mädchen habt fein Acht!
Wenn einer mit ſechs Tonnen
in's Kloſter kommt zu Nacht,
da haltet euch hübſch munter!"
So ſchrieb er und darunter
mahlt' er ein **H**, und brachte dann
das Briefchen ſchlau an ſeinen Mann.

Nun plauderten die Nonnen
von weiter nichts, als von
dem Manne mit den Tonnen,
und gratulirten ſchon
ſich gegenſeits, und ſprachen:
„Vielleicht in wenig Tagen
ſchon iſt das Tonnenmännchen hier,
und dann — walt's Gott! — dann freien wir!“

Und ſieh, nach zwanzig Tagen,
da rückt den Weg herauf
durchs Kloſterthor ein Wagen,
ſechs Tonnen obendrauf.
Des Wagens Schaffner, Köppe,
trifft an der Kellertreppe
den alten Kloſtervoigt, und ſpricht
zu ihm mit heuchelndem Geſicht:

„Ich bringe hier drei Tonnen,
gefüllt mit ſüßem Wein,
der möge euern Nonnen
und euch recht wohl gedeih'n.
Doch kann ich heute leider
mit dem Geſchirr nicht weiter,
und wag' es alſo, euch recht ſchön,
um Nachtherberge anzugeh'n.“

Drauf ſpricht der Voigt: „„Ei freilich,
ihr bleibt bei uns zu Nacht!
Gaſtfreundſchaft iſt uns heilig
zumal bei ſolcher Fracht.

Beliebt's euch abzuladen,
ſo kann dies wenig ſchaden,
ich meld' indeß der Aebtiſſin
euch an, wie ich ihr's ſchuldig bin.""

Herr Köppe, der ſich kürzlich
ein'n andern Namen gab,
lud nunmehr unverzüglich
die vollen Tonnen ab.
Da guckte, froh und munter,
die Aebtiſſin herunter,
und rief: „So fleißig, lieber Mann!
Nun, wenn ihr fertig, kommt heran!"

Deß freut ſich ſtill Herr Köppe,
und geht zu ihr hinauf,
fiſcht glücklich auf der Treppe
der Nonnen eine auf,
und ſpricht: „Nun macht euch fertig,
und ſeid des Winks gewärtig!
Sobald ich huſte, ſchickt euch an,
ſonſt kriegt ihr ewig keinen Mann!"

Drauf geht er ſonder Zagen
hinauf zur Aebtiſſin,
die ſetzt für ſeinen Magen
ihm Wein und Braten hin,
und dankt ihm für die Tonnen
im Namen ihrer Nonnen,
trinkt tapfer mit, ſchenkt wacker ein,
und ſcheint ihm ſehr geneigt zu ſeyn!

Sie macht manch zartes Späßchen,
und lacht und ſcherzt und trinkt,
bis daß ihr kupfrig Näschen
auf ihren Buſen ſinkt.
Da ſchleicht der ſchlaue Köppe
ſich fort und vor der Treppe
im Hofe unten huſtet er,
zum Zeichen, daß es Zeit nun wär'.

Die Nonnen alle waren
beſchaubt und wohlbereit,
mit Köppen abzufahren
aus ihrer Einſamkeit.
Jedwede trug im Hückchen
die beſten Kleidungsſtückchen,
und auf Gefahr der Hungersnoth
ein Bischen Fleiſch und Weizenbrod.

Sie ſtanden um den Wagen,
vor Aengſten bleich und ſtumm,
und trippelten mit Zagen
um Köppen rings herum.
Der ſtellte ſeine Tonnen
zurecht, und hieß die Nonnen
ſich in dieſelben ſchmiegen ein
und ja nur mäuschenſtille ſeyn.

Wie großen Raum ſie brauchen,
prüft erſt ſein Augenmaaß,
dann wählt er, wie ſie taugen,
je dreie für ein Faß,

und ob ſie auch ſich ſträuben,
da will doch keine bleiben,
und weil es einmal muß ſo ſeyn,
ſo ſteigt die Jüngſte friſch hinein.

Und weil nun keine Treppe
am Faſſe führt hinauf,
ſo ſtellt der gute Köppe
ſich ſtatt der Leiter auf,
und hebt die hübſchen Nonnen
recht gern in ſeine Tonnen,
und küßt erſt Jed' einmal, und ſpricht:
„Waar' ohne Stempel fahr' ich nicht!“

So packt er ſeine Nonnen
nach beſtem Wiſſen ein,
ermahnt ſie, in den Tonnen
hübſch fromm und ſtill zu ſeyn,
drückt dann — es dünkt ihm beſſer —
die Deckel auf die Fäſſer,
und wünſcht durch's offne Zapfenloch
den Mädchen viel Vergnügen noch.

Der Wächter und der Gärtner
ſchlief wie ein todter Dachs,
der ſchwerberauſchte Pförtner
ſah weder Kir noch Kar;
der Hund an ſeiner Kette,
der ſonſt ſpectakelt hätte,
war längſt von Köppen mit Bedacht
durch Bratenbrocken ſtumm gemacht.

Und da auch in der Hausflur
im Schlafe alles war,
ſo hatt' es mit der Ausfuhr
des Wagens nicht Gefahr.
Nach weggeſprengtem Schloſſe
zog Köppe ſeine Roſſe
behutſam durch das äuß're Thor,
und ſchwang ſich auf den Sitz empor.

Er trieb die Pferde tüchtig,
und über Stock und Stein
flog, trotz der Fracht noch, flüchtig
der Wagen hinterdrein.
Natürlich aber lagen
die Fäſſer auf dem Wagen
nicht ruhig, ſondern drehten ſich
und wackelten oft fürchterlich.

Da jammerten die Nonnen
denn manches Mal gar ſehr,
und rutſchten in den Tonnen
voll Aengſten hin und her.
„O weh! — Ich kann nicht fußen!
Mein Arm! — Mein Kopf! — Mein Buſen!“
Solch Zeterſchrei'n und Klagen drang
aus den drei Tonnen dumpf und bang.

Herr Köppe, der das hörte,
fand ſein Vergnügen dran,
und trieb die raſchen Pferde
noch immer ärger an,

und rief: „Geduld, ihr Nonnen,
wir haben bald gewonnen!
Zwei Stündchen nur noch fügt euch drein,
dann werden wir in Torgau ſeyn.“

Und endlich rollt der Wagen
in Torgau durch das Thor,
und, nach der Fracht zu fragen,
tritt barſch die Wacht hervor.
Doch Köppe ſpricht: „Ich fahre
heut' lauter leichte Waare,
's iſt Pöckelfleiſch, doch wird es jetzt
als etwas Friſches abgeſetzt.“

Drauf fährt er ſeine Tonnen
ganz ruhig in ſein Haus,
und packt die armen Nonnen
im Hof behutſam aus.
Die können kaum mehr ſtehen,
geſchweig' ein Schrittchen gehen,
und ſchütteln ſich und dehnen ſich,
's dünkt ihnen ſelber lächerlich.

Herr Köppe räumte ihnen
ein ſtilles Stübchen ein,
und ließ, ſie zu bedienen,
ſich angelegen ſeyn,
was Luthern ſo ſehr freute,
daß er den Weg nicht ſcheute,
und ſelbſt zu Fuß nach Torgau kam,
wo er das Weit're übernahm.

Die blonde Wilhelmine
ward ſpäter Köppens Braut,
die ſchlanke Katharine
ward Luthern angetraut,
und alle fanden Freier;
und riß auch mit dem Schleier
und Gurt der ſchöne Wahn entzwei,
ſie hatten's doch recht gut dabei.

Druck von J. H. Nagel in Leipzig.